



Josef Ruederer
Tragikomödien

Fünf Geschichten

mit Zeichnungen

von

Louis Corinth



Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H.
München

7/65

Tragikomödien



Alle Rechte vorbehalten



Josef Ruederer
Tragikomödien

Fünf Geschichten

mit Zeichnungen

von

Louis Corinth



Süddeutsche Monatshefte G. m. b. H.
München



Meinen Freunden

Louis Corinth und Otto Eckmann

Oktober 1896

Inhalt

Das Gansjung	1
Die Hinrichtung	41
Einnis Reichtvater	67
Der Totengräber	123
Hochzeiter und Hochzeiterin	213





Digitized by the Internet Archive
in 2015

<https://archive.org/details/tragikomodienfun00rued>

Das Gansjung





Der Herr Adjunkt hatte einen übeln Tag. Sehr gereizt stieg er die Treppen des neuen Rathauses herunter und trat auf den Marienplatz. Sein Chef, der Herr Rechtsrat, hatte ihn diesen Vormittag geschuhriegelt, daß ihm Hören und Sehen vergangen war. Auch der Herr Bürgermeister war sehr ungnädig gewesen und hatte ihn ausgeschimpft. Das kommt so vor, wenn man auf der Welt nicht mehr ist, als ein kleiner Subalternbeamter, der Tag aus, Tag ein, von früh bis spät in die Maschine gespannt wird und nur zum Mittag kaum auf eine knappe Stunde allergnädigste Erlaubnis erhält, sein karges Mahl hinunter zu würgen.

In Wirklichkeit zwar durfte der Herr Adjunkt zwei Stunden Ruhezeit genießen, von zwölf bis zwei Uhr, aber seine lebhafteste Phantasie spielte ihm in diesem Augenblick, wie öfters, wenn er so erregt war, einen bösen Streich und ließ ihn nicht von der Zwangsidee los, er hätte kaum fünfzig Minuten Zeit zum Essen. Und dabei soll der Mensch vom Rathaus bis in die

Au hinauslaufen und dann wieder zur rechten Zeit, wie ein Soldat zum Appell, antreten. Der Herr Rechtsrat, der konnte freilich näher wohnen und teure Miete zahlen, vom Herrn Bürgermeister schon gar nicht zu reden. Ja, solche Herren, die nehmen sich schon Zeit. Wenn es ihnen grad paßt, kommen sie halt einfach eine Stunde später ins Rathaus, und so ein armer Adjunkt darf mit dem letzten Bissen im Munde wieder davon heßen. Wenn man wenigstens besser bezahlt würde, aber hundert Mark im Monat ohne Aussicht auf baldige Erhöhung — da soll der Teufel mitleben können, wenn man eine Frau und drei kleine Kinder zu Hause hat!

Seine lebhafteste Phantasie hatte dem Herrn Adjunkten schon wieder einen Streich gespielt, diesmal sogar einen doppelten. Denn er hatte eigentlich hundertneunundzwanzig Mark monatliches Gehalt und nur zwei Kinder, über das dritte war man sich noch nicht ganz klar in der Familie. Vor einigen Wochen hatte zwar seine Frau dem Herrn Adjunkten eine dunkle Andeutung gemacht, die ihm die Haare in die Höhe trieb, aber von einer eigentlichen Gewißheit war keine Rede und durfte auch gar keine Rede sein, denn der Herr Adjunkt hatte damals seiner Gattin ebenso unhöflich wie entschieden erklärt, daß er sich ein derartiges Ereignis für alle Zukunft verbitten und in das Bereich der absoluten Unmöglichkeit verweisen müsse. Für seine heutige Stimmung paßte aber das fragliche Kind ganz vorzüglich. Endgültig nahm er es in Gedanken in seine Familie auf und zerbrach sich nun den Kopf, wie er's ernähren solle, wo er doch nur hundert Mark Gehalt beziehe.

Dies geringe Fixum hielt er hartnäckig fest, während er jetzt weiterschritt. Ja, er verbiß sich förmlich in den Gedanken und regte sich mit einem grimmigigen Behagen daran auf.

Ärgerlich hieb er mit dem dünnen Stocke auf den Randstein des Bürgersteiges, und es war ihm eine gewisse Beruhigung, als ihm seine bewährte Phantasie mit einem Mal das harte Pflaster in den breiten Hintern seines Vorgesetzten verwandelte. Um so fester schlug er darauf los.

Herrgott, wenn er einmal dürfte, so recht von Herzen dürfte! Vielleicht, wenn er das große Loos gewänne, dann könnte er sich schon einen solchen Scherz leisten und das verwirklichen, was jetzt leider nur Phantasie war. Dreinhauen wollte er, daß den Kerls Hören und Sehen verginge — die paar Mark Strafe wollte er gern zahlen! Bei den Bürgermeistern wollte er anfangen und dann so der Rangordnung nach 'runtergehen, die Rechtsräte durch bis zum letzten Assessor. Das wär' ihm so ein Spaß gewesen!

Aber auch an sich und die Seinen wollt' er dann denken. Gleich am ersten Sonntag mit Frau und Kind zweispännig aufs Land kutschieren, mit dem Dampfschiff herumfahren, fein leben und spät abends dann im Hofbräuhaus oder, noch besser in einem feinen Weinrestaurant oder Café stranden, am andern Tag bis elf Uhr im Bett liegen bleiben, um schließlich — und das war der Höhepunkt seiner Wünsche — dem dicken Ratsdiener die angesammelte Galle der harten Dienstjahre ins Gesicht zu spucken, wenn er ihn etwa ins Bureau holen wollte. Das sollte dann wenigstens 'mal ein Montag werden, über den man sich freuen könnte! Denn sonst liebte der Herr Adjunkt diesen Tag grade nicht besonders. Da konnte ihn die Frau kaum aus dem Bette kriegen, und wenn er endlich nach langem Zögern marschbereit war, dann wanderte er nur mit bitterbösen Flüchen auf die Kanzlei. So opulent, wie er sich's immer erdachte, war's freilich am Tag vorher nicht gewesen, aber so

viel hatte man doch daran gesetzt, daß für den Anfang der Woche ein ganz respektabler Jammer noch überblieb.

Die hellen Mittagsglocken der nahen Kirche weckten den Herrn Adjunkten aus seinen ernstesten Betrachtungen. Er sah auf seine Uhr. Die ging vor, regelmäßig wenn er vom Dienst kam, um fünf Minuten. Denn punkt zwölf Uhr hatte er die Feder weggeworfen. Das letzte Wort — es war allerdings sehr lang — hatte er nicht einmal ausgeschrieben. Und nun kamen erst die verdammten Stadtglocken! Wenn der Rechtsrat noch einmal nach ihm verlangt hätte? Ach, dann soll er's, sagte er plötzlich sehr entschieden und schob die Stahlbrille fester auf die spitze Nase. In seinen Gedanken war er fortwährend auf dem Marienplatz herumspaziert, nun wanderte er an hastenden Menschen vorbei zum alten Rathausbogen hinab.

Alle Tage derselbe Weg mitten durch Alt-München, an den Trödelbuden des Thals vorüber, durch das Isarthor und so weiter. Nur manchmal machte der Herr Adjunkt eine Ausnahme und ging über den Viktualienmarkt nach Hause. Das geschah aber selten und zwar nur in zwei ganz besonderen Fällen. Er mußte entweder sehr gut oder sehr schlecht aufgelegt sein. War er das eine, dann kaufte er selbst ein, und das bedeutete immer ein großes Ereignis. Auch war das mehr zu Anfang des Monats. Geschäftig wanderte er dann von Bude zu Bude, von Stand zu Stand, und beschnüffelte die ausgestellten Herrlichkeiten, das farbige Obst, das bunte Gemüse unter den weißen Riesenschirmen, oder er wandte seine Aufmerksamkeit den Metzgern und den Geflügelhändlerinnen zu. Alles faßte er an, denn der Herr Adjunkt pflegte mit den Fingern zu sehen und konnte eine Taube oder ein Stück blutigen Fleisches zehnmal hin und

herdrehen, ehe er sie wieder mit verächtlicher Geberde auf den Tisch warf. Dabei führte er überall lange Unterhaltungen mit den Verkäuferinnen. Er liebte den Klatsch, zu Hause auf der Treppe mit sämtlichen Inwohnern, besonders aber auf dem Markte, dem sein Herz gehörte. War er doch selbst ganz in der Nähe, in einer der angrenzenden Winkelgassen geboren. Darum war ihm ein Tag, wo er kaufen konnte, ein reiner Genuß.

Am den bösen Tagen — und das waren hauptsächlich die gegen Ende des Monats — war das aber ganz anders. Da ging der Herr Adjunkt sehr hastig über den Markt, warf giftige Blicke nach rechts und nach links, spuckte fortwährend aus und ließ sich in keine Konversation mit den Weibern ein, mochten sie ihm auch noch so freundlich aus jeder Bude ein „Grüß Gott, Herr Adjunkt!“ zurufen. Auch kam es da vor, daß er absichtlich oder unabsichtlich einen Korb Obst umstieß, daß die Früchte nur so herumkollerten. Am wütendsten aber war er dann auf die klatschenden Herrschaftsköchinnen, die ihm mit ihren wohlgefüllten Körben den Weg versperren. So manche bekam einen Rippenstoß ab, und nahm sie den nicht sehr gutwillig hin, eine entsprechende Titulatur noch obendrein.

Die reichen Leute fraßen ihm nämlich zu viel, wie er sagte. Und das war ihm widerlich. Er mochte überhaupt die reichen Leute nicht, besonders nicht, wenn sie Equipage führen.

Diese Empfindung hatte er eben jetzt wieder lebhaft, als ein eleganter Break in vollem Trab durch den Rathausbogen fauste und ihn zwang, auf den sehr schmalen Steig zu springen. In seinem fürchterlichen Schrecken fluchte er wütend dem dahinfliegenden Fuhrwerk nach, denn der kleine, untergesetzte Mann

war bei dem kühnen Satz sehr stark an die harte Wand geflogen, die über und über mit scheckigen Plakaten bedeckt war.

Freunde und Genossen! las er da. Heute Freitag Abend acht Uhr große Volksversammlung im Münchener Kindskeller. Vortrag über den Fluch des Kapitalismus.

„Bravo, bravo,“ gistete der Herr Adjunkt. „Der ganzen Bande gehören die Köpfe runtergehauen. Recht haben die Sozialdemokraten, ganz recht haben sie. Die meinen's wenigstens noch ehrlich mit einem.“

Wählen that man ja ohnehin schon lange nichts anderes mehr. Freilich, die öffentlichen Versammlungen besuchen, das war schon eine kitschliche Sache. Da konnte man am Ende noch die Stellung verlieren. Die Stellung! Der Herr Adjunkt stieß ein heiseres Lachen aus bei dem Gedanken an — diese Stellung. Das war ja der reinste Hohn. Und doch verwandelte sich sein Grimm wie mit einem Schlag in eine tiefe Traurigkeit über dieses Hundeleben, dessen Elend er eben so bitter fühlen mußte. Solch jähe Wandlungen machte er oft durch, und da war es ihm dann regelmäßig, als müsse er weinen, wie ein hilfloses Kind, das man mitten auf der Landstraße hatte stehen lassen, so weh wurde es ihm ums Herz. In dieser Stimmung hätte er auch nie über den Marktplatz gehen mögen. Er senkte den Kopf herab, als wolle er in seinem Schmerz von niemandem gesehen werden, stützte sich fester auf den schwachen Stock und ging langsam über die Straße.

Es war ihm wirklich elend zu Mut, dem armen Teufel. Fünf Tage dauerte der Monat noch, und er wußte kaum mehr, woher Geld nehmen.

Dieser Mai war aber auch zu schön gewesen. Grad jeden Sonntag mußte die verdammte Sonne scheinen und ins freie

locken. Außerdem fiel zu allem Überfluß das Pfingstfest auf ihn und obendrein noch ein Feiertag. Und da soll der Mensch zu Hause bleiben? An den einzigen Tagen, wo er noch ein bißchen ausschmaufen kann? Wenn man dies Vergnügen nicht mehr haben sollte, dann mochte ein anderer den Magistratsbeamten spielen.

Leichtsinn war es also nicht, der diese böse Lage hervorgerufen hatte. Das konnte sich der Herr Adjunkt mit bestem Gewissen sagen, als er nun seine Wanderung fortsetzte. Sogar im Angesicht der Heiliggeistkirche konnte er sich das versichern, vor deren Portal er eben ein wenig den Hut lüftete. Denn, wenn er auch nur Sozialdemokraten wählte, der Herr Adjunkt, alle Prinzipien dieser stürmischen Partei waren ihm noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen. Hielt er doch eine gut bürgerlich-konservative Zeitung, die morgens und abends ein schönes Bild brachte. Andererseits glaubte er aber der Partei, der er seine Stimme gab, doch wieder so viel Rücksicht schuldig zu sein, daß er jetzt bei dem flüchtigen Gruße vor der Kirche ein kurzes, ärgerliches Brummen ausstieß, als wenn er damit seine Höflichkeit als etwas unangebracht bezeichnen wollte einem Gotte gegenüber, der ihm doch nicht half, wenn er auch jeden Sonntag mit Frau und Kind vor der üblichen Landpartie eine Messe besuchte.

Kaum hatte er aber seinen Filz wieder zurecht gerückt, da blieb er wie angewurzelt stehen und horchte in die Richtung vom Viktualienmarkt hinunter. Was war denn dort los? Ein Skandal, ein Volksauflauf, eine Keilerei oder sonst was ähnliches. Für solches Geräusch hatte der Herr Adjunkt gute Ohren, denn es brachte sein Blut jedesmal in angenehme Wallung und versprach Abwechslung in dem einförmigen

Leben. Er sollte auch gleich merken, daß er sich nicht getäuscht hatte. Immer näher kam es zum Thal her, immer wüster erscholl das Geschrei und da — da bog es um die Ecke der Kirche. Eine Schaar tobender Männer und Weiber, ein ungeheurer, wirrer Knäuel brüllender Menschen, festgewunden um einen Mittelpunkt, der fortgestoßen und geschoben wurde zum alten Rathausbogen.

Jetzt hielt es den Herrn Adjunkten nicht länger. Frau, Kinder, das Mittagmahl und alle Sorgen waren vergessen, jetzt gehörte er dorthin, wo die anderen waren. Hoch schwang er seinen Stock in der Luft herum und eilte mit weiten Säzen dem Volkshaufen nach. Auch stimmlich wollte er nicht zurückbleiben. „He, he, he, langsam, langsam, aufgepaßt!“ So schrie er aus Leibeskräften, bis er endlich mit hochgerötetem Gesicht bei dem Zuge anlangte. Mit beiden Ellenbogen machte er sich Bahn und dabei brüllte er fortwährend nach allen Seiten:

„Was ist denn los? Was giebt's denn nur? Sagt's doch!“

Eine Antwort bekam er nicht, so aufgereggt er danach verlangte. Er sah aber, als er etwas weiter vorgedrungen war, daß die Leute alle wie besessen zur Mitte drängten.

„De war's, de war's, de hat's gestohlen, de Person, de elendige“, so tönte es in der Runde.

Jetzt endlich überblickte der Herr Adjunkt die Situation. Die schien ihm allerdings seltsam genug. Zwei Gensdarmen schleppten nämlich ein weibliches Wesen fort, das sich kaum mehr aufrecht halten konnte. Aber das war nicht etwa eine verkommene Landstreicherin, ein Marktweib oder eine Dirne, sondern eine sehr fein gekleidete, elegante Frau. Der Hut war ihr vom Kopfe gerissen, das blonde, schöne Haar hing in wirren Strähnen nach allen Seiten.

Dem Herrn Adjunkten wurde ganz seltsam zu Mute. Hastig verteilte er einige Rippenstöße unter die Leute, und so kam er neben die Gensdarmen. Nun vermochte er das Gesicht der noch jungen Frau zu sehen. Nichts auffallendes, ein bischen derb sogar, aber es stimmte mit seinen runden Backen und den tiefen Grübchen zu der vollen, schönen Figur der Arretierten. Wäre die Frau mit der feinen, grauen Sommertoilette, die sie trug, unbehelligt über die Straße gegangen, der Herr Adjunkt hätte sie, wäre er gerade guter Stimmung gewesen, für ein prächtiges Weiberl erklärt. Saßen ihr doch in dem gutherzigen Gesicht ein paar famose, braune Augen, die jetzt freilich mit dem Ausdruck des höchsten Entsetzens umherirrten. Ihre ganze Erscheinung war Auflösung und Verzweiflung.

Und die Frau hatte gestohlen?

Der Herr Adjunkt wußte nicht, was er zu denken hatte.

Er zitterte am ganzen Körper vor Erregung. So was hatte er noch nie erlebt, und sein erstes Gefühl, als er dieses hilflose Gesicht erblickte, war ein starkes Mitleid. Freilich, als er immer wieder sah, wie die Menge sie umheulte, wie die Gensdarmen sie immer rücksichtsloser vorwärts drängten, da mußte er wohl annehmen, daß sie ein schweres Verbrechen begangen habe, und da alle schrieen, schrie er schließlich mit, um so seiner erregten Neugier etwas Luft zu machen. Aus den anderen war nichts herauszubringen, die führten sich auf, als kämen sie alle aus dem Irrenhaus.

Am tollsten trieb es ein altes Weib, das dicht hinter der Arretierten einherschritt. Es war eine Geflügelhändlerin vom Markte, die wegen ihrer Grobheit allgemein gefürchtet war, und absolut nicht mit sich handeln ließ. Das hatte auch der Herr Adjunkt zu seinem Leidwesen schon erfahren müssen.

Deshalb haßte er das Weib, das hier am lautesten brüllte, und hätte ihr gern eins ausgewischt.

Plötzlich aber stockte der Zug. Die Gensdarmen hatten eine vorüberfahrende Droschke mit allem Aufwand ihrer Lungen und mit heftigen Geberden zum halten gezwungen. Mühsam schoben sie die halbtote Frau in den wackligen Kasten, dann sprangen sie selbst hinein und fuhren so unter dem Geschrei der nun riesenhaft angewachsenen Menge von dannen. Als Ziel hatten sie dem Kutscher die Polizeidirektion angegeben.

Nun aber war der Herr Adjunkt am Rand seiner Ausdauer angelangt, er fieberte förmlich.

„I will wissen, was es da 'geben hat,“ raunzte er einen der Nächststehenden an, „i bin ein magistratischer Beamter, i hab das Recht, eine Aufklärung zu verlangen. Verstehen Sie mich?“

„Was werd's geben haben?“ sagte pazig der Gefragte. „G'stohlen hat's halt, das Weibsbild, das erbärmliche.“

„Also wirklich g'stohlen?“

„Ja, ja,“ sagte der Andere sehr höhnisch, „Sie dürfen's schon glauben. Und das san nachher die gebildeten Ständ, die nobeln Herrschaften.“

Eine laute Lachsalve folgte diesen Worten. Das Mitleid, das der Herr Adjunkt zuerst einen Augenblick für die Urretierte empfunden hatte, begann bedeutend nachzulassen und ganz anderen Gefühlen Platz zu machen.

„Was hat's denn nur g'rad g'stohlen?“ forschte er weiter, und es klang beinahe wie eine gewisse Befriedigung.

„A Gansjung hat's g'stohln.“

„Is net möglich?“

Jetzt lag in seiner Frage schon eine förmlich freudige

Überraschung. Ja, ja, die reichen Leute! Er hatte nie was von ihnen gehalten.

„Da fragen S' nur d' Frau Scheppenbauer selber,“ fuhr sein Gegenüber fort.

Der Herr Adjunkt trat zu dem reisenden Marktweib heran. Vorläufig gelang es ihm aber nicht, sie anzureden, denn die Geflügelhändlerin erzählte mit weit aufgerissenem Munde und schrillen Tönen noch immer den ganzen Hergang, indem sie mit den Armen hastige Bewegungen nach allen Richtungen beschrieb.

„Frau Scheppenbauer, hören Sie mich an, wir sind ja alte Bekannte!“ rief der Herr Adjunkt.

Die resolute Frau kehrte sich nicht daran. Geduldig mußte der Herr Adjunkt warten, bis sich der erste Schwall ihrer Rede gelegt hatte und ein Teil der Maulaffen verschwand. Nun ging er entschiedener vor. Er packte die Frau beim Arm und zog sie mit fort, immer verfolgt von einem Schwarm von Menschen.

„Frau Scheppenbauer,“ begann er wieder, „wir kennen uns doch. Jetzt reden S' amal deutlich mit mir, und erzählen S' mir, wie des zungen is.“

Das Weib blieb stehen und im nächsten Augenblick war ein neuer Kreis um sie gebildet. Es war ein wirres Durcheinander, halb derbe Schimpferei, halb Erzählung, was sie in abgerissenen Sätzen hervorstieß. Begierig lauschte der Herr Adjunkt, als sie nun berichtete, daß die feine Person zu ihr gekommen sei, um ein Huhn zu kaufen. Sie holte das Verlangte im Hintergrund des Ladens, als sie aber wieder an das Ladenbrett trat, da habe sie gleich gemerkt, daß ein Gansjung fehle. Fünf hatten erst dazulegen. Niemand war außer der nobeln Person vor der Bude gewesen.

„Zerst, da hätt' i mir ja glei gar net traut, was z'sagen,“ fuhr sie fort, „aber wie's gehn hat wolln, da hab ich's halt doch gefragt, wo mein Gansjung 'blieben is. Und weil's da scho glei ganz rot worden is, da hab i mi nimmer g'halten, da fahr i 'raus aus meiner Buden und hau ihr den Marktkorb aus der Hand. Was is' 's erste, was rausfliegt? Mei Gansjung natürl'. Ach, da hab i dir aber scho so viel g'schimpft und g'schrien, bis alle Leut' z'sammg'laufen san. Die Herrn Gensdarm san a daher kommen, die haben's aufschreiben wollen, und weil's ihren Namen net hat sagen mögen, haben sie's mitg'nonnen. Jetzt hat's g'schrien und hat g'sagt, sie hätt's scho no zahl'n wollen, aber die Herrn Gensdarm hab'n sich nix d'rum kümmernert.“

Ein Beifallssturm durchtobte die Menge und jubelnd begleitete man die energische Frau ein paar Schritte weiter.

Dem Herrn Adjunkten wirbelte es nur so im Kopfe herum. Eine unbändige Freude bemächtigte sich seiner. Hastig ergriff er die in die Luft gestreckte Hand der Geflügelhändlerin und schüttelte sie mit nervöser Hektigkeit.

„Ein Exempel ist statuiert,“ rief er, „und das ist gut.“

Brüllend stimmte ihm die Menge zu.

Aber plötzlich tönte eine verächtliche Stimme dazwischen:

„O mein Jessas, was werd rauskommen? Bei de nobeln Leut kommt gar nix raus. Da is's hinterher allemal die sogenannte Kleptomanie g'wesen.“

Höhnisches Gelächter. Mit hochgeschwungenem Stocke winkte der Herr Adjunkt. Höher reckte er die Brust heraus, weit riß er die Augen auf, und wie ein Tribun stand er vor der gaffenden Menge. Diesen Augenblick empfand er als den stolzesten seines Lebens, denn da drüben thronte das Rathaus, und zu dessen Füßen konnte er, der einfache Beamte, dem

Volke, dem er ja selbst angehörte, wenigstens einmal in seinem Leben sagen, was er empfand. Ja, noch mehr, er durfte aus der Seele dieses Volkes herausprechen. Das hätte sich einmal der Herr Bürgermeister mit der goldenen Kette rühmen sollen, der nur Trinksprüche bei den Feststessereien halten konnte.

Mächtig erhob er seine Stimme:

„Nein, liebe Leute,“ schrie er, „so einfach geht das nicht mit der sogenannten Kleptomanie, diesmal ist ein unerhörter Fall konstatiert, und ich kann euch sagen als Beamter . . .“

„Jeee . . . a Beamtensimpel, a Bureaufkrat,“ tönte es unter wieherndem Gelächter in der Runde.

Der Herr Adjunkt merkte, daß er nicht ganz den richtigen Ton getroffen hatte, um in das Herz des Volkes zu dringen.

„Nein, nicht als Beamter sag ich euch das,“ fuhr er deshalb fort, „ich red nur als heimatberechtigter Münchener, und da sag ich euch . . . jawohl, da sag ich euch, unsere Justiz wird sich gründlich besinnen, ehe sie . . .“

„Machen Sie, daß Sie fortkommen,“ tönte es barsch neben ihm.

Empört sah er sich um. Ein Gensdarm hatte sich durch die Menge gedrängt und stand jetzt drohend neben ihm.

„Erlauben Sie . . .“

„Bitte, keine Umstände, jede öffentliche Ansammlung ist verboten.“

„So? Dann werde ich heute Abend im Münchner Kindkeller bei den Sozialdemokraten meine Beschwerde vorbringen,“ stieß der Herr Adjunkt heraus und wunderte sich im nächsten Augenblick selbst über seinen Mut.

„Das geht mich nichts an, hier aber haben Sie still zu

sein," sagte der Gensdarm und wandte sich den Leuten zu, die er energisch auseinandertrieb. Schimpfend und brummend entfernte sich die Menge.

In dem Herrn Adjunkten kochte es. Gern hätte er alle mit Donnerstimme zurückgerufen und eine flammende Rede gehalten, aber die Klugheit gewann in ihm noch einmal die Überhand, und so zog er sich mit einigen Herren seines Bildungsgrades in das Gasthaus „zum ewigen Licht“ zurück, um dort beim Bier recht ausgiebig auf den Polizeistaat und die verrotteten, besitzenden Klassen zu schimpfen.

Der Frau Scheppenbauer hatte er aber vorher noch einmal kräftigst die Hand geschüttelt.

*

*

*

Als er um zwei Uhr wieder auf seine Kanzlei wanderte, befand er sich in einer so gehobenen Stimmung, wie schon seit Jahren nicht mehr. Behend stieg er die Treppen hinan, aller Kummer war vergessen, und ihm kam es vor, als flüstre ihm eine innere Stimme beruhigend zu, daß er diesen Frohdienst nicht mehr lange zu versehen brauche. Ging es so fort, dann mußten die oberen Zehntausend doch bald abhauen. Heimlich rieb er sich bei diesem Gedanken die Hände. Gegen den Rechtsrat verhielt er sich fast trotzig, und seine Bücher hatte er noch nie so schlecht registriert, als heute. Er merkte bald, daß das aufregende Ereignis das Gespräch im ganzen Rathaus bildete. Alle Kollegen wußten davon, und die es noch nicht kannten, denen erzählte es der Herr Adjunkt mit einer Genauig-



keit, die nichts zu wünschen übrig ließ. Er war Feuer und Flamme.

Aha! Jetzt steckten auch der Herr Bürgermeister und der Herr Rechtsrat bedenklich die Köpfe zusammen! Wie mochte denen zu Mute sein? In aller Behaglichkeit malte der Herr Adjunkt sich das aus und vergaß dabei nicht fleißig auf die Uhr zu sehen, ob denn noch nicht bald Kanzleischluß wäre.

Aber so ein Bureautag dauert lang, wenn man für den Abend etwas vorhat. Und was hatte der Herr Adjunkt nicht alles vor heute Abend? Tausend Dinge beschäftigten ihn ja, vor allem die Volksversammlung und die Zeitung. Die sollte sich 'mal unterstehen das Ereignis nicht gebührend zu besprechen! Dann wollte er heute noch auf das Sozialistenblatt abonnieren, selber wollte er einen Artikel schreiben und ihn richtig ins Licht setzen, diesen frechen Diebstahl der Frau — ja, wie hieß sie denn eigentlich? Bis jetzt hatte dem Herrn Adjunkten die Thatsache genügt, daß sie den allerersten Kreisen angehörte. Mehr hatte er kaum zu wissen verlangt. Im Rathaus wurden lauter Vermutungen über ihren Namen ausgesprochen, aber keiner wußte was bestimmtes. Der eine redete von einer Privatiersfrau, der andere von einer Oberingenieursgattin, der dritte von einer Frau Professor, und ein sonst immer sehr gut Informierter sprach sogar von einer Regierungsrätin. Bei dieser Möglichkeit wurde es dem Herrn Adjunkten ordentlich warm ums Herz, und ein froher Schreck fuhr ihm durch alle Glieder. Die Frau eines hohen Beamten, eines Studierten, wie er immer verächtlich zu sagen pflegte, das wäre ein Hauptvergnügen und könnte seine kühnsten Erwartungen noch übertreffen. Ja, die wäre ihm lieber, als alle anderen, sogar

noch mehr als eine Bankiersfrau, die sonst auch nicht übel gewesen wäre.

Von Minute zu Minute wuchs seine Erregung, und als nun gar gegen Abend die Kolporteursfrau für den Herrn Rechtsrat die Zeitung brachte und sie auf den Tisch des Gewaltigen legte, da war es auch mit dem letzten Rest von Gelassenheit vorbei. Ächzend erhob er sich und wanderte herum. Sein Vorgesetzter war kurz vorher zum Bürgermeister gerufen worden, er befand sich also allein in dem Zimmer, allein mit sich und der furchtbaren Zeitung. Es war das gleiche Blatt, das er zu Hause selbst hielt, und er konnte die Fäuste ballen, wenn er dachte, daß seine Frau die Neuigkeit um dieselbe Zeit aus der Filiale abholte und nun behaglich lesen konnte, was ihm noch eine Stunde verschlossen bleiben sollte.

Nein, das hielt er nicht aus. Mochte der Rechtsrat kommen oder nicht — er mußte einen Blick hineinwerfen. Vorsichtig ging er näher und faßte mit zitternden Händen die Zeitung. Hastig schlug er die erste Seite, die ein ihm gleichgültiges Bild brachte, um. Er las, suchte, überflog die zweite, die dritte Seite — nichts. Jetzt suchte er unter „Lokalem“ unter „Vermischtem“ — wieder nichts. Ach, die — schon wollte der Herr Adjunkt einen gotteslästerlichen Fluch auf diese alles vertuschende Schmierbande ausstoßen, als er zum Glück noch einen mit großen Buchstaben gedruckten Artikel unter „Nachtrag“ fand. Das war's! Er las, und seine Wangen färbten sich rot. Nein, nein, er hatte seiner Zeitung unrecht gethan, sie war ehrlich und beschönigte nichts.

Der ganze Diebstahl war, so weit es die Kürze der Zeit erlaubte, genau geschildert, die arme Frau Scheppenbauer, die allgemein geachtete Frau, wurde lebhaft bedauert, und schließ-

lich kam sogar eine Stelle, die der Herr Adjunkt dem Blatte gar nicht zugetraut hatte.

„Wie wir hören,“ hieß es da, „gehört die leichtsinnige, tiefgefallene, junge Frau den besseren Ständen an. Wir beklagen das unendlich. In einer Zeit, wie der unsrigen, die — leider — so sehr von häßlichen Parteikämpfen und schroffen Gegensätzen durchwühlt ist, sollte gerade die besitzende Klasse durch ein gutes Beispiel vorangehen, denn nur so und nicht anders könnte man an einen allmählichen Ausgleich dieser Gegensätze denken, nicht aber, wenn täglich neuer Zündstoff von leichtsinniger Hand in die Massen geschleudert wird.“

„Bravo, bravo, mir aus der Seele geschrieben,“ jubelte der Herr Adjunkt und rieb sich die Hände.

Jetzt wußte er, was er zu denken hatte.

*

*

*

Am anderen Morgen wachte er auf mit einem fürchterlichen Kater. Er war um zwei Uhr nachts nach Haus gekommen, berauscht vom Bier und den dröhnenden Reden der Volksversammlung. Was er da alles gehört hatte von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, von Plutokratie, Verderbtheit, Genußsucht und allgemeiner Korruption, das war ihm in schönen Träumen des kurzen Schlafes durch den Kopf gefahren und hatte ihn so glücklich gemacht, daß er nun das klägliche Erwachen mit einem brummenden Schädel, in einem engen Zimmer, wo die vier Betten kaum Platz hatten, um so jämmerlicher empfand. Nach der Stimmung, in der er heimgekehrt

war, und nach den hochgeschwellten Erwartungen hätte er sich eigentlich in einer purpurnen Himmelbettstatt der Residenz wiederfinden müssen.

Statt dessen ging das alte Hundeleben wieder von vorn an!

Ärgerlich zog er sich an, ärgerlich schlich er von dannen. Erst die frische Morgenluft des köstlichen Maitages, die ihm auf der Frauenhoferbrücke wohligh um den Kopf zog, vermochte ihn wieder zu beleben und teilnahmsvoll für seine Umgebung zu stimmen. Da tauchte wie durch ein Zauberwort das Gansjung vor seinen Augen auf, und die Erinnerung daran brachte seine Nerven sofort in höhere Schwingungen. Er besann sich jetzt, wie trefflich in der Volksversammlung einer der Redner den Vorfall besprochen und wie ihm daraufhin die Menge zugejubelt hatte. Auch die interessante Neuigkeit hatte man bei dieser Gelegenheit erfahren können, daß die freche Diebin nicht nur aus den ersten, sondern sogar aus den höchsten Kreisen stamme und die Tochter eines ehemaligen Ministers sei. Für diese Behauptung war der betreffenden Redner sogar mit seinem Ehrenwort eingetreten, was ja nun jeden weiteren Zweifel für immer ausschloß. Nette Blamage für die gute Gesellschaft! So dachte der Herr Adjunkt und verwischte mit dieser frohen Gewißheit so nach und nach die fatalen Spuren der aufregenden Nacht.

Als er nun gar in der ferne den Viktualienmarkt mit seinem bewegten Morgentreiben auftauchen sah, da war er erst recht wieder bei der Sache, und alles stand so plastisch vor ihm, wie am Tage vorher. Er nahm sich vor, die Frau Scheppenhauer im Vorübergehen zu besuchen und ihr ein paar freundliche Worte zu sagen. Elastischer wurde sein Gang. Der Körper

richtete sich aus der vorigen Schloffheit wieder zu der stolzen Haltung von gestern auf, und das Auge blickte wieder klar durch die Brille. So war er ganz der wohlwollende Beamte, der sich herabläßt, einer armen, bestohlenen Frau seine Teilnahme auszudrücken.

Schade, daß seine Grandezza nicht alle Leute würdigen konnten, denn ein solches Gedränge, wie heute, glaubte er noch nie auf dem Markte gesehen zu haben. Man konnte sich kaum durchwinden. „Alles nur die Wirkung vom Gansjung“, sagte sich der Herr Adjunkt mit Stolz und schob sich selbst keinen geringen Teil an diesem Triumph zu. Nur ganz langsam kam er vorwärts. Die Gruppen hatten sich hartnäckig verdichtet und waren nicht vom Platz zu bewegen. Und alle diese Leute hielt eine Sache zusammen und beseelte ein Stoff. Das sah der Herr Adjunkt an den aufgeregten Gesichtern, und drum ging er auch nicht, wie sonst, mit Stößen und Flüchen vor, sondern schonend und gemüthlich — er hatte ja noch Zeit. Lächelnd nickte er da und dorthin und nahm es durchaus nicht übel, wenn er keinen Gegengruß bekam.

So gelangte er zu dem Stand der Frau Scheppenbauer, doch war er nicht wenig überrascht, als er gerade diese Bude gar nicht belagert fand. Was sollte denn das heißen? Auf zehn Schritte davor war ganz gut zu gehen, und jetzt, wo er sich genauer umsah, bemerkte der Herr Adjunkt das scheue Aussehen der Fernstehenden und der Passanten. Die Frau selbst saß hinter dem Ladentische, hielt die Schürze vor die Augen und weinte laut.

Gar seltsam überkam es den Herrn Adjunkten bei diesem Anblick, und ganz langsam und zögernd trat er näher.

„Frau Scheppenbauer“, sagte er mit gedämpfter Stimme, „was haben S' denn?“

Auf einen Augenblick ließ sie die Schürze fallen, um sie sofort wieder vors Gesicht zu schlagen und weiter zu weinen.

„Aber, san S' doch g'scheit“, lispelte der Herr Adjunkt, dem es immer banger wurde. „Was is Ihnen denn passiert?“

Das alte Weib stieß es nur so auf und nieder.

„O, mein Herr“, ächzte sie, „i bin ja doch net Schuld dran, i kann nix dafür.“

„Für was denn?“

„Daß sie daß sie o, mein Gott und Herr, daß sie ins Wasser gegangen is.“

„Wer is ins Wasser gegangen?“ schrie der Herr Adjunkt ganz entsetzt.

Das Weib winkte mit der Hand wie abwehrend gegen die Straße hin, als suchte sie ein heranschleichendes Gespenst von sich abzuwehren.

Für sie antwortete eine dralle Köchin mit hochrotem Gesicht, die der Geflügelhändlerin die geballte Faust entgegenstreckte.

„Wer ins Wasser ist?“ schrie sie. „Die arme, junge Frau is 'neingegangen, weil sie 's 'neintrieben hat, die Schandperson, die!“

Dem Herrn Adjunkt wankte der Boden unter den Füßen. Wie versteinert sah er zu den empörten Leuten hinüber, die immer den scheuen Abstand wahrten.

„Weibsbilder soll man uns heißen, verkommene,“ fuhr die Köchin fort, „wenn wir bei der nur no a Stückerl einkaufen, nix da, net amal 's kleinste Gansjung mehr.“

Bei diesem Wort fuhr die Geflügelhändlerin zusammen, und auch die Umstehenden wurden heftiger von der Erinnerung gepackt.

„A Schand is, pfui Teufel no amal, weg'n 'm Gansjung so'n Spektakel z' machen. De grobe Person, die. Die arme Frau hat's ja zahlen wollen.“

So tönte es mit schlecht verhaltenem Groll in der Runde herum.

Der Herr Adjunkt wußte nicht, was er zu denken hatte.

Vorerst rückte er einmal vorsichtig von der Bude weg, um sich unter die Leute zu mengen, denn er hielt sich immer gern dort auf, wo mehrere waren. Dann wuschte er den Schweiß von der Stirne. Die Geschichte von dem Selbstmord war ihm gar höllisch in die Glieder gefahren, denn so was ist doch schließlich kein Spaß. Aber wie war das nur zugegangen? Vergebens sann er hin und her. Fragen konnte er nicht mehr. Der kleine, redselige Mann war einfach auf den Mund geschlagen. Er stierte nur immer zu der Verkaufsbude hinüber, und schließlich, als er merkte wie überflüssig er war, schlich er davon, wie ein geprügelter Köter.

„Ins Wasser . . . ins Wasser 'gangen . . .“ murmelte er vor sich hin, „ist denn das möglich?“

In seiner Kanzlei merkte er kaum, was um ihn vorging. Ganz mechanisch versah er seine Arbeit und kritzelte steife Buchstaben auf das harte Papier der großen Folianten, daß die Feder nur so schnarrte. Seine Augen waren dabei starr in die Ecke des Zimmers gerichtet, und oft griff er nach der Stirne, als wollte er sich vergewissern, daß sein Verstand noch auf derselben Stelle sitze. Später glaubte er dann wohl zu bemerken, daß der Rechtsrat mit einem Herrn die Katastrophe besprach, aber er horchte nicht hin, im Gegenteil, er hielt sich das eine Ohr zu, während er schrieb, um nichts hören zu müssen.

Herrgott, wenn er sich das Gesicht der Selbstmörderin ins

Gedächtnis zurückrief! Wenn er sich sagte, daß sie gestern um diese Zeit noch lebte und ganz vergnügt herumging, und daß sie jetzt — er konnte sich das nicht ausdenken. Das war doch ein furchtbares Ereignis! Tief traurig und beklagenswert. Dem gutherzigen Herrn Adjunkten hatte die arme, junge Frau ja schon gleich im ersten Augenblick so leid gethan, wirklich so sehr leid gethan. Bei Gott und allen Heiligen! Er erinnerte sich noch ganz gut seines schweren Zornes, als die Frau Scheppenbauer wie eine Bessene hinter der Arretierten geschimpft hatte. Diese ungebildete Person! So aufzutreten! Man kann doch auch ruhiger sprechen und braucht doch nicht gleich die Gensdarmrie zu rufen. Die arme, junge Frau! Vielleicht hatte sie Kinder, die jetzt nach der Mutter jammerten, vielleicht hatte sie es auch gar nicht so böß gemeint, gar keinen Diebstahl beabsichtigt, vielleicht war alles nur ein Mißverständnis, das ein gutes Wort schnell ausgeglichen hätte, und da muß dieses infame Marktweib so einen Spektakel anfangen!

Ein starker Grimm erwachte in dem Herrn Adjunkten. Dieses Weib war an allem Schuld, das mußte er sich immer wiederholen, je strenger er den Fall prüfte. Und der Herr Adjunkt nahm es genau, Punkt für Punkt mit reifer Überlegung, nicht etwa so, wie der leichtfertige Pöbel am Marktplatz. Freilich fiel ihm bald auf, daß der am Morgen schon nichts anderes gesagt hatte, als was er jetzt selber dachte, aber im gleichen Momente war er mit ihm schon wieder ausgeföhnt. Ja, er freute sich, daß das Volk ein so feines und richtiges Gefühl in diesem Falle bekundet hatte und zitierte mit vollem Brustton das alte Wort: Volkes Stimme — Gottes Stimme.

Alle diese schönen Sprüche haben einen tiefen Sinn und

einen inneren, sittlichen Kern, das fühlte der Herr Adjunkt nie stärker, als jetzt.

Trotzdem wollte er sich ein zweites Mal nicht so hinreißen lassen und die Geflügelhändlerin nicht blindlings verdammen. Er wollte sich erkundigen und genau die Haltung erwägen, die er dieser rohen Person gegenüber — denn das blieb sie doch auf jeden Fall — zu wahren hatte.

Mit diesem Vorsatz stellte sich auch wieder das Interesse für seine Umgebung ein, und er bestellte sich bei einem vorübergehenden Katsdiener ein Glas Bock und eine Weißwurst. Während er das Frühstück genoß, fragte er den Diener mit gleichgültiger Miene, ob er nichts näheres über den gestrigen Vorfall wisse. Der zeigte sich gut unterrichtet und erzählte, daß man die junge Frau erst zur Polizei gebracht habe, dort sei sie vernommen und dann, nachdem man ihren Namen und die Wohnung festgestellt habe, bis auf weiteres entlassen worden. Sie sei aber nicht mehr nach Hause gegangen, sondern in eine Droschke gestiegen und zur Isar hinaus gefahren. Bei den Überfällen sei sie ausgestiegen, und ehe der Kutscher sich bestimmen konnte, sei sie ins Wasser gesprungen. Erst ganz weit unten hätte man sie tot herausgezogen.

„Schrecklich, schrecklich,“ murmelte der Herr Adjunkt und trank sein Glas aus. „Und an alledem is nur das gemeine Weib schuld, die Scheppenbauerin,“ fuhr er fort, „ich weiß, wie die die Leut behandelt, mir hat sie's ganz ähnlich gemacht, das Luder. Die versteht eben niemand zu behandeln, am wenigsten so eine feine Frau aus den allerersten Kreisen.“

„No, no,“ beschwichtigte der Diener, „so g'fährli is a net mit de allerersten Kreis.“

„Wieso?“

„No mei, a Postbeamter, a kleiner, is halt ihr Mann.“
Jählings durchzuckte es den Herrn Adjunkten.

„Von der Frau, die sich gestern ertränkt hat?“

„Natürli.“

„Aber, i bitt Sie, die feine Kleidung.“

„O mei, sie hat e bissel Geld von Haus aus g'habt, und eitel war's a, man soll zwar einer Toten nichts nachsagen.“

„Aber sie ist doch eine Ministerstochter gewesen?“

„Ah bah, dummes Zeug, wer hat Ihnen denn des weiß g'macht?“

Der Herr Adjunkt hütete sich wohl, das zu gestehen. Er merkte nur, daß das letzte, was zu Gunsten der Geflügelhändlerin hätte sprechen können, auch dahinsank, weil sie sich an einer einfachen Frau vergriffen hatte, deren Mann nur ein kleiner Beamter, wie er selbst war.

„Woher wissen Sie denn das alles?“ fragte er heftig.

„Ja, haben Sie denn net die heutige Morgenzeitung g'lesen?“

Der Herr Adjunkt verneinte wie geistesabwesend. Sein schrecklicher Kater, sein spätes Aufstehen hatten ihn nicht dazu kommen lassen.

„Da schau'n S' her,“ sagte der Diener und holte die wohlbekanntete Tageszeitung aus der Tasche. Gierig griff der Herr Adjunkt danach.

Auf der ersten Seite befand sich ein großes Bild, und mit Entsetzen bemerkte der Herr Adjunkt, daß es den Transport der Diebin über den Marienplatz darstellte. Hastig blätterte er um, denn es war ihm, als hätte er seine eigene Photographie unter der Menge entdeckt. Er suchte weiter, und richtig, auf der dritten Seite war wieder ein Bild, wo möglich

noch erbärmlicher gezeichnet, als das erste: Die Unglückliche mit sanftem Ausblick zum Himmel und mit wohlgeordneten, enganliegenden Kleidern, wie eine Nixe ins Wasser hinabschwebend. Im Hintergrund der Kutscher, der wie ein Clown herumhüpfte und die Peitsche schwang.

Erregt las der Herr Adjunkt, was darunter stand.

„Hiermit empfangen unsere p. p. Leser die getreue Abbildung des düsteren Tragödienschlusses vom gestrigen Tage aus der Hand unseres Spezialzeichners. So weit mußte es kommen! Gnädig hat die Welle den letzten Rest der Schuld, wenn eine solche überhaupt vorhanden war, hinweggespült, und es drängt sich uns nun die inhaltschwere Frage auf: Wie konnte es überhaupt so weit kommen? Wie konnte die tief beklagenswerte, junge Frau, die einer schlichten Bürgerfamilie angehörte, in den Tod getrieben werden wegen eines bedauerlichen Mißverständnisses, das sich bei dem Handel um ein Gansjung herausstellte? (!)

Die Antwort suchen wir in der tief entehrenden Eskortierung durch Gensdarmen, vor allem aber — trotzdem es uns fern liegt, einen Stein zu werfen — in der unerhörten Art des Vorgehens der sehr brutalen Geflügelhändlersfrau, deren Namen wir lieber mit Stillschweigen übergehen wollen. Wir glauben daher nur der allgemeinen Stimmung beredten Ausdruck zu geben, wenn wir wünschen, die betreffende Frau möge diese schwere Verantwortung mit ihrem Gewissen abmachen.“

„Mir aus der Seele geschrieben,“ sagte der Herr Adjunkt aufatmend.

Jetzt wußte er wieder, was er zu denken hatte.

*

*

*

Als es Mittag war, wollte er sich dieses Ungeheuer von Frau noch einmal ansehen. Er lenkte deshalb seine Schritte wieder zum Markt. Genau so, wie am Morgen saß sie hinter dem Ladentische, weinend und jammernd, und in entsprechender Entfernung hielten sich die Zuschauer, die sich bedeutend vermehrt hatten.

Es war eine regelrechte Prangerausstellung, wie in der berühmten guten, alten Zeit, der der Herr Adjunkt, obwohl er gar nicht alt war, oft blutige Thränen nachweinen konnte. Auch wenn die verfehnte Frau dort in ihrer Bude keine hölzerne Halskrause trug und nicht festgebunden war, sie hätte sich nicht vom Platz bewegen können, so drohend war die Haltung des Publikums gegen den Morgen geworden. Der Herr Adjunkt wäre schön angekommen, wenn er es etwa, wie vor vier Stunden, riskiert hätte, sie anzureden. Zu seiner Ehre muß aber gesagt werden, daß ihm nichts ferner lag, als ein solcher selbstmörderischer Gedanke.

Was ihn bewegte, war durchaus nicht zu Gunsten der Frau Scheppenbauer, über die ein verdammendes Volksgericht auf offenem Markte abgehalten wurde.

Er sah sich erst in seiner Nähe um, ob niemand da war, der ihn etwa am Morgen bemerkt hätte, und als er sich dessen vergewissert hatte, reizte es ihn, den Aaiden, den Uneingeweihten zu spielen. Er nahm eine Trauermiene an, und gleich darauf kamen ihm auch — war es aus Freude über seine neue Rolle oder über den Skandal selbst — zwei dicke Thränen in die Augen, die sich ja trefflich verwerten ließen. Mit diesem Gesicht drehte er sich langsam zu dem Nächststehenden.

„Die is?“ fragte er mit dumpfer Stimme.

„Die is“, bestätigte der andere in gleichem Tone.

„Wie war die Geschichte eigentlich?“ fragte der Herr Adjunkt wieder sehr leis, um die weihervolle Stille nicht zu stören.

„Das wissen Sie no net?“

Von allen Seiten trafen den Herrn Adjunkten erstaunte Blicke. Hier war wirklich ein Mensch, der noch nicht wußte, um was es sich handelte? War das möglich? Eilig löste sich der schwere Bann, der auf allen gelastet hatte, man begann zu erzählen. Da berichtete einer ein Stückchen, der wurde unterbrochen von einem Frauenzimmer, das alles besser wußte, nun mengte sich ein dritter, ein vierter hinein, und bald darauf schrie alles durcheinander.

Der Herr Adjunkt fühlte, daß er der Mittelpunkt des Ganzen war.

„Schauerhaft“, rief er unwillig, „schauerhaft! Wissen Sie, was man in Amerika mit solch einer Person anfängt?“

Die Leute horchten hoch auf. Für einen Herrn, der schon so weit in der Welt herumgekommen war, hatten sie die größte Bewunderung. Das merkte der Herr Adjunkt. Stolz warf er sich in die Brust. Er hatte ja keine Veranlassung dem biederen Volke zu gestehen, daß der Starnbergersee sein weitester Ausflug vom Weichbild seiner Vaterstadt war. Wohl aber merkte er, daß sich ihm noch einmal die Gelegenheit bot, öffentlich eine Rolle zu spielen. Diesmal wollte er sie ausnutzen, war doch das Recht untrügerisch auf seiner Seite. Mächtig hob er den Kopf heraus, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß weit und breit kein Gensdarm sichtbar war, rief er mit dröhnender Stimme: „Was man in Amerika thut, das will ich euch sagen: Man lyncht solche Weiber!“

Diesmal hatte er die Seele des Volkes getroffen! Das

bewies ihm der losbrechende Beifall. Die Leute schienen alle nur auf ein solches Zeichen gewartet zu haben, denn sie schrien wie besessen, und immer drohender wurden ihre Bewegungen zu der Bude hinüber.

„Hast 's gehört, was man dir in Amerika anthät?“ rief ein junger Bursche. Damit nahm er eine Handvoll Straßensot und schleuderte ihn auf die unglückliche Frau.

Ein lautes Gelächter folgte dieser Rohheit, dann setzte sich die Menge in Bewegung, um der Bude näher zu rücken. Nur der Herr Adjunkt blieb im Hintertreffen und leitete von dort aus die Schlacht, indem er abwechselnd einige Schlagwörter in die Menge hineinschrie. Die Sache schien eine bedenkliche Wendung nehmen zu wollen. Schon flogen Steine in die Bude, und immer gemeiner und zügelloser wurden die Schimpfwörter. Der Angegriffenen aber half niemand. Kalt und gleichgültig sahen die Nachbarweiber von ihren Buden aus zu. Warum auch nicht? Sie hatten ja nun eine bedenkliche Konkurrenz weniger, drum rührten sie sich nicht. Auch wer sonst noch aus Buden und Ständen herblickte, zeigte keine Spur von Mitleid, sondern half den Spektakel noch erhöhen.

Wie das nun so zu einem vernichtenden Strom aus allen Ecken zusammenfloß, da konnte sich der Herr Adjunkt nicht ohne ein gewisses Gefühl der Befriedigung sagen: „Das ist mein Werk!“ Er drückte zwar zugleich als frommer Christ und friedliebender Bürger die stille Hoffnung aus, die Leute möchten ein angenehmes Maaß beobachten und nicht gar zu weit gehen. Eine gehörige Angst konnte ja der gemeinen Person nichts schaden, trotzdem hätte er es ganz gern gesehen, wenn man eine gewisse Grenze eingehalten hätte.

Aber was kümmert sich der Stein um den, der ihn ins Rollen gebracht hat? Je zahlreicher sie wurde, um so mehr Mut bekam die tapfere Menge der einzelnen Frau gegenüber. Jetzt prallte sie mit furchbarer Wucht gegen die krachende Bude, und, wer weiß, was der Herr Adjunkt noch alles hätte erleben können, wenn nicht in diesem Augenblicke eines jener Ereignisse eingetreten wäre, die auf die Menschheit so verblüffend wirken, daß sie mitten in Sturm und Sieg wie gebannt steht, weil sie sich überboten sieht.

Ein derber, breitschultriger Mensch drängte sich nämlich, wie mit Keulenschlägen um sich hauend, vor. Und als die halb zu Tode geängstigte Frau seiner ansichtig wird, stößt sie einen fürchterlichen Schrei aus und rennt wie wahnsinnig herum. Der Kerl kümmert sich nicht um ihr Gejammer, sondern haut auf sie ein mit beiden Fäusten, wie ein Schmied, blind und gleichgültig, wohin er trifft. Er thut es ohne besondere Erregung, mit einer Art von wohlerworbenem Recht und mit einer gewissen Selbstverständlichkeit.

„Jessas, Maria und Josef“, tönt es aus den Nebenbuden, „der Mann is!“

„Der arme Kerl, der arme“, schreien andre. „Der is schwer zu bedauern mit so'm Weib. Wenn er's nur erschlagen thät, de elende Person!“ Und nun erscholl ein Beifallsgeschrei, das die Luft erzittern machte.

Der Herr Adjunkt wippte auf und nieder und befand sich in heller Verzweiflung. Er war zu klein, um alles überschauen zu können, und einer Prügelei sah er für sein Leben gern zu. Doch endlich sollte seine Neugier befriedigt werden, denn der ganze Schwarm brüllender Menschen geriet plötzlich in heftige Bewegung, und gleich darauf flog er in der Mitte aus-

einander, wie ein entzweigerissenes Papier. Und durch die neugebildete Gasse begann unter dem Hohngelächter und dem Gejohl der Versammelten der Spießrutenlauf der gehezten Frau, die der schimpfende Mann mit Händen und Füßen vorwärts stieß.

Als der Herr Adjunkt das blutüberströmte Gesicht der Geflügelhändlerin sah, da wollte sich fast wieder sein nur allzuweiches, gutes Herz regen, aber diesmal war er eisern gegen sich selbst und unterdrückte jede zartere Regung, denn er sagte sich ganz logisch:

„Das ist der Mann, der rechtlich angetraute Ehemann dieses Weibes, und sein Zorn ist vollauf zu billigen, denn das Weib hat einen Mord auf dem Gewissen, für den sie aber nie von der irdischen Gerechtigkeit belangt werden kann. Obendrein hat sie ihm noch das schöne Geschäft ruiniert — also mag er sie prügeln so lange es ihm paßt, denn er ist ihr Herr und kann thun, was er will.“

Dies überlegend ging der Herr Adjunkt nach Hause zu seiner Frau und erzählte ihr den Fall als warnendes Beispiel.

*

*

*

Eines aber war doch ganz seltsam. Er wußte jetzt ganz genau, was er zu denken hatte, und konnte doch nicht so froh werden, wie am Tage vorher. Warum denn nur? Der gestrige Fall hatte ihm mehr reine Freude bescheert, und die Wendung, die er nun genommen hatte, wollte ihm doch nicht recht behagen. Da war alles so schön geordnet gewesen, eine reiche, junge Frau hatte gestohlen, der bürger-

lichen Gesellschaft konnte man den Untergang prophezeien, die Vorgesetzten über die Achsel ansehen, — und heute, da mußte man erfahren, daß es gar keine feine Dame war, sondern nur eine kleine Beamtsngattin, die sich von der seinigen dadurch unterschied, daß sie einen unerhörten Aufwand trieb und ein viel hübscheres Gesicht hatte. Merkwürdig, merkwürdig, wie man doch gefoppt werden kann durch ein paar bunte Fexen, dachte der Herr Adjunkt. Es war ja so auch ganz gut, denn um so gemeiner hob sich das Verbrechen der Geflügelhändlerin ab, die eine Frau seines Standes in den Tod getrieben hatte. Konnte doch die Welt wieder einmal sehen, wie man mit den Subalternbeamten umging! Aber, wenn er recht ehrlich sein wollte, dann mußte er sich halt doch eingestehen, daß er seinen Triumph, den er eben auf dem Markte gefeiert hatte, mit Freuden dahin gegeben hätte, wenn die Diebin wirklich aus den allerersten Kreisen gewesen wäre und sich nicht umgebracht hätte.

Ja, ja, so schnell mochte es wohl noch nicht vorangehen mit dem Zukunftsstaat, den die Redner vom gestrigen Abend schon in so nahe, angenehme Aussicht gestellt hatten. Er konnte sehr bitter werden bei der Vermutung, daß diese schönen Verheißungen vielleicht nur Schwindel gewesen wären, und dieser Grimm nahm derartig zu, daß er seinem Buben, der eben singend durchs Zimmer jagte, eine gehörige herunterlangte. Das heulende Kind holte die Mutter herbei, aber der Herr Adjunkt verbat sich sehr energisch jeden Eingriff in seine väterlichen Rechte. Er wurde sehr grob.

„Ach, gieb'n Frieden,“ rief die Frau, „und sag mir lieber, wo wir morgen hingehen?“

„Morgen?“

„Freili, morgen ist ja Sonntag.“

Das war dem Herrn Adjunkten noch nicht vorgekommen, daß er die Zeitrechnung übersehen hatte. Wie furchtbar war er durch die Ereignisse heruntergekommen! Übrigens ging es ihn nichts an, ob morgen Rast- oder Arbeitstag war, er hatte sein letztes Geld bei der Volksversammlung vertrunken. Von Vergnügen war daher keine Rede. Das bemerkte er in sehr barschem Tone seiner Gattin und empfahl sich bald darauf, denn die Uhr verkündete ihm, daß es bald Zeit sei, die Zwangsjacke wieder anzuziehen.

Wie war der Markt so ausgestorben und leer gegen heute früh! Die Verkäuferinnen saßen schlafend unter ihren weißen Schirmen, auf die die sengende Mittagsglut unbarmherzig niederbrannte. In der schwülen, gewitterschwangeren Atmosphäre lag der faule Geruch der Abfälle des Marktes, die zu großen Haufen gefehrt waren. Beklemmend legte sich's auf den Herrn Adjunkten. So haßte er den Markt. In weitem Bogen schlich er um den Stand der Frau Scheppenbauer herum, doch konnte er nicht unterlassen ein bisschen hinüberzuschielen. Von dem lärmenden Volkshaufen keine Spur mehr. Die Bude war mit den grünen Läden verschlossen. Davor hielten drei Gensdarmen Wache und gähnten, daß es eine Freude war.

Mit einem leisen Unbehagen stieg der Herr Adjunkt auf die Kanzlei, auch ihm lag es wie Gewitterstimmung in den Gliedern. Und die Entladung sollte nur zu bald kommen.

„Sie haben die Versammlung auf dem Münchner Kindlfeller besucht“, sagte der Herr Rechtsrat, gleich nachdem er das Bureau betreten hatte.

„Herr Rechtsrat, ich“

„Aber das ist noch nicht alles, Sie haben sich auch in sehr ungehöriger Weise gestern auf dem Marienplatz und heute wieder auf dem Viktualienmarkt benommen.“

„Herr Rechtsrat“

„Warum mischen Sie sich in Geschichten, die Sie nichts angehen?“

Das Blut wollte dem Herrn Adjunkten in den Adern erstarren. So nannte man das berechtigte Interesse eines steuerzahlenden Bürgers an öffentlichen Vorgängen in der Stadt? Da mußte er schon protestieren.

„Herr Rechtsrat, ich bitte“

„Ich sage Ihnen nur so viel, Herr Adjunkt, wenn Sie sich nicht ruhig verhalten, erstatte ich die Meldung. So, jetzt wissen Sie's.“

So eine Frechheit war doch noch nicht dagewesen! Also das Maul wollte man ihm verbinden, das letzte Recht einer Meinungsäußerung wegnehmen, weil es unbequem wurde, wenn man die Wahrheit hören mußte? Oho, da wollte er aber einen flammenden Protest erheben. Und gerade jetzt erst recht! Hingehen wollte er am Montag früh zu dieser gemeinen Person, dieser Scheppenbauerin, und mitten auf dem Markt wollte er's ihr ins Gesicht sagen, daß sie eine Mörderin sei, jawohl, eine ganz gemeine Mörderin. Jetzt sollte man ihn kennen lernen! Einen Hungerlohn konnte man ihm geben, seine Existenz konnte man ihm beschneiden — das war das Vorrecht der wohlweisen Herren vom Rat, aber seine Überzeugung, seine ehrliche, festgefaste Überzeugung, die konnte man nicht erpressen, denn für die ging er durchs Feuer sein Lebelang.

Mit diesem Vorsatz legte er sich an diesem Abend hungrig ins Bett und schlief vor Aufregung die ganze Nacht nicht. Einmal stand er sogar auf, schlug Licht und schrieb mit Bleistift einige Sätze auf. Die gehörten zu der Rede, die er vor versammeltem Volke am Montag halten wollte. Am Montag? Wie? So lange sollte er noch warten? Volle sechsunddreißig Stunden die unverdaute Rede mit sich herumtragen? Unmöglich! Das hielt er nicht aus. Er mußte sich früher Luft machen, sonst könnte es ihn erwürgen. Am Sonntag ging die Geflügelhändlerin zwar nicht auf den Markt, aber der Herr Adjunkt wollte dafür in ihre Wohnung gehen und vorher die ganze Nachbarschaft alarmieren.

Dieser Entschluß war das Resultat der schlaflosen Nacht, und in aller Frühe wollte er ihn ausführen.

„Steh auf,“ sagte er zu seiner Frau, „und hol mir beim Kramer 's Adreßbuch.“

„Jetzt um fünf Uhr in der Früh?“

„Ja wohl, sofort.“

„Wenn aber die Leut no schlafen?“

„Nachher weckst du sie auf!“

„Heut am Sonntag?“

„Heut am Sonntag!“

„Und wenn's mir's net geben?“

„Dann holst du's wo anders, aber das sag i dir, du kommst mir net ohne das Adreßbuch wieder.“

Die Frau merkte, daß es keinen Widerspruch gab. Sie kleidete sich an, ging fort und kam nach zwei Stunden mit dem verlangten wieder. Kopfschüttelnd legte sie's mit der

Morgenzeitung, die sie im vorbeigehen mitgenommen hatte, auf den Tisch. Der Herr Adjunkt hatte inzwischen große Toilette gemacht und seinen Cylinder aufgesetzt. Mit Riesenschritten war er im Zimmer auf und abgegangen und hatte seine Rede einstudiert. Als nun die Frau kam, fuhr er sie heftig an. Ohne ihre Erwiderung abzuwarten, schlug er das Buch auf und suchte. Da stand es:

Scheppenbauer, Alois und Walburga, Geflügelhändlers-ehegatten. Unterer Anger 17, III. I.

„Is gut,“ sagte er und schob das Buch beiseite. Dann rückte er noch einmal die Cravatte zurecht und schickte sich zum Gehen an.

„Trink doch erst dein' Kaffee,“ sagte die Frau, „es hat ja Zeit.“

„Was hat Zeit?“ schrie er heftig. „Hast du vielleicht Mitleid mit der Person?“ Wütend fuchtelte er mit dem Stocke herum.

„Na, na, das net, aber . . .“

„Wollte dir's auch geraten haben,“ sagte er aufatmend.

Da fiel sein Blick zufällig auf die Zeitung, die er bis jetzt nicht beachtet hatte. Das hielt ihn noch einen Augenblick zurück, denn auf dem Titelblatt befand sich das große Bild der jungen Frau, die ins Wasser gegangen war.

Wie ein Todesurteil hielt es der Herr Adjunkt seiner Frau unter die Nase.

„Da schau her,“ sagte er feierlich. „Die is in' Tod 'trieben worden. Zu ihrer Mörderin geh ich jetzt hin, und dem Scheppenbauer, dem werd ich sagen, daß er seine Frau noch

drei Mal so viel prügeln darf wie gestern. Jawohl, das will ich, und du kannst derweil lesen, ob's die gemeine Person verdient hat oder net."

Er riß die Zeitung auf und schlug mit dem Stocke mehrmals auf den Leitartikel.

Plötzlich aber hielt er ein, wie vom Schlag getroffen. Sein Gesicht wurde erdfahl, und seine Kniee begannen zu zittern.

„Was hast d' denn?“ rief die Frau zu Tod erschrocken.

Er glozte immer auf eine Stelle, und seiner Brust entrang sich ein banges Ächzen.

„Erkennt, erkennt hat sie sich!“

„Wer?“ schrie die Frau entsetzt.

„Die Scheppenbauerin!“

„Heilige Mutter Gottes!“ — — — —

Beide blickten mit stieren Augen auf die Zeitung. Da stand es schwarz auf weiß, und darunter hatte die Redaktion noch eine tiefsinnige Mahnung an ihre Leser gerichtet.

„Wir können nur dringend raten,“ hieß es da, „bei solchen Vorkommnissen immer ruhig Blut zu wahren. Heute stehen wir aufs tiefste erschüttert vor den Leichen einer hochangesehenen Beamtensgattin und einer ehrsamem Gewerbetreibenden, der Frau Walburga Scheppenbauer, deren Bild wir mit dem Ort der That von der Hand unseres Spezialzeichners in der Montagsnummer bringen werden. Wir wollen nicht erwägen, wie weit die maßlose Erregung in beiden Fällen dazu beigetragen hat, die unglücklichen Opfer in den Tod zu treiben. Wohl aber hoffen wir, daß der gesunde Sinn unserer so besonnenen Bürgerschaft und der breiten Schichten des Volkes

künftig das seine dazu beitragen werde, solch furchtbare Tragödien, wie wir sie in den beiden, bewegten Tagen erleben mußten, ein für allemal zu verhindern.“

„Da hast du's,“ murmelte die Frau nach einer langen Pause.

Der Herr Adjunkt erwiderte nichts. Er war auf einen Stuhl gefallen und starrte ins Leere.

Jetzt wußte er erst recht nicht, was er zu denken hatte.



Die Hinrichtung





Ich hab mal einer Hinrichtung beigewohnt.

Eine Reihe von Jahren ist es schon her, aber ich weiß es noch, als wäre es gestern gewesen, als sie dem Verbrecher den Kopf abschlugen. Und so tief und merkwürdig war der Eindruck, den das grauenvolle Erlebnis auf mich machte, daß ich heute nur von einem Raubmord zu hören oder zu lesen brauche, und im selben Augenblick tauchen sie alle vor mir auf, die Tage, die Nächte, die Stunden und die entsetzlichen Minuten, die ich damals erlebte. Freilich, so furchtbar stürmen sie jetzt nicht mehr auf mich ein, wie in früheren Jahren, aber trotzdem kann ich sie vom ersten Augenblick an getreu verfolgen.

Mit einer lustigen Gesellschaft war ich von meiner Vaterstadt in die Vorberge gefahren. Lauter junge, fidele Leute waren da beisammen. Und der Himmel meinte es gut mit der übermütigen Sippe. Einen Tag hatte er uns geschenkt, voll Klarheit und Sonne, so kristallrein und fernsichtig, daß

die beschneiten Alpen gar herrlich vor uns lagen. Alles Farbe und Leben, Licht und Glanz über den buntschimmernden Thälern — kurz ein Spätherbsttag, daß uns allen ordentlich das Herz aufging. Der lustigste war ich wohl selber. Kaum vor drei Wochen war ich nach vieljähriger Abwesenheit wieder in meine Heimat zurückgekehrt, und nun freute ich mich dessen, was ich wieder besitzen durfte.

Und da muß so ein verdammter Tropf auf mich zugehen, der einzige der fidelen Schaar, der schon den ganzen Tag griesgrämig dreingeschaut hatte, und muß mich fragen, ob ich vielleicht eine Karte zu der Hinrichtung wünsche, die morgen stattfinden solle. Eine Hinrichtung! Mir ward es ganz sonderbar, als ich dieses Wort hörte. Eine Fülle der seltsamsten Erinnerungen an meine Schulbubenzeit wurde da wach. Wie kam mein Freund nur darauf? Ich hatte ja an alles andere gedacht in diesem Augenblick, nur nicht an eine Hinrichtung! Widerwärtiger Kerl, der mir so die Laune verdarb! Erst sah ich ihn ganz erstaunt an, dann suchte ich die Sache ins lächerliche zu ziehen und fragte ihn, ob er nicht recht bei Trost wäre, und schließlich, als das alles nichts half, nannte ich die Einladung einen dummen Wiß. Der Mensch da wollte mich nur zum Narren halten mit der angeblichen Hinrichtung. Hinrichtung! Schon der Name ärgerte mich. Statt aller Antwort zog mein Freund eine Karte aus der Tasche und reichte sie mir hin. Also doch!

„Wie kommst du zu der Karte?“ fragte ich.

Für einen Bekannten hatte er sie besorgt, der aber mußte plötzlich abreisen oder war sonst verhindert, kurz und gut, mein Freund stellte sie mir zur Verfügung. Er war nämlich Gerichtsassessor.

Ich wandte die Karte nach vorn und nach rückwärts, zaudernd und ungeschlüssig. Endlich gab ich sie ihm mit einer hastigen Bewegung dankend zurück.

Mit meiner Stimmung aber war's vorbei. Der schöne Tag freute mich nicht mehr, und der Lärm meiner Bekannten klang mir brutal. Ununterbrochen hielt ich mich auf unserer Wanderung nur noch an den, der die Karte in der Tasche trug, denn der Gedanke an die Hinrichtung ging mir nicht mehr aus dem Sinn.

„Was hat denn der Mensch angefangen, den sie morgen köpfen?“ fragte ich endlich.

„Aber, lieber Freund, das ist ja derselbe, der den grauenhaften Raubmord an der Trödelfrau begangen hat, unten am Anger. Liest du denn keine Zeitung?“

Das kam wohl vor, aber solche Nachrichten überschlug ich, denn sie waren mir schrecklich; ja, ich hatte sogar eine gewisse Angst davor. Aber erst seit einigen Jahren. Früher, da gab es einmal eine Zeit, wo ich nichts lieber las, als Schwurgerichtsverhandlungen und Mordgeschichten. Am meisten aber konnte mich der Bericht über eine Hinrichtung in Atem halten. Da übersprang ich keine Zeile. Und diese seltsame Leidenschaft für solch schauerliche Dinge reicht zurück bis in meine früheste Jugend, in die ersten Schuljahre. Ich besann mich immer noch genau, wie es anfang, aber noch niemals war es mir so lebhaft aufgetaucht aus meiner Kindheit wie jetzt, als ich an der Seite meines Freundes durch den bereiften Forst dahinschritt.

Wie sich das in der Stille des Herbstwaldes wieder alles so deutlich herausarbeitete aus den Schatten der Vergangenheit! Sogar die Stunde trat mir wieder vor Augen, in der ich zum

erstemal etwas hören mußte von Fallbeil und Blutgerüst. Es war ein trüber Dezemberabend. Ich war eben aus der Schule nach Hause gekommen und saß in der Ecke unseres Wohnzimmers, wo ich mein Vesperbrot verzehrte. Die Lampe brannte noch nicht. Meine Mutter stand schweigend am Fenster. Da trat mein Vater herein und erzählte ihr, daß er eben in der Frohnveste gewesen sei und dort das Schaffott besichtigt habe, auf dem am folgenden Tage einer hingerichtet werden sollte, ein elender Lump, ein dreifacher Mörder und Brandstifter, wie er beifügte. Ich saß immer noch in meiner Ecke und rührte mich nicht. Mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde sah ich auf meinen Vater, und als er nun den Mechanismus der Guillotine auseinandersetzte und meiner Mutter erklärte, wie schließlich der Kopf des Gerichteten in einen Korb mit Sägespänen fallen müsse, da ging es mir so kraus und wirr durcheinander von dem halbverstandenen, unverdauten Zeug, daß mich nur die Angst vor einer empfindlichen Strafe zurückhielt, den Vater anzureden und weiter auszufragen, denn meine Neugierde war fieberhaft erregt worden.

Damals hatte ich die erste, schlaflose Nacht in meinem Leben. Das wenige, was ich schlafen konnte, war mir durch furchtbare Träume entstellt. In diesen Phantasieen sah ich das Blutgerüst so hoch wie die beiden Frauenthürme vor mir in die Lüfte ragen, dazwischen steckte das ungeheure Beil, und darunter lag der Verbrecher. Der war ein Riese, so groß und lang wie das Schiff der Kirche, anders konnte ich mir einen Mörder nicht vorstellen. Und als sein Kopf fiel, floß das Blut über die ganze Stadt weg. Ich muß fürchterlich aufgeschriehen haben, denn mitten in der Nacht standen Vater und

Mutter plötzlich vor mir, wie Gespenster, und betrachteten kopfschüttelnd ihren aufgeregten Buben, der am ganzen Körper zitterte. Am andern Tag durfte ich nicht in die Schule, was mir damals noch eine Strafe war, und meine Mutter erzählte mir später einmal, daß der herbeigerufene Herr Doktor mich als ein sehr nervöses Kind bezeichnet habe, auf das man gut aufpassen müsse.

Ein paar Jahre gingen dahin, aber diesen Abend vergaß ich nicht. Von den Eltern hörte ich nie mehr das geringste über bevorstehende Hinrichtungen, und Zeitungen durfte ich ja noch nicht lesen. Aber immer wieder und wieder hatte ich mich in Gedanken mit der Schreckensmaschine befaßt, und ich weiß nicht, was ich drum gegeben hätte, wenn es mir vergönnt gewesen wäre sie nur einmal zu sehen, solch ein gieriges Verlangen hatte ich danach. Auch das Haus, in dem geköpft wurde, hätte ich für mein Leben gern aufgesucht. Ich wußte aber gar nicht, in welcher Strafe es lag, und hätte mir keinen Menschen zu fragen getraut.

Ferner beschäftigte es mich fortwährend, wie oft wohl geköpft würde. Alle Tage? Das schien mir doch zu viel zu sein, dafür war die Sache doch zu außergewöhnlich. Auch konnte ich mir nicht vorstellen, daß die Welt überhaupt im Stande wäre, jeden Tag einen so schlechten Menschen aufzutreiben, der zum Köpfen reif war. Aber so alle zwei Wochen einmal, dessen mußte ich sie wohl für fähig halten, denn ich weiß, daß ich gar oft aufwachte und mir fest einbildete: Jetzt, jetzt, in dieser Stunde stirbt wieder einer auf dem Schaffott. Da gab es gar keinen Zweifel, das war so.

Aus allen Qualen der Ungewißheit sollte ich endlich einmal erlöst werden, früher vielleicht, als mir gut war. Ich

befuchte damals die Lateinschule und ging bereits weniger gern zum lernen. Da hörte ich denn einmal in der Freiviertelstunde, wie ein Mitschüler hinter mir erzählte, daß der Mörder morgen geköpft werde. Mir war es wie dem Verschmachtenden, dem man zu trinken giebt. Schule und Unterricht waren vergessen, und wie eine Windfahne drehte ich mich zu dem kleinen Kerl mit dem dicken Schädel um. Er war der Sohn eines Metzgermeisters und galt allgemein als der sogenannte Klassenlump. Lehrer und Schüler haßten ihn mit vereinten Kräften, denn er quälte Tiere, war boshaft und log, daß sich die Balken bogen. Bis heute hatte ich daher die Vorschrift unseres Herrn Ordinarius strenge befolgt, als wohlzogener Sohn guter Familie diesen Ausbund von Schlechtigkeit zu meiden — jetzt aber, wo er von einer Hinrichtung etwas wußte, war er mein bester Freund und Vertrauter.

„Wer wird 'köpft?'“ fragte ich ihn mit fiebernden Wangen.

Der Kleine blinzelte mich mit seinen Schweinsäuglein höhnisch an und zischte:

„Dir sag' ich's net!“

„Warum?“ fragte ich erregt. „Warum?“

„Du bist mir viel z'brav dazu.“

Über dieses Lob war ich aufs äußerste empört und bat ihn um Aufklärung. Nun grinste er mit dem ganzen breiten Gesicht:

„Du glaubst ja noch an'n Storch, du dummer Kerl, du,“ schrie er.

Ich erschrak und schaute ihn betroffen an. Der Hallunke hatte nämlich gerade das andere getroffen, das neben der Hinrichtung das ganze Denken und Träumen eines zwölfjährigen Schulbengels ausfüllte, denn das unendlich geheimnisvolle des

Werdens und der Entstehung reizte mich nicht minder, als das blutige Ende auf dem Schaffott durch das Fallbeil des Henkers.

Nun aber galt es meine Ehre zu retten, ich durfte mir doch keine Blöße geben.

„Ich glaub' nimmer an den Storch,“ sagte ich.

Der Bursche lachte wieder höhnisch und sah mich lauernd an.

„An was glaubst du denn?“

Ja, wenn ich das gewußt hätte! Eine dumme Verlegenheit bemächtigte sich meiner.

„Siehst du's,“ höhnte der andere.

Ich wollte ihm eine Grobheit auf den Kopf werfen, aber der Religionslehrer trat ein und begann von erbaulichen Dingen zu reden. Ich hörte ihm nicht zu. Storch und Schaffott gingen mir nicht aus dem Kopf. Die Folge war, daß ich wegen Zerstretheit aufgeschrieben wurde. Was kümmerte mich das heute?

Kaum war die Stunde beendet, als ich schon neben dem Kleinen einherlief.

„Sag mir's,“ flehte ich, „sag mir's, wer wird geköpft?“

Erst amüsierte er sich an meiner Neugier. Endlich, als er merkte, daß er mich nicht los wurde, überlegte er meine Bitte und sah mich prüfend an.

„Kannst du's Maul halten?“

„Ja,“ sagte ich fest.

„Auf Ehr und Seligkeit?“

„Auf Ehr und Seligkeit!“

Nun fing er an zu erzählen. Erst das ganze Verbrechen, dann Herkunft und Persönlichkeit des Mörders und schließlich Tag und Stunde der Hinrichtung — alles wußte der Bursche.

Auch das Schaffott beschrieb er mir so genau, daß ich selbst eines hätte bauen können.

Ich war meiner kaum mehr mächtig und sog jedes Wort begierig von seinen Lippen.

„Also morgen früh?“ fragte ich.

„Punkt halb acht Uhr. Ich geh hin.“

Mißtrauisch sah ich ihn von der Seite an.

„Du gehst hin? Und was sagt da dein Vater dazu?“

Er lachte: „Was hat mir mei Vater z’sagen?“

Ich war einfach sprachlos über diese Selbständigkeit. Plötzlich mußte ich lachen, denn mir war etwas eingefallen, was mir sehr klug vorkam.

„Und wenn’s auch dein Vater erlaubt,“ rief ich überlegen, „dich lassen’s doch nicht hinein in die Frohnvest.“

„Das freili net, da muß ich schon noch warten, aber davor stell ich mich auf, denn da hört man alles, das Armen-sünderglöckerl hört man läuten, das Beil hört man fallen, und am Schluß sieht man den Wagen mit der Leich in die Anatomie fahren.“

Die Fülle dieser neuen Eindrücke regte mich namenlos auf, und mein Freund erschien mir als ein großer, unerschrockener Mensch, dem ich gern nachgeeifert hätte. Aber was für ein Stümper war ich noch gegen ihn! Das sollte ich gleich wieder erfahren.

„Weißt was? Geh mit morgen früh,“ sagte er lauernd.

Das war mir nun doch zu viel auf einmal. Ich fand, daß ich heute für meine Verhältnisse schon ganz außerordentliches geleistet hatte, und da mir der Mut fehlte ihm eine abschlägige Antwort zu geben, suchte ich noch immer auszuweichen.

„Um acht Uhr geht ja schon die Schul an,“ sagte ich zögernd.

„Bis dorthin is ja alles schon lang aus.“

Noch einmal wollte ich frehsen.

„Außerdem weiß ich gar nicht, wo die Frohnvest liegt.“

„Da gehst du ja fast dran vorbei,“ rief er.

„An was?“ fragte ich wie geistesabwesend.

„No, an der Frohnvest!“ lachte er.

Eiskalt lief es mir über den Rücken. So nahe war ich der Schreckensmaschine und wußte es nicht einmal!

Mein verdutztes Gesicht schien dem Kerl unbändigen Spaß zu machen.

„No, was is? Gehst mit oder net, du bravs Buberl?“ fragte er hämisch.

Ich konnte es noch nicht übers Herz bringen, und meine Furcht vor dem entsetzlichen Ereignis ließ mich einen Ausweg nehmen, den ich im Innern selbst sehr feig und lächerlich fand.

„Wenn man uns sieht, werden wir eing'sperrt,“ sagte ich. Er lachte wieder.

„Haltst du mich noch für so dumm? Ich weiß Plätz und Winkel grad g'nug, wo man nix von uns sieht.“

Wieder abgeblitz! Gegen diesen Menschen konnte ich nichts ausrichten. Immer mehr merkte ich, wie er über mich Gewalt gewann.

„Wart!“ sagte er, „wir gehen jetzt gleich hin, und ich zeig dir nacher den Weg, daß d' heimfinden kannst.“

Da war nichts zu machen. Ich ging mit ihm beklommenen Herzens und merkte, daß wir bald darauf vor einem sehr hohen Hause standen, das mit seinen trozkigen Quadern, seinen hohen Thoren und den vergitterten Fenstern einen finstern Eindruck machte. Jetzt war der Kleine in seinem Element. Mit dem

Zeigefinger deutete er auf ein Fenster im zweiten Stock, das mit weißen Vorhängen bedeckt war.

„Da droben sitzt er,“ sagte er geheimnisvoll.

„Wer?“ fragte ich leise.

„Der, der morgen 'köpft wird.“

Mir klopfte das Herz. Jetzt, wo ich endlich der Wirklichkeit gegenübergestellt war, wo meine Wünsche alle in Erfüllung zu gehen schienen, packte mich ein Grausen, daß ich am liebsten auf und davon gelaufen wäre. Aber ich wagte es nicht aus Angst vor meinem neuen Freunde, der immer noch mit trefflichen Erklärungen an meiner Seite weilte und mich förmlich auf die Stelle bannte.

„Siehst,“ fuhr er fort und deutete gegen den Hofraum des finstern Baues, „siehst, dahinten steht das Schaffott.“

Ich blickte beständig zu Boden, auch dann noch, als er mich beim Arm packte und um den ganzen Bau herumführte. Dabei zeigte er mir das hohe Thor, das auseinanderflog um dem Wagen mit der Leiche Platz zu machen, und mit besonders listigem Gesicht wies er auf eine Stelle an der hohen Gefängnismauer.

„Da hört man das Beil fallen,“ sagte er.

Allerdings bekäme man hier nur selten Platz, fügte er bedauernd bei, denn von drei Uhr früh an sei alles besetzt.

Wie ich schließlich nach Haus kam, weiß ich selbst nicht. Ich merkte mir keine Straßen, ich hörte dem Dicken kaum mehr zu und war zu Tod froh, als er mir an der Peterskirche zum Abschied die Hand gab. Dort sollten wir uns am andern Morgen um sieben treffen.

Wer aber nicht kam, das war ich, trotzdem ich es fest versprochen hatte. Einer Weigerung war ich ihm gegenüber

einfach unfähig gewesen. So hatte ich ihm zugesagt, und mit dieser Verabredung auf dem Gewissen verlebte ich wieder eine so schreckliche Nacht wie vor vier Jahren, nur daß ich diesmal die Eltern wohlweislich nicht alarmierte. Ich stand vor der Wahl, entweder zum Richtplatz zu gehen oder der Todfeind dieses Burschen zu werden. Ich blieb auf dem Pfade der Tugend und wählte das letztere.

Aber heute noch sehe ich das impertinente Gesicht meines Freundes, der am andern Morgen knapp vor dem Lehrer in die Schule huschte und mich dabei so verächtlich ansah, daß mir das Blut zu Kopf stieg.

„Du kommst dein Lebtag net vom Storch weg,“ lachte er wegwerfend, als er an meiner Bank vorüberging.

Das war das letzte, was er zu mir sagte, denn bald darauf wurde er dimittiert. Die Gründe erfuhren wir andern nicht, nur die Thatsache teilten uns der Ordinarius und der Religionslehrer mit, und die beiden würdigen Herren knüpften daran die düstersten Prophezeiungen von Zuchthaus und Galgen. Ich selbst hörte nichts mehr von ihm, aber vergessen konnte ich ihn noch lange nicht. Sein Mut und seine Sicherheit hatten mir zu gewaltig imponiert. Der Kerl hatte doch die Schneid etwas auszuführen, was er sich einmal vorgenommen hatte — und ich! Ach, du mein Gott! Manchmal stieg eine wahre Wut in mir auf, daß er mir so über war, und da kam ich dann leicht in die Versuchung mir den billigen Trost vorzuholen, daß es schließlich besser gewesen sei ehrlich und brav geblieben zu sein, wie es die Herren Lehrer Tag aus, Tag ein, uns vorpredigten. Schade, daß dieser Trost nur immer ein paar Stunden in der Schule vorhielt.

Zu Hause war es ganz anders. Da hatte ich Tage, die

es mich bitter bereuen ließen dem davongejagten Kameraden nicht Wort gehalten zu haben. War doch meine Neugier seitdem nur noch gemehrt worden. Wie eine Art Sühne für mein gebrochenes Wort kam es mir vor, als ich mir fest gelobte bei der nächsten Hinrichtung auf eigene Faust vor die Frohnveste zu wandern und die Geschichte anzusehen.

Aber ich that es natürlich nicht.

Jedesmal, wenn der große Augenblick kam, befiel mich eine heillose Angst. Nicht etwa vor den Lehrern oder vor den Mitschülern, die mich vielleicht dabei sehen könnten. Die mochten meinerwegen sagen was sie wollten, nein, vor dem Akt selbst zitterte ich seltsamer Weise, obwohl ich ihn doch gar nicht zu Gesicht bekommen hätte.

Und dabei erlebte ich die Gnadenfrist des armen Sünders jedesmal bis ins kleinste mit. Ich las, wie er sich bei der Verkündigung des Urteils benahm, und wie er seine Angehörigen noch einmal sehen durfte. Besonders aber interessierte mich, was er sich zur letzten Mahlzeit ausbat, und als dies bei einem besonders raffinierten Verbrecher einmal Apfelsinen waren, kaufte ich mir eine und aß sie mit tiefem Mitgefühl. Mir war's, als müßte aus dem scharfen Geruch dieser Frucht etwas von der Luft übergehen, die der Verbrecher atme, oder noch besser von seinen Gefühlen beim Weg auf das Blutgerüst. Und diese zu ergründen war mein höchstes Ziel. Was empfand solch ein Mensch, dem man auf die Minute den Tod vorher sagte? War es denn wirklich nur eine sinnlose Angst, die ihn durchrieselte? Das konnte ich mir nicht denken. Ich meinte immer, es müsse noch etwas besonders geheimnisvolles dahinterstecken. Und danach suchte ich und ruhte nicht eher, bis ihm das Haupt vom Rumpfe getrennt war.

Ich trieb es aber noch toller. Aus Zigarrenkisten baute ich mir eine regelrechte, kleine Guillotine und schnitzte ein Fallbrett dazu, das ich mit Riemen versah. Die Klinge eines Küchenmessers stellte das Beil dar, eine alte Pappschachtel den Korb, und nun ging ein Köpfen los, daß es nur so eine Art war. Die Delinquenten mußten meine Theaterfiguren abgeben, und ich schlug da Edeldamen, Rittern und Königen erbarmungslos die Köpfe herunter. Unter vier Hinrichtungen im Monat that ich's nicht, und die fanden immer in der Holzlege statt, denn dahin kamen meine Eltern am allerseltensten. Für jeden Verbrecher wurde ein strammes Urteil abgefäßt, das wurde dann verlesen, er trat in den Genuß der dreitägigen Gnadenfrist, am vierten Morgen, ehe ich in die Schule ging, wurde das Urteil unbarmherzig vollzogen. Bei dem erschütternden Akt war ich Staatsanwalt, Henker und Zeuge in einer Person. Keinen Kameraden hätte ich in mein Geheimnis eingeweiht, dazu stand es mir zu hoch.

Niemals war ich seit jenem Tage wieder vor die Frohnveste gegangen, aber aus den Zeitungen, die mir immer unser Hausmeister besorgte, kannte ich alle Treppen, alle Gänge und Höfe, die der arme Sünder durchwandern mußte, ehe er seinen Fuß auf das Schaffott setzte. Und genau so mußte mein Delinquent jedesmal alles durchschreiten, ehe ihn der Tod erlöste. Am Schluß wurde er in einen allerliebsten, kleinen Sarg gelegt und in die Anatomie gefahren. Diese vorzustellen war der Waschküche beschieden, und da kam es einmal, daß mich meine gute Mutter überraschte, wie ich zu ihrem Entsetzen einen frischgeköpften Verbrecher kunstvoll sezirte und ihn dem versammelten Auditorium — das waren die leeren Zuber — als seltenes Präparat zeigte. Die Folge war, daß sich meine

Eltern sehr bestimmt als Gegner der Todesstrafe in ihrem Hause erklärten und den scheußlichen Unfug verboten. Leider ohne Erfolg. Ich fand bald einen neuen Richtplatz und eine neue Anatomie und trieb das merkwürdige Spiel um so eigensinniger fort.

Über eines Tages schlug ich den ganzen Krempel in Fetzen. Er war mir gründlich verleidet, denn plötzlich war es mir zum Bewußtsein gekommen, daß ich ein angehender Universitätsbummler sei, für den sich eine so blöde Spielerei nicht mehr schickte. Ich spürte eben was vom sogenannten Ernst des Lebens, von Korrektheit und Bierkoniment, von Beruf und künftiger Stellung und schämte mich auf einmal untröstlich meiner albernen Kinderei. Und mit dieser Wendung wurden mir auch die wirklichen Schaffottkandidaten gleichgültig, und ich nannte sie Subjekte, weil die andern sie so nannten. Mit Betrübniß merkte ich nun, für wen ich mich da interessiert hatte und jammerte der verträdelten Zeit nach, während ich mich gleichzeitig fragte, wie das nur möglich gewesen war. Ich stammte doch aus einer guten Familie, niemand meiner tadellosen Verwandtschaft oder meiner Vorfahren hatte jemals gestohlen, gesengt oder gar einen Raubmord begangen — also, wie kam es denn, daß gerade ich auf so schauderhafte Ideen verfallen konnte, die jeden sittlich denkenden Menschen empören mußten? Ich sann und sann, doch eine Antwort habe ich nicht erhalten.

Allzulang suchte ich auch nicht danach, denn die Sache wurde mir bald gleichgültig. Die Jahre machten ihr Recht geltend, und ich trat in das, was man das Leben zu nennen pflegt. Meine erste Wißbegierde war somit, wenn auch unbefriedigt, so doch überwunden; zuerst durch die reislichen Be-



denken eines werdenden, altflugen Weltbürgers, hauptsächlich aber durch eine neue Leidenschaft, die halt doch noch mächtiger war, als der Schleier um Fallbeil und Blutgerüst. Denn jetzt sollte endlich das viel erwogene Rätsel vom Storch, das mir mein Schulkamerad so höhnisch an den Kopf geworfen hatte, für mich gelöst werden. Das geheimnisvolle Dunkel wurde gelichtet, und ich hatte Gelegenheit mich zu überzeugen, daß die schöne Legende mit der viel schöneren Wirklichkeit keinen Vergleich aushielt. Glück und Mut hatten mich dabei besser geführt als auf meinem Wege zur Frohnveste, und so bedeutete für mich dieser Eintritt in eine neue Welt, der sich sonst oft mit grausamer Ernüchterung vollzieht, einen Sonnenaufgang. Bis in die Knochen durchbebt den achtzehnjährigen Burschen die volle Sättigung dessen, was sich die Phantasie ausgemalt hatte, und alle düsteren Eindrücke waren im selben Augenblick vergessen.

Was galt mir noch der Tod? Ich wollte leben!

*

*

*

Erinnerungen auf Erinnerungen, während ich immer noch neben dem Freunde durch den Forst schritt! Ich glaube, wir sprachen wohl ab und zu miteinander, aber ich that es jedenfalls rein mechanisch, denn meine Gedanken liefen immer wieder zurück zu dem Tag, an dem ich mit dem dicken Metzgerjungen vor der Frohnveste stand und so zitterte wie das dürre Laub, das da rings an Buchen und Eichen hing. Jahre waren inzwischen vergangen, ich war in der Welt ein bischen

herumgekommen und hatte so manche Maulschelle auf mir sitzen, die mir das ungnädige Leben verabreichte. Denn so war es nicht weiter gegangen, wie sich's der freche Bursch im ersten Siegesrausch ausgedacht hatte. Hatte ich doch in meiner Dummheit geglaubt vom Leben alles fordern zu dürfen.

Selten waren mir während meiner Abwesenheit Gedanken über meine Jugend aufgestiegen, das erlaubte schon mein Leichtsinn nicht. Nun lag sie plötzlich vor mir, so klar wie der durchsichtige Herbsttag. Und das alles bewirkte die bevorstehende Hinrichtung. Sonderbar! Ich hatte im Auslande so und so oft vom Hängen und Köpfen gelesen, aber das war mir stets so gleichgültig gewesen wie die nächstbeste Zeitungsnotiz über den verlaufenen Hund einer Prinzessin. Und jetzt auf einmal war ich wie in meine Kindheit zurückversetzt. Dieselbe Unruhe, dieselbe Aufregung wie damals, wenn mir unser Hausmeister verstohlen zuwinkte:

„Morgen köpfen 's wieder ein'n.“

Man klebt doch verdammt an der Scholle! Ich war heimgekehrt in der festen Überzeugung nach vielen Irrfahrten endlich der gefestete Mann geworden zu sein, dem nichts mehr ankönne. Ein solches Ideal hatte mir immer vorgeschwebt, weil ich merkte, daß alle andern darnach trachteten. Auch glaubte ich ohne besondere Überhebung mir sagen zu dürfen, draußen eine gewisse Dosis Weltweisheit gesammelt zu haben, die mich vor den Thorheiten der Jugend künftig bewahren sollte. Da schlägt aber eine starke Erinnerung aus meiner Kindheit dazwischen — und der fluge Weltfahrer ist wieder genau so klein wie der zerstreute Schuljunge, der lieber Guillotinen baut als was ordentliches zu lernen. Diese Entdeckung verstimmte mich fast. Am meisten aber ärgerte ich mich, daß

ich auch noch derselbe Feigling war wie früher, denn das seltsame Gefühl von Enge und Beklommenheit hatte sich schon bei dem Wort Hinrichtung eingestellt. Also, ich konnte wirklich immer noch nicht in die Frohnveste gehen und zuschauen, wie man ein verkommenes Subjekt dem Tode übergab, den es zehnfach verdient hatte! Nicht weiter war ich gekommen in diesen fünfzehn Jahren? Trotz aller meiner Reise, meiner Erfahrung und meiner Weltkenntnis? Das verdiente doch wahrhaftig mal die Probe aufs Exempel! Schon deswegen, um endlich einer grauenhaften Zwangsidee den Garaus zu machen. Trotzig bahnte sich dieser Vorsatz in mir fest, ich schämte mich meiner Furchtsamkeit, und um mir selbst zu beweisen, daß ich ein anderer Mensch geworden sei, nahm ich mir vor meinem Freunde die Karte abzuverlangen.

Schon wollte ich den Mund aufmachen, als es mir gerade noch einfiel, daß es ja noch Zeit habe bis zur Rückkehr in die Stadt. Das waren noch zwei Stunden, und mein Freund lief mir ja nicht davon. Außerdem konnte ich mir's nochmals überlegen. Aber, zum Teufel, was war denn da noch zu überlegen? Entweder nahm ich die Karte, oder ich nahm sie nicht. Einmal muß man doch zu einem Entschluß kommen! Doch da hatte es bei mir noch gute Wege, denn meine Aufregung wuchs immer mehr, je näher der Abend kam. Ich hörte nicht mehr auf den Jubel und das Gelächter meiner Freunde, sondern hielt mich nur immer an den einen, der die furchtbare Karte bei sich trug.

Inzwischen wurde es immer dunkler. Finster und drückend zog die Dämmerung mit grauen Nebeln über das Thal, ein kalter Wind zog aus den Bergen herauf, und jetzt, beim Anbruch dieser letzten Nacht des zum Tode Verdammten, wußte

ich, daß es für mich bis zum Augenblicke seines Todes kein Entrinnen mehr gab. Und bis dorthin waren noch vierzehn lange, grauenvolle Stunden! Aber dieser Mensch sollte nicht sterben, ohne daß ich zugegen war! Einmal muß' ich es ausführen, was sich der Schuljunge in wilden Phantasieen geträumt hatte, einmal muß' ich es sehen, wie sich das zischende Messer in den nackten Hals bohrte, und das dampfende Blut als furchtbare Sühne in weitem Bogen dahinsprang. Und mit dieser trotzigen Gewißheit beschloß ich dem Schrecken fest in die Augen zu schauen.

Die Karte freilich, die hatte ich immer noch nicht gefordert, obgleich die angetrunkene Gesellschaft bereits im Zuge saß und der Stadt zurollte. Aber beim aussteigen wollte ich sie sofort verlangen. Doch auch da brachte ich's noch nicht übers Herz, sondern lief stumm neben meinem Freunde her, und als sich die andern zerstreuten und er endlich nach Hause gehen wollte, setzte ich ihm so lange zu, bis der müde, arme Kerl sich entschloß ein Weinlokal mit mir aufzusuchen. Ich weiß, er langweilte sich da zu Tode. Ich war zwar gesprächiger geworden, aber ich redete nur, um mir über das wegzuhelfen, was noch kommen mußte. Welch öden Klatsch trug ich zusammen!

Endlich um zehn Uhr hielt es mein Freund nicht mehr aus. Er erhob sich und zog seinen Mantel an. Wir traten zusammen ins Freie, und ich begleitete ihn vor seine Wohnung. Es hatte leicht zu schneien begonnen. Langsam bewegten wir uns vom Platz. Wo es ging, suchte ich ihn noch aufzuhalten; die letzte Strecke aber schnürte es mir förmlich die Kehle zusammen, und ich ging schwer atmend neben ihm her. Jetzt waren wir vor seiner Behausung angelangt, wir sagten uns

adieu, und er drehte den Schlüssel um. Da packte ich ihn beim Arme.

„Du, du, weißt du was, gib mir die Karte her, die Karte zur Hinrichtung, ich geh hin.“

Wie mir's endlich entfahren war, weiß ich kaum.

Er sah mich erstaunt an.

„Schnell, schnell, her damit,“ rief ich und faßte danach.

„Gute Nacht.“

„Gute Nacht.“

*

*

*

Ich hielt die Karte in der Hand, und im selben Augenblick fuhr es mir glühend von Kopf bis zu Füßen. Jetzt wußte ich, daß ich mit dem Todeskandidaten wie mit eisernen Ketten zusammengeschnitten war.

Ein furchtbares Bild wuchs durch die Nacht vor mir herauf. Langsam rang es sich los aus Nebeln und Schatten, immer näher kam es heran, trotzig und finster türmte sich's auf, ein riesenhafter Bau: die Frohnveste. Nur ein einziges, mattes Licht flackert dort hinter dem weißverhangenen Fenster. Dort kauert er auf seiner Lagerstatt, dem sie morgen den Kopf abschlagen werden. Alles schläft auf der weiten Erde, nur er schließt kein Auge, denn kostbar sind die Minuten. Ein einziger Mensch wacht bei ihm — der Geistliche. Der hält ihm das Kreuzifix vor die Augen und murmelt Gebete. Der Verbrecher aber stiert auf die weiße Kalkmauer seiner Kerkel, als wolle er die Steine durchbohren. Nur manchmal seufzt

er auf, so tief und schwer, daß sich die Brust hebt. Keine Rettung, keine Gnade, nicht von Gott, nicht von Menschen. Nur ein Wunder kann ihn noch befreien. Darauf wartet der arme Sünder, er wartet und wartet.

Die Zeit verrinnt.

Von dem nahen Kirchturm tönt die Uhr zu ihm herein, in strengen Abschnitten, regelmäßig und unbarmherzig, immer weiter und weiter. Unten auf dem harten Pflaster rollt ein Fuhrwerk vorbei, polternd und stolpernd durch die stille Nacht. So raffelt in ein paar Stunden der Wagen fort mit seiner Leiche, das weiß der Delinquent. Er hat ja selbst da draußen vor dem hohen Thore schon oft gestanden, wenn einer geköpft wurde. Aber abgeschreckt hat es ihn nicht. Er hat selbst gemordet, und nun kommt die Reihe an ihn. Wie lang dauert's noch? Zwei Stunden! Eben verkündet's die Uhr. Und immer stumpfer und blöder wird der Verdammte. Er hört, wie sich draußen die Menge ansammelt, die zugegen sein will im Augenblicke seines Todes. Gleichgültig läßt er alles mit sich geschehen, als ihm die Haare geschnitten werden, das Armentsünderhemd angezogen und die geweihte Hostie auf die Lippen gelegt wird. Nur einmal noch wacht er auf aus der dumpfen Betäubung, als sie ihn abholen, feierlich in großem Kondukt mit Schifffhut und Degen, und ihn in die kalte Luft hinausführen. Da sitzt er nun im ersten Morgengrauen vor einem blaugedeckten Tischchen, auf dem ein Kruzifix und zwei brennende Kerzen stehen. Er stiert um sich und gewahrt gaffende Gesichter, die in der Dämmerung auf und nieder zu huschen scheinen. Sonst ist alles schwarz und finster. Nur dort, wo das Kruzifix steht, ist es hell, dort flackern die Wachskerzen, die den fallenden Schnee verzehren. Und nun hört er,

wie ihm sein Verbrechen noch einmal vorgelesen wird, und wie man ihn dem Henker übergiebt. Ein Kuß auf das Kreuzifir, das man ihm auf die Lippen drückt, die Binde vor die Augen und vorbei — vorbei!

Nein, nein, noch nicht vorbei, noch lange nicht vorbei! Immer wieder von vorne begann das grauenhafte Bild, wenn ich es zehnmal bis zu Ende verfolgt hatte, immer deutlicher sah ich den Sterbenden vor mir, und mir war's, als risse er sich im letzten Augenblick mit wilder Verzweiflung noch einmal los von Henkern und Schergen und klammere sich hilfesuchend an meine Brust. Da rannte ich hinweg, als wäre die Hölle hinter mir losgelassen. Durch die Gassen trieb es mich herum wie einen Irnsinnigen. Wohin, das wußte ich selber nicht, nur das eine Gefühl hatt' ich noch, nicht nach Hause, nicht in die furchtbare Ruhe und Stille der Nacht! Einmal schon hatt' ich die Karte ergriffen und wollte sie in Fetzen zerreißen, aber da hörte ich ringsherum ein wieherndes Gelächter. Der Metzgerjunge stand neben mir wie damals vor der Frohnveste und grinste mich höhnisch an. Da steckte ich die Karte wieder eilig in die Tasche.

Ich wollte mir Mut zutrinken. Zwei, drei Flaschen stürzte ich hinunter, aber alles umsonst. Neben mir immer der Verbrecher, der mit schweißigen Fingern die Minuten aufzählt, die er noch zu leben hat, und mit verzerrtem Gesicht nach dem Wunder ausblickt, das ihn erretten soll. Wo ich stand, wo ich ging, war er mir auf den Fersen und schrie um Erbarmen. Ich hetzte durch die ganze Stadt von einem Ende zum andern und lief aufs freie Feld hinaus, er aber verfolgte mich, jammernnd und ächzend.

Mir war's, als sollte ich zu Grunde gehen in dieser

schrecklichen Nacht, die kein Ende zu nehmen schien. Kalter Schweiß trat mir auf die Stirne, und überall wo ich den Fuß hinsetzte, begann es zu flimmern und flirren, daß ich mit vorgeneigtem Schädel gegen die Häuser rannte.

Alle Kleider hätt' ich vom Leib reißen mögen, und laut aufschreien wollte ich, so würgte und drückte es mich. Und plötzlich, da war mir's, als läge es in der Luft wie Blutgeruch, so schwer, so unheilsschwanger, so lüstern. Das machte mich fast toll. Mir ward närrisch zu Mute, und alles drehte sich vor meinen Augen wie im Kreise herum. Ein wilder Taumel packte mich, eine so rasende Gier von Wollust und Grausamkeit nach einer sinnlosen Betäubung, daß ich meinte, es müßte mir die Adern zerreißen.

Und so, mehr Tier als Mensch, rannte ich in ein ver-rufenes Haus.

* *

*

Als ich am Morgen in die Frohnveste kam, war ich so blöd, so stumpf, so fertig mit aller Spannung, wie der arme Sünder, den sie da zur Hinrichtung herauschleppten. Völlig apathisch sah ich dem grausigen Schauspiel zu, das sich in rasender Eile vor mir abspielte. Programmäßig ging es vor sich, mit Szenen und Vorträgen wie auf einem Theater — alles genau so, wie es meine Phantasie von Jugend auf gesehen hatte.

Nur zwei Dinge waren mir neu. Das waren die Zuschauer, die mit gar mitleidsvollen Gesichtern, schwarz wie Leichenbitter in feingebügelten Cylindern herumstanden, und

denen man es ansah, um wie viel besser sie sich fühlten, und wie tief sie doch zugleich den gefallenen Bruder bedauerten, den sie selbst zur Richtstätte geleiteten. Das andere aber war der Augenblick, als das Beil fiel. Da stürzte es erlösend von der Brust, und in mir rang sich's empor wie unermesslicher Jubel. Befreit atmete ich auf von einem gräßlichen Wahn, der mich ein Leben lang verfolgt hatte, ruhig und sicher konnte ich an die Leiche treten und das rinnende Blut betrachten. Wie es da aufstieg, so warm und dunstig, fast berauschend, die Sinne bethörend, genau so wie in der vergangenen Nacht!



Linnis Reichtvater





Drei Töchter nannte er sein eigen, der Droschkenkutscher Pechtl mit der Unglücksnummer dreizehnhundertdreizehn. Drei Töchter und drei elende Klepper im Stall, einen fuchsen und zwei Rappen, dürre Schindmähren, die er bei einer Versteigerung in der Artilleriefaserne um einen Spottpreis erstanden hatte. Nicht aus Not etwa, o nein, Vater Pechtl hatte sich im Laufe der zweiundzwanzig Jahre, die er nun schon in München herumkutschierte, eine beträchtliche Summe zusammengefahren und galt als einer der wohlhabendsten Fuhrwerksbesitzer der ganzen Stadt. Aber er sagte sich ganz richtig: „Was brauche ich gute Pferde? Die andern Kutscher haben auch keine bessern. Man darf das Publikum nicht verwöhnen. Meine Viecher gehören noch immer zu den elegantesten der Stadt — also, warum unnötiges Geld zum Fenster hinauswerfen? Dummheit!“ Mochten neidische Spitzbuben die Tiere für häß-

lich erklären, so viel sie wollten, das war Vater Pechtl ganz verdammt gleichgültig.

Zu seiner Ehre muß es aber gesagt werden: Die Töchter waren schöner als die Pferde, viel schöner, es waren sogar bildsaubere Frauenzimmer, die Fanni, die Linni und die Kathi. Freilich, daraus machte sich nun Vater Pechtl so viel wie gar nichts. Schönheitsfuss besaß er weder für Tiere noch für Menschen.

„Bal' wir nur g'sund san,“ war sein drittes Wort, und gesund waren die Töchter, das sah man an ihren rosigen Backen, und gesund waren die Pferde. Die hätten überhaupt gar nicht mehr krank werden können. Über solche Kleinigkeiten waren die abgerackerten Mähren längst hinaus. Man brauchte sie nur am Droschkenstand zu sehen, wie sie dastanden mit den tief herabhängenden Köpfen und den zusammengeknickten Sackbeinen, auf denen der dürre Körper wie ein aufgespannter Mehlsack hing.

Über welch ein ander Bild, sobald sie sich in Bewegung setzten! Da wurden sie munter, und diese innere Glückseligkeit, diese Freude am Dienst zeigten sie durch ein fideles Kopfnicken an, das sie zum Gaudium aller Straßenbummler auch dann beibehielten, wenn sie so etwas ähnliches wie schärfere Gangart anschlugen. Da blieben oft alle Leute stehen und sahen ihnen lachend nach.

Nicht so erfreut waren darüber die glücklichen Fahrgäste, die durch das fortwährende Schütteln beinahe seekrank wurden, doch verstand es Vater Pechtl ganz vorzüglich sie zu beruhigen, wenn sie sich etwa unterfingen über die elende Beförderung durch den fußtiefen Straßenkot Klage zu führen. Dann wandte er sich mit zinnoberrotem Gesicht zurück und

forderte den Herrn da drunten sehr barsch auf erst zu bezahlen und dann auszusteißen, wenn es ihm zu langsam ginge. Denn wer seine Pferde beleidigte, beleidigte ihn. Die Tiere waren sein Stolz. Geputzt waren sie aber auch, daß man alle ihre Knochen zählen konnte. Und erst das Zaumzeug und die Droschke mit den grünsamntenen Sitzen. Da gab es schon nichts! Vater Pechtl war ein alter Soldat und hielt auf peinlichste Sauberkeit.

Und wie er im Stall und bei seinem öffentlichen Auftreten, so hielt es Mutter Pechtl daheim in der blanken Wohnung. Es war ein Vergnügen in diese weißgetünchten Zimmer mit den einfachen, sauberen Möbeln und den hellen Vorhängen zu blicken. Da duldete Mutter Pechtl kein Stäubchen.

An der gutgekleideten Frau, die immer ihre schwarzseidene Haube trug, konnte man sehen, woher die Schönheit der Töchter stammte. Sie stellte heute noch etwas vor mit der vollen Figur, den feinen Linien im Gesicht und vor allem mit den braunen, ausdrucksvollen Augen. Die verrieten noch das ehemalige Temperament, unter dem Vater Pechtl einst genug zu leiden hatte, wie man sich in der Nachbarschaft zuraunte. Jetzt kam ihm darüber nur noch selten ein galliges Wort, höchstens so ab und zu mal, wenn sich die älteste seiner Töchter, die schwarze Fanni, nicht ganz gebühlich benahm.

„Euer Mutter is auch kei' gute g'wesen,“ brummte er dann, aber er beruhigte sich schnell wieder, denn es hatte keine Gefahr mehr, die Zeit war längst vorbei. Jetzt hielt Mutter Pechtl von früh bis spät bald eine geweihte Medaille, bald einen Rosenkranz in den Händen und betete, daß es für drei Familien ausgereicht hätte. Die ganze Wohnung hatte sie mit Devotivtafeln und Kreuzfiguren austapeziert, und alle freie Zeit

brachte sie in der Kirche zu. Hatte sie am Morgen ihrem Gatten die Brennsuppe gekocht und ihn zum frohen Beginn des Tagewerks mit Weihwasser besprengt, dann ging sie in die Frühmesse und blieb lange aus. Des Nachmittags wanderte sie wieder auf ein Stündchen ins Gotteshaus, und abends, so kurz vor dem Dunkelwerden, erstattete sie dem lieben Herrgott noch eine kurze Abschiedsvisite. Bei diesen Gängen mußte sie immer eine ihrer Töchter begleiten, und in letzter Zeit that das fast immer die Lina oder Linni, wie man sie im Hause nannte. Fanni, die älteste, hatte Vater Pechtl vor kurzem an einen Kupferschmied ganz gut verheiratet, und Kätchen, die jüngste, besuchte noch eine Fortbildungsschule.

Also traf es die Linni, und dem kaum zwanzigjährigen Mädchel bedeutete der Kirchengang jedesmal eine hohe Freude. Sie betete gerne und schien in ihrer Art noch eifriger bei der Sache als die alte Frau, bei der das Rosenkranzabzählen und Vaterunserauffagen schon mehr zur sinnlosen, mechanischen Übung geworden war.

Linni war eben wirklich fromm.

Wenn sie am frühen Morgen in der ehrwürdigen Kirche der „frommen Brüder“ kniete, und die Wachskerze ihr feingeschnittenes Antlitz beschien, da war es, als sei ein leibhaftiger Engel herabgestiegen und hätte sich hineingesetzt, mitten unter die plumpen Weiber und die zahnluckigen, alten Männer, die dampfend ihren Odem von sich gaben. Aber sie hatte keine Augen für ihre Umgebung. Mit verklärten Blicken sah sie auf zu den verschiedenen Schutzheiligen an den Seitenwänden, am liebsten aber zu der gütigen Muttergottes, die hoch über dem Hauptaltare thronte und gnadenspendend auf die Betende hernieder zu lächeln schien. Wie weltentrückt weilte Linni vor

ihr, alles andere war für sie verschwunden. Manchmal bewegte sie wie in seliger Verzückung den kleinen Mund, der nun völlig den übermütig spöttischen Ausdruck verloren hatte, den er manchmal zeigte, wenn die Kleine auf der Straße ging. In der dämmerigen Kirche mit den schweren, silbernen Ampeln, dem roten, ewigen Lichte, den dampfenden Weihrauchfässern und den goldgefaßten Reliquien war eben das fröhliche, muntere Geschöpf, dessen Lachen alle entzücken konnte, eine andere. Versunken in ihren Gott, bot sie mit den inniggefalteten Händen ein verklärtes Bild reinsten Tugend.

„Und vergieb uns unsere Schulden!“

Das war ihr liebstes Gebet. Hundertmal konnte sie's aussagen nacheinander, denn Linni hielt sich selbst für eine schwere Sünderin, der der Himmel gar vieles zu verzeihen hatte. Demut und Ergebenheit — daraus setzte sich ihre Andacht zusammen.

Am innigsten aber betete sie, wenn der Pater Sylvester die Messe las. Das war ein corpulenter Mann mit freundlichem Gesicht, einer riesigen Glaze und einem braunen Vollbart, der fast bis zu dem härenen Gürtel herabreichte. Für den hatte Linni eine ganz besondere Verehrung, und seine Anwesenheit machte ihr die Kirche förmlich zum Himmel. Ging die Sakristeithüre auf, und er kam herein mit dem Kelch in der Hand, dann durchfuhr sie ein freudiger Schreck, und sie lenkte ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Altar, wo er die Messe celebrierte. Schritt er aber wieder hinaus, langsam und gemessen wie ein Kirchenfürst, dann senkte sie das Köpfschen gar tief auf die Brüstung des Betstuhls herab und blieb noch eine gute Weile in tiefen Gedanken.

Der Pater Sylvester war Linnis Beichtvater. Gleich dort

links am Altar des heiligen Antonius stand sein Beichtstuhl, und da wartete Linni regelmäßig alle vier Wochen des Sonntags vom frühesten Morgen an, um die erste zu sein. Für keinen Preis der Welt hätte sie sich diesen Ehrenplatz streitig machen lassen. Und Pater Sylvester kannte sein Beichtkind. Als ob er wüßte, daß sie sich heute wieder auf ihrem Posten einzufinden hatte, begrüßte er sie im Vorbeigehen mit einem leichten Kopfnicken, das für die andern kaum sichtbar war. Sie aber, die glückliche Linni, bemerkte es wohl, und ermutigt ließ sie sich nun vor ihm auf die Kniee nieder. Ihr Seelsorger zog den grünen Vorhang zusammen, und nun legte sie ihr frisches, reizendes Mündchen ganz dicht an sein Ohr, so recht dicht, denn was sie ihm zu sagen hatte, gehörte nicht für die andern. Die konnten nun lange warten und zuschauen, wo es nichts zu sehen gab.

Pater Sylvester nahm es nämlich sehr genau und pflegte erst Absolution zu erteilen, wenn alles gründlich durchgegangen war. Oft wunderten sich die Leute, daß er gerade bei Linni seine sonst so laute, sonore Stimme zu einem geheimnisvollen Wispern herabdämpfte, das sich gar eigentümlich anhörte. Die hübsche Person mußte wohl recht schwere Sünden auf dem Herzen haben. Aber, wenn man sie dann heraustreten sah mit den sanftgeröteten Wangen, den niedergeschlagenen Augen, wie das Bild der Keuschheit selbst, dann dachte man nicht mehr so arges und verzieh ihr die lange Verzögerung. Die schritt doch wirklich einher wie eine Entsündigte: frei von Fehl und Mafel. Einen Augenblick sah ihr der Pater immer selbst nach, ehe er dem nächsten Beichtkind Audienz gewährte. Und dabei geschah es, daß er manchmal den Kopf schüttelte und sich die Stirn trocknete. Auch warf er wohl einen seltsamen

Blick zu dem heiligen Antonius hinauf, ehe er von neuem seines schweren Amtes waltete.

Und so ging es nun schon eine geraume Zeit. Pater Sylvester wußte noch genau, wann und wie die kleine Person bei ihm auftauchte, trotzdem der Zudrang des weiblichen Geschlechtes zu seinem Beichtstuhl ein ganz riesiger war; aber Linni wußte es noch besser, aus guten Gründen. Der Tag war ein Wendepunkt in ihrem Leben, und noch auf dem Sterbebette wollte sie seiner gedenken, so schrecklich stand er ihr heute noch in der Erinnerung.

Sie beichtete nämlich früher bei dem frommen Pater Jakobus, einem leberleidenden, wortfargen Mann, der seinen Beichtstuhl neben dem Altar des heiligen Ignatius von Loyola, also dem Pater Sylvester gerade gegenüber, verwaltete. Wenn sie ihn nur sah, den hageren, großen Priester mit dem gelben Gesicht und den stechenden Augen, mußte sie der schrecklichen Angst gedenken, die er ihr damals eingejagt hatte. Und sie war doch an der ganzen Geschichte fast schuldlos gewesen. Das war ihr der einzige, wahrhafte Trost in den zahlreichen Stunden, wo sie sich jenes schreckliche Ereignis vergegenwärtigte, das in der Familie des Droschkenkutschers eine ganze Revolte hervorgerufen hatte.

Dicht neben der vierstöckigen Mietskaserne am Ende der Stadt, wo ihr Vater wohnte, lag ein großer Park mit schmiedeeisernen Gittern umzäunt. Darin stand eine feine, herrschaftliche Villa. Sie hatte früher sehr reichen Bürgersleuten gehört, und bei dieser Familie war Vater Pechtl viele Jahre Kutscher und Hausmeister gewesen. Dort hatte er auch einen hübschen Brocken Geld verdient und was zurückgelegt, ehe er auf eigene Rechnung fuhr. Deshalb bewahrte er seiner Brot-

herrschaft auch fortdauernd eine dankbare Erinnerung und geriet ganz außer sich, als das Haus eines unschönen Tages glattweg verschenkt wurde. Und an wen verschenkt wurde? Man höre! An die altgewordene Mätresse des einzigen Sohnes seiner ehemaligen Dienstherrschaft. Die schlaue, geriebene Person hatte sich nicht abschütteln lassen, als ihre Reize verblassten, sondern ihrem langjährigen Liebhaber, diesem stadtbekanntem Geldmann und Wüßling, so lang zugesetzt, bis er ihr endlich das Wohnhaus seiner Eltern mit dem ganzen Park rechtsgültig verschreiben ließ.

Vater Pechtl war außer sich. Viel hätte nicht gefehlt, und er wäre hingegangen zu dem leichtsinnigen Herrn um ihm energische Vorstellungen zu machen. Denn der ehemalige, treue Kutscher galt heute noch etwas. Darum hätte er gern gefragt, warum der gnädige Herr noch solche Dummheiten begehe, wo er doch schon über das Schwabenalter hinaus sei.

Aber die erste Aufregung schwand, und Vater Pechtl beruhigte sich mit der Zeit. Das gnädige Fräulein — so wurde die Geliebte des flotten Lebemannes in der Nachbarschaft genannt — gab nämlich gleich nach ihrem großartigen Einzug mit Doppelbett und Papagei seinen Kindern Arbeit in Menge. Und die Hauptsache: sie zahlte ganz ausgezeichnet. Da mußte man doch auch nicht so sonderbar sein. Was ging einen die Sache an? Vater Pechtl hörte zu schimpfen auf, und die Mädchen arbeiteten Tag und Nacht. Beide konnten brillant schneiden, ganz besonders Linni. Die entfaltete einen Geschmack im zuschneiden und arrangieren, daß sogar die verwöhnte Mätresse aufs angenehmste überrascht war und ihr Bestellung auf Bestellung gab. Nun löste sich die ganze sittliche Entrüstung der Familie in eine große Freude über den

hohen Verdienst auf, der durch Linni ins Haus kam. Sie wurde der Liebling der Eltern und nähte sich die Finger wund.

Dabei verstand es aber das kleine, chike Frauenzimmer sich selbst anzuziehen, daß es ein Staat war. In ihrer Zufriedenheit schenkte ihr die reiche Gönnerin regelmäßig die Kleider, die sie selbst nur ein paarmal getragen hatte, prächtige Stoffe neuester Mode, und daraus zauberte sich die niedliche Schneiderin im Handumdrehen Toiletten hervor, die entzückend an dem jugendfrischen, abgerundeten Körper saßen. Und wie frisierte sie erst die feinen, aschblonden Haare! Die kleinen Händchen steckten die dicken Flechten in anmutigen Verschlingungen ganz allerliebste zusammen, immer neu und eigen im Geschmack. Mit Gott und der Welt zufrieden lachte sie dann in den Spiegel hinein, denn sie konnte nicht glauben, daß eine feine Frisur und ein elegantes Kostüm in Widerspruch stünden mit ihren religiösen Pflichten. Die kamen dabei doch nicht zu kurz, wenn sie wie eine Dame aus der Gesellschaft in feinsten Toilette über die Straße ging.

Und spazieren ging Linni recht gern und recht oft, sobald sie nur Zeit hatte. Sie wollte doch auch zeigen, was sie leisten konnte in ihrer Kunst. Möchte man sie nur betrachten von oben bis unten, sie brauchte es nicht zu scheuen. Alles stand ihr vortrefflich. Das feine Kleid mit den weiten Ärmeln, der elegante Hut, der enganliegende Lederstiefel und das zierliche, goldene Kettchen um das hübsch geformte Gelenk. Ein nobler Seidenschirm und ein feiner Überwurf vollendeten das reizende Bild des kleinen, koketten Räckers. Da hätte mal einer behaupten sollen, daß das die Tochter eines Droschkenkutschers war, die alles, was sie am Leibe trug, von den seidenen Strümpfen an bis zu den feinen Spitzen an der Halskrause

regelmäßig geschenkt bekam. Der wäre schön ausgelacht worden!

Linni merkte gar wohl, wie sie die Blicke der Männer mit großem Behagen, die der Damen mit schlecht verhaltenem Ärger verfolgten, und sie verstand es trefflich in ihren duftigen Schleier hineinzulächeln, ohne dabei auch nur ein bischen nach rechts oder links zu spähen. Das brauchte sie nicht. Sie hatte jene Augen, die immer gerade auszublicken scheinen, und die dabei doch alles bemerken, was auf der Straße passiert. Wie oft war sie schon angesprochen worden! Von Herren natürlich, und immer des Abends. Dabei lächelte sie dann wieder ganz eigentümlich, bog den Kopf auf die Seite und eilte so schnell davon, daß der verblüffte Verehrer wie ein begossener Pudel da stand und fest überzeugt war, eine Mordsdummheit gegen eine sehr feine Dame begangen zu haben.

„Bleib' alleweil brav,“ sagte ihr die Mutter, „die Mannsleut taugen alle nichts.“

Dies Wort beherzigte sie, wenn sie auch ganz gern einmal einen Blick geworfen hätte in die fremde, vornehme Welt, die ihr mancher der eleganten Herren zu verheißen schien. Aber in diesen seltsamen Reiz der Neugier mischte sich auch eine geheime Furcht, denn sie wußte ganz gut, was einem Mädchen ihrer Herkunft dort bevorstand, und der Gedanke war ihr schrecklich. Trotzdem ging sie öfter in die Stadt, als sie es nötig hatte. Das Spiel mit dem Feuer machte ihr Spaß. Sie wollte ja brav und fromm bleiben, aber die Herren so ein ganz klein wenig an der Nase herumzuführen, das war doch schließlich keine so große Sünde. Auffällig trieb sie es ja nicht, im Gegenteil! Über ihr ganzes Wesen war die feinste Zurückhaltung, die vornehmste Ruhe gebreitet. Aber gerade

darin lag vielleicht die geheime Herausforderung, von deren unfehlbarer Macht sie mit pfißiger Gewißheit überzeugt war, weil sie die Wirkung ja immer beobachten konnte.

Eines Tages kam aber doch einer, der sich nicht narren ließ wie die andern. Und das geschah im Winter, als Linni in der Dämmerung vor der schimmernden Auslage eines pompös erleuchteten Juwelierladens stand. Da fühlte sie plötzlich, daß hinter ihr wieder einer wartete. Zuerst regte sie das nicht auf, denn das war gar nichts außergewöhnliches, aber als sie sich zum weitergehen anschickte, merkte sie zu ihrem Schrecken, daß der hochgewachsene Herr mit dem grauen Vollbart, den frechen Augen und dem feinen Pelz der Liebhaber des gnädigen Fräuleins war, und jetzt verlor sie ihre Haltung. Zitternd eilte sie davon. Er aber, wie der Wolf, der die Beute gewittert hat, ihr immer nach. In ihrer Angst stürzte sie in eine menschenleere Straße um dort vielleicht ungestört zu bleiben. Weit gefehlt! Schon ging er dicht hinter ihr, und bei einer neuen Biegung des Weges gestellte er sich leicht grüßend an ihre Seite, indem er die übliche Frage an sie richtete, ob er vielleicht den Wegweiser spielen dürfe.

Sie antwortete nicht, sondern lief was sie konnte, aber der Zudringliche war gut um einen Kopf größer als sie und hielt Schritt. Erst war Linni außer sich über diese Frechheit, als sie aber der Behausung ihrer Eltern immer näher kamen, fing die Sache an sie zu amüsieren, denn sie glaubte zum Schlusse dem gefoppten Liebesritter einen feinen Streich zu spielen, wenn sie ihm lachend die Wohnung seiner Mätresse zeigte und dann schnell in ihr Heim huschte. Aber da hatte sie sich in ihrem Begleiter gründlich verrechnet! Der vornehme

Herr bat sie ganz spöttisch ihn mit seiner Drachenburg zu verschonen, und erst als sie sich jetzt in gerechter Entrüstung als Pechtls ehrliche Tochter legitimierte, stützte er einen Augenblick und sah sie scharf an.

„Sakrament,“ rief er, „der alte Pechtl versteht's. Also, du bist die zweite?“

Linni erbehte bei dieser unverschämten Anrede, aber sie traute sich nichts zu sagen, denn vor ihr stand der frühere Brotherr des Vaters, der heute noch brillant zu verdienen gab, und dessen Name immer nur mit Verehrung genannt werden durfte. Ihr Schweigen ermutigte ihn, er trat näher, und vor dem Hause ihrer Eltern forderte er sie ganz gelassen auf in seine Wohnung in die Stadt zu kommen, er wollte ihr was zeigen. Ehe sie erwidern konnte, hatte er sie schon beim Arm gepackt, und nun zog er das zitternde Mädchen in eine belebtere Straße, wo er sie hastig in eine Droschke steckte.

Das gab ein schreckliches Wiedersehen mit den armen Eltern am selben Abend! Vater und Mutter tobten wie besessen herum und brüllten die Wände an. Er holte die Peitsche, sie sämtliche Rosenkränze von den Wänden, und nun wiederhallte das Zimmer abwechselnd von Flüchen und Stoßgebeten, die Kraus durcheinander wirbelten. Nur Fanni, die damals noch nicht verheiratete, verhielt sich ganz still und sah drein, als wäre ihr das weiter nichts neues. Und als sie mit der völlig gebrochenen Linni zu Bette ging, flüsterte sie der ganz entsetzten ins Ohr, daß es ihr mit dem Liebhaber des gnädigen Fräuleins ganz genau so ergangen sei. Auch sie hatte er von der Straße mitgenommen und mit Schimpf und Schande beladen den Eltern zurückgesandt.

„Das is halt amal unser Schicksal,“ meinte sie ganz gelassen.

Linni weinte laut.

„Sei still,“ beruhigte Fanni, „es hilft ja doch nix.“

Sie deutete auf das schlafende Kätzchen.

„Die kriegt er auch noch,“ sagte sie fest.

In Linni bäumte sich alles auf:

„Aber z’erst erschlagt ihn der Vater,“ rief sie trotzig.

„Der Vater?“

„Ja, er hat mir’s selber g’sagt.“

„O mei, Linni, da hat’s gute Weg,“ meinte Fanni traurig.

Und sie behielt recht. Vater Pechtl lief zwar am andern Morgen in seiner ersten Wut zum gnädigen Fräulein und verriet ihr alles. Als er aber merkte, daß sie die Sache gar nicht so sehr erregte, verfaßte er einen fein stilisierten Drohbrieff an seinen ehemaligen Gebieter, und als darauf gar nichts erwidert wurde, schrie er noch ein paar Tage im Hause herum von Vergeltung und Rache. Allmählich aber wurde er ruhiger, und schließlich sprach er nicht mehr davon. Was konnte man auch thun? Einen Prozeß oder eine Klage anstrengen, das lohnte die Sache nicht, denn einmal mußte es das Mädchel doch treffen, und außerdem — es schien nun eben so bestimmt, daß seine Töchter der Reihe nach dem gnädigen Herrn zum Opfer fielen. Vater Pechtl war fatalist. Er fügte sich ins unvermeidliche und nahm den Fall gelassen. Ein Verhältnis seines Kindes mit dem raffinierten Genußmenschen hätte er freilich nie geduldet. Doch daran war auch gar nicht zu denken, denn der alte Wüstling rechtfertigte den erfreulichen Ruf, den er in der ganzen Stadt genoß: Alle Blumen, die er auf seinen Wegen fand, rücksichtslos zu pflücken, um sie

dann gleichgültig bei Seite zu schleudern, das galt so zu sagen als seine berechnete Eigentümlichkeit, als eine Art liebenswürdigen Vorrechts überall, wo man seinen Namen in den Mund nahm. Vor weiteren Nachstellungen brauchte Vater Pechtl wegen seiner Cinni also nicht bange zu sein, und Kätchen war ja noch so jung. Auf die wollte er übrigens aufpassen wie der Löwe auf sein Junges, denn ein drittesmal sollte sich der verdammte Schürzenjäger so etwas nicht herausnehmen, ehe schlug er ihn in Stücke.

Vorerst fuhr er ihn aber noch spazieren, so oft er's verlangte, oder er stand sofort hülfsbereit auf, wenn er von dem Bedienten des gnädigen Fräuleins mitten in der Nacht geweckt wurde, um den flotten Lebemann nach einer wüsten Orgie in die Stadt zu befördern. Bekam er doch dafür immer zehn Mark bezahlt, und das war schließlich auch nicht zu verachten, meinte der kluge Droschkenkutscher ganz richtig.

Auf wesentlich andere Art fand sich Mutter Pechtl mit der Sache ab. Ihr machte das Ereignis einen niederschmetternden Eindruck, sie weinte Tage und Nächte fort. Vor allem sah sie darin ein eigenes Verschulden. Sie hatte auf das Mädchen nicht genügend acht gegeben, und nun kam die schwere Heimsuchung Gottes. Darum nahm sie die Niedertüchtigkeit des alten Roués als gnädige Fügung von oben, und zugleich als Mahnung, noch mehr zu beten als sie bisher gethan. Cinni war nicht fromm genug gewesen. Oft drei Tage nacheinander hatte das Mädchen keine Kirche besucht. Das mußte anders werden. Tags darauf wurde um vier Uhr aufgestanden und zur Kirche der frommen Brüder gewandert.

Da lag nun das hübsche Kind am frühesten Wintermorgen auf den eiskalten Altarstufen und weinte bitterlich. Daneben

kniete mit krampfhaft gefalteten Händen die Mutter, stier zur Decke blickend und eifrig die Lippen bewegend. Zum steten Gedächtnis an den schrecklichen Vorfall hatte sie eigens eine dicke Wachskerze gestiftet, die am Hochaltar brannte. Dampf und schwer legte sich's da auf das junge Geschöpf. Aber das furchtbarste kam erst noch. Das war der Sonntag, wo die entsetzliche Sünde gebeichtet werden mußte. Schon zwei Nächte vorher konnte die Ärmste nicht schlafen vor banger Erregung, und als sie endlich durch Schnee und Nacht zur Kirche schlich, da verging ihr der Atem vor Angst. Das riesige Tonnengewölbe mit den wogenden Schatten flößte ihr Grauen ein. Alle Formen verschwanden in der gähnenden Finsternis, und die flackernden Lichter auf den Altären irrten wie arme Seelen im Jenseits umher.

Und erst die Beichte selbst! In Todesängsten wankte sie zu Pater Jakobus hin. Als sie aber aus dem Beichtstuhl trat, war sie fassungslos und blickte umher wie eine Verdammte. Der Priester hatte ihr die Absolution verweigert, als sie ihm das gräßliche gestand. Was sollte sie nun anfangen? Zu ihrer Mutter, die regungslos am Hochaltar kniete, traute sie sich nicht zu gehen! Nicht absolviert! Wenn das die alte Frau erführe, das Herz müßte ihr brechen. Linni zitterte bei dem Gedanken, und in ihrer Hilflosigkeit fing sie laut zu schluchzen an vor Verzweiflung und Jammer. Das sah ein Mütterchen, das sie mit gutmütigen Augen schon lang beobachtet hatte. Die Alte ging bereits fünfzig Jahre zu den frommen Brüdern und wußte Bescheid; darum erkannte sie sofort, wo das arme Mädchel der Schuh drückte, faßte sie freundlich bei der Hand und wies mit verständnisvollem Augenzwinkern auf die gegenüber liegende Seite, zum Altar des heiligen Antonius.

„Da gehen S' hin, Fräulein,“ sagte sie. „Da sitzt der Pater Sylvester, der kennt sich in solchen Sachen viel besser aus.“

Erst hielt Linni die Alte für schwachsininig, denn es wollte ihr nicht einleuchten, daß der liebe Herrgott durch seine Diener auf der rechten Seite der Kirche anderes Gericht halten ließ als auf der linken, aber die freundliche, sichere Art der alten Frau wirkte so überzeugend, daß sie endlich mit bebendem Herzen den letzten Versuch machte.

Und siehe da! Das Mütterchen hatte nicht gelogen. Auf dieser Seite ging die Sache wie geölt. Pater Sylvester nahm es zwar sehr gründlich und fragte sie aus, daß sie sich fast zu Tode schämte, aber er gab ihr nach halbstündigem, heißem Examen und nach Auferlegung einer gehörigen Buße die ersehnte Absolution und hieß sie in Frieden von dannen ziehen.

Auch empfahl er ihr, von jetzt an alle vier Wochen zur Beichte zu gehen und zwar immer beim Altar des heiligen Antonius. Das hätte er gar nicht nötig gehabt. Vom Augenblick der Freisprechung an gehörte das Mädchen mit überströmenden Gefühlen ihm allein. Pater Sylvester ward Linnis Abgott, und so kam es, daß sie die frömmste der ganzen Kirche wurde und den Tag kaum erwarten konnte, wo sie dem geliebten Beichtvater wieder ihr Herz ausschütten durfte.

*

*

*

Der fromme Mann merkte das gar wohl und nahm sich seines neuen Beichtkinds mit aller Wärme an. Er hatte eine leichte Aufgabe. Die Kleine war äußerst gefügig und

stand im Anfang noch so sehr unter dem Eindruck der erlittenen Schande, daß er ihr selbst Mut zusprechen mußte, als sie immer noch zaghaft that und an ihre Freisprechung kaum glauben wollte. Sie war ja das arme Opfer, die Verführte, mit der der Herr noch ein besonderes Mitleid empfinde, und alles in allem — so schlimm sei die Sache ja doch nicht gewesen, daß man den ganzen Himmel in Bewegung setzen müsse. Freilich dürfe es kein zweitesmal vorkommen, das ja nicht, aber schließlich sei es wohl andern auch schon passiert. Pater Sylvester redete da aus einem langen Leben und einer reichen Erfahrung, wie er ihr mehrmals versicherte. Darum solle sie nur nicht kleinmütig sein, sondern fleißig beten, alle Schüchternheit ablegen, und ihrem Beichtvater jederzeit ein offenes Herz entgegenbringen. Das offene Herz betonte er ganz besonders, der gute Pater Sylvester, und zwar jedesmal, ehe sie ihre Beichte begann.

So erwachte denn Linni unter seinem Zuspruch aus der furchtbaren Betäubung. Die erste Scheu wich, und je öfter sie kam, desto größer wurde ihr Vertrauen, desto inniger beichtete sie. Pater Sylvester fand mit der Zeit, daß ihr gut zuzuhören sei, und mehrmals ertappte er sich dabei, daß er das Ohr fester an das trennende Gitter des Beichtstuhls drückte, als es sein vortreffliches Gehör eigentlich erforderte. Dabei wurde ihm oft recht seltsam. Das Mädel verstand nämlich ihre Sünden herzusagen wie keine andere. Wo sie das nur gelernt hatte? So mit ganz eigentümlichen Tönen und Seufzern, recht langsam und zögernd, dann machte sie auch wieder eine Pause, bis sich ein neues Geständnis ihrem Busen entrang. Und bei jeder Beichte wurde das toller, die Stimme wurde immer wärmer und flötender, fast zärtlich, so daß sich Pater

Sylvester oft fragen mußte, ob denn das wirklich eine Sünde war, was sie eben gesagt hatte. Teufelsmädel! Manchmal wurde er ganz verlegen und vergaß in seinen eigentümlichen Gedanken die Strafpredigt aufzusagen, als sie geendet hatte. Zugleich konnte ihm nicht entgehen, daß die Kleine immer sicherer wurde. Ja, einmal kam es ihm sogar vor, als ob sie eine gewisse Gewalt über ihn besäße, weil er in ihrer Gegenwart seine ganze Beredsamkeit verlor, die ihm sonst den Frauen gegenüber nicht abzugehen pflegte. Darüber erschrak er fast und nahm sich vor, das nächstemal gehörig los zu poltern. Aber, so bald sie in den Beichtstuhl trat mit dem bewußten, sanften Blick und sich demütig als armen, sündigen Menschen anklagte, war es mit allen Vorsätzen vorbei: Er saß ihr waffenlos gegenüber und mußte geduldig zuhören. Noch niemals hatte ihn ein Frauenzimmer so ganz außer Fassung gebracht, und mit Entsetzen entdeckte er, daß sich die kleine Person auch außerhalb des Beichtstuhls in seine Gedanken schlich. Das mußte aufhören!

Als treuer Diener der Kirche nahm Pater Sylvester seine Zuflucht zum Gebete. Er flagte sich der Sünde an, diesen kleinen Teufel selbst beschworen zu haben, und gelobte feierlich vor dem heiligen Antonius Buße zu thun, auf daß der Satanas wieder von dannen ziehe.

Wo sie früher gebeichtet habe, fragte er dumpf am nächsten Sonntag.

„Beim Pater Jakobus,“ kam es schüchtern zurück.

Bei dem? Pater Sylvester holte tief Atem. Ob sie nicht wieder zurückgehen wolle, forschte er weiter. Aber kaum hatte er ausgedet, als die Kleine bitterlich zu schluchzen begann.

Pater Sylvester hätte aus Stein sein müssen, um sie jetzt

davon zu schicken. Er brach sein Gelübde und neigte sich väterlich zu ihr, indem er sie herzlich beruhigte.

Damit fing aber auch die alte Pein wieder von vorne an und wiederholte sich regelmäßig jeden Monat. Wenn sie nur mehr zu beichten gehabt hätte! Ein paar recht schwere Sünden! Als ihr eigener Beichtvater war Pater Sylvester so unchristlich, solch frevlen Wunsch zu äußern, nur um ihr gehörig die Leviten lesen zu können. Denn manchmal wurde es ihm bedenklich eng und schwül in seinem Kasten. Aber, was sie immer vorbrachte, das war ja so harmlos, daß er nicht viel sagen durfte. So ein hübsches Mädel! War denn das möglich? Pater Sylvester dachte an seine eigene Jugend. Er war ein flotter Studiosus gewesen und kannte den Kummel, ehe er vor fünfundzwanzig Jahren diese Weltabgeschiedenheit aufsuchte. Darum wollte er nicht daran glauben, daß diese kleine Person nichts auf dem Gewissen trage, als immer den langweiligen Jähorn, ein paar kleine Gotteslästerungen, einige undankbare Gedanken gegen Vater und Mutter und höchstens einmal ein bischen Eitelkeit. Er hätte ganz gern wieder von intimeren Dingen gehört, wo er, der erprobte Seelsorger, seinen praktischen Rat erteilen konnte. Doch damit war es endgültig vorüber. Die Buße und Reue, die er gepredigt hatte, schien auf guten Boden gefallen zu sein und treffliche Früchte zu tragen.

Hatte sie denn wirklich keine Liebe? Dann konnte dem Pater Sylvester die jetzige Jugend von Herzen leid thun! Da wäre er schon ein anderer gewesen! Ja, heute noch mit seinen vierundfünfzig Jahren — aber halt, was waren das für sündige Gedanken? Hastig zog der fromme Pater den Rosenkranz aus der Kutte und dachte wieder an Einnis Seelenheil.

Ein einzigesmal hatte sie ihm etwas erzählt von einem Mechaniker, der im Hause der Eltern logierte, sogar Wand an Wand mit ihrem Dachstübchen. Das war ihm verdächtig vorgekommen, denn der junge Mann pflegte bei Pechtls oft ganze Abende zu sitzen, der Mutter das Garn zu halten und der Linni Geschichten zu erzählen. Und weil er bare fünftausend Mark Vermögen hatte und durch eine kleine Thüre direkt in Linnis Stube gelangen konnte, fürchtete Pater Sylvester so mancherlei. Als er aber hörte, wie gleichgültig sein Beichtkind über den guten, dummen Kerl redete, da sah der viel-erfahrene Praktiker ein, daß er sich gründlich getäuscht hatte und sann auf anderes. War es der Mechanikus nicht, wer war es dann? Denn daß sie ihm etwas verheimlichte, stand für ihn fest. Schon an ihrem Benehmen glaubte er das zu merken. Denn trotz Holzwand und Gitter fühlte er ganz deutlich, daß sie etwas erregter wurde. Was war also los?

Ganz unvermutet sollte er hinter ihre Schliche kommen, als er eines Tages mit dem Sanktissimum zum versorgen ging. Da sah er sie zum erstenmal auf der Straße. Er durfte nicht auf die Seite blicken, aber so viel merkte er doch, daß sie sehr fein gekleidet war, als sie mit einem anmutigen Knix tief errötend in die Kniee sank und sich bekreuzigte. War es nur Zufall, daß gleich drei Schritte weiter ein flotter Kavallerielieutenant des Weges kam? „Nein,“ schrie es grimmig in Pater Sylvester. Das war der Liebhaber. Was denn sonst? Ein Buntrock natürlich, kein Mechaniker, da fallen ja alle Weiber herein. Pater Sylvester wurde sehr böse. Vielleicht hatte er doch zu gering von der jungen Generation gedacht? Der Lieutenant wenigstens schien die Sache gut zu beherrschen, und die elende Heuchlerin hatte ihren Beichtvater gar schänd-

lich hinter das Licht geführt. Aber sie sollte ihm nur wiederkommen! Diesmal fand er schon die rechten Worte für dieses Engelsgesicht, das nur die Larve war für Lüge und Verstellung.

Und sie kam, andächtig und unschuldsvoll wie immer. Kaum aber waren die Vorhänge zusammengezogen, da bat Pater Sylvester sehr entschieden um Aufklärung, wer der Offizier gewesen sei, und als sie auf seine heftige Anrede sehr verlegen wurde, stellte er Kreuz- und Querfragen, daß sie flehend die Hände hob und alles gestand. Uha, jetzt kam es heraus! Jetzt konnte sie die Wahrheit sagen, die verstockte kleine Person. Also drei Wochen lief ihr dieser Lieutenant schon nach? Das war ja recht nett. Und sonst war nichts passiert? Wirklich nichts? Ganz und ganz nichts? Er drohte mit dem Finger und gab ihr zu bedenken, daß er für sie der Stellvertreter Gottes auf Erden sei, dem sie alles erzählen müsse.

Nun ja, gesprochen hatten sie sich auch schon, so zwei, drei, oder auch viermal — Linni wußte es eben nicht mehr so genau, wie sie jetzt laut weinend versicherte.

Doch der Stellvertreter Gottes fühlte diesmal keine Rührung, sondern fragte unbarmherzig weiter. Linni wurde feuerrot. Nein, nein, sie war brav geblieben. Was dachte denn der Pater Sylvester von ihr? Eifrig wehrte sie ab, als er jetzt sehr barsch in sie drang, ob sie etwa das gräßliche Ereignis vom vorigen Jahre schon vergessen habe. Alles eher, Linni wußte es noch sehr gut, aber, du lieber Gott, schließlich war dieser Vorfall doch auch schon in jene Ferne gerückt, aus der man immer ruhiger beurteilt und sogar ein erlebtes Unglück in milderem Lichte sieht. Linni wunderte sich selbst, daß sie so leicht darüber hinweg gekommen war, aber hatte nicht

Pater Sylvester ihr so lange zugeredet, einen Schleier darüber zu breiten, bis es ihr endlich nach heißen Kämpfen gelang?

Mit Erstaunen machte sie eines Tages an sich selbst die Entdeckung, daß die Furcht, die man eigentlich von rechts wegen vor der Wiederkehr einer solchen Katastrophe bei Tag und Nacht empfinden müsse, immer geringer wurde. Gott mochte ihr diesen Leichtsinn verzeihen — sie fürchtete sich fast gar nicht mehr. Aber daran war sie doch nicht Schuld, das kam so ganz von selbst, mitten in Andacht und Buße, der Linni wie keine zweite oblag. Was konnte sie also dafür? Sie betete doch das ganze Jahr von früh bis spät, unter den purpurroten Baldachinen des Pfingstfestes, unter den zartgrünen Birken der schwüldämmrigen Maitage, vor den violett verhangenen Altären der Fastenzeit und vor den weißen Totenkreuzen auf schwarzen Bahrtüchern. Sie opferte, gab Almosen, schrieb Kaspar, Melchior, Balthasar mit geweihter Kreide auf alle Thüren und verbrannte Räucherwerk an hohen Kirchenfesten. Und doch — aus all den Farben und dem würzigen Duft zog es ihr nicht mehr wie klösterliche Verwesung mit Buße in Sack und Asche durch den Sinn, sondern leuchtend mit den sinnlichen Freuden des Daseins. Sie war ja noch so jung! Und da nach dem stillverlebten Winter der erste, warme Frühlingstag ins Land zog, kleidete sie sich nur so zum Versuch wieder einmal kokett und zierlich wie früher und wagte sich tiefer in die Stadt hinein, die sie so lang gemieden hatte. Da war ihr's, als freuten sich alle Menschen über sie wie über die wiedergeschenkte Sonne, so freundlich lachte sie alles an. Das that doch wohl nach so langer Zeit! Einigemale wiederholte sie den Besuch, aber dann gab es viel zu thun für Fannis Hochzeit, am meisten für das gnädige Fräulein. Die hatte ihr

inzwischen so viele neue Kunden verschafft, daß Linni kaum genug schneiden konnte. Sie verdiente immer mehr und konnte sich kleiden, so fein sie nur wollte. Und für schöne Kleider gab sie ihr Leben her, wie sie lachend versicherte. Mit ihnen und mit Pater Sylvester meinte sie bis ans Ende der Welt gehen zu können.

Vielleicht hatte sich der wackere Beichtvater ähnliches gedacht, weil er gar so giftig that und sich kaum beruhigen konnte über ein paar harmlose Spaziergänge mit einem Lieutenant. Jedenfalls war er sehr aufgereggt. Nur ihre schamlose Eitelkeit hatte das Unglück verschuldet. Kein Wunder, daß die Leute ihr nachliefen, wenn sie so auffallend gekleidet über die Straße ging!

Linni nickte seufzend, als aber Pater Sylvester auf den frechen Lieutenant zu schimpfen begann, da bat sie ihn flehentlich, aufzuhören, denn der junge Offizier hatte sich ihr in einer Weise genähert, die ihm von vornherein die größte Achtung zusicherte. Deshalb ließ sie ihn nicht beleidigen oder gar mit dem abgelebten Wüstling vom Nachbarhause vergleichen. Nein, das verbat sie sich. Der Herr Lieutenant war Kavalier durch und durch und hegte die edelsten Absichten. Das glaubte die gewitzigte Linni sicher zu wissen. Sehr dezent hatte er angebändelt, Schritt für Schritt, ohne die Kleine zu erschrecken. Kein rohes Wort kam über seine Lippen. Auch behandelte er Linni ausschließlich als Dame, immer sehr fein und respektvoll, nahm auf jeden ihrer Wünsche die peinlichste Rücksicht und scheute sich sogar nicht, mit dem distinguiert gekleideten Fräulein in Uniform zu gehen. Vor allem schonte er ihren religiösen Sinn und bekannte sich selbst als gutgläubigen Christen. Leider war er Protestant, ein Umstand, den Pater Sylvester

gar nicht genug hervorheben konnte. Eine Wirkung vermochte er damit freilich nicht zu erzielen. Die Kleine war so innig wie sonst und nahm am Schluß mit demutsvollem Blicke einen der weißen Beichtzettel entgegen, von denen sie jetzt schon eine ganze Sammlung besaß, aber sie sündigte weiter, das heißt, sie ging nach wie vor mit ihrem Herzallerliebsten, trotz der fortwährenden Warnung des Paters spazieren, und nach zwei Monaten harten Ringens kam sie richtig wieder an wie damals, als sie dem Altar des heiligen Ignatius den Rücken gewandt hatte.

Eine nette Bescherung! Pater Sylvester fuhr nicht schlecht in seinem Beichtstuhl herum. Also, das war das Ende seiner heißen Bemühungen! Wehe, dreimal wehe! Er war wirklich wütend und schimpfte Stein und Bein. Alle seine salbungsvollen Sprüche vergaß er, roh und derb kamen die Worte heraus, manchmal sogar ein Fluch dazwischen, weil man ihm die Kleine abspenstig gemacht hatte. Das ärgerte ihn am meisten. Auf den Lieutenant war er fast noch wütender als auf das Mädchen, und in seinem furchtbaren Zorn vergaß er sich sogar so weit, daß er den nichtsnutzigen Burschen unter Verletzung des Beichtgeheimnisses anzuzeigen drohte. Der arme Pater! Seine Wut nützte ihm nichts, das Malheur war einmal geschehen, und es blieb ihm nur noch das eine, sich durch Fragen allerintimster Art ein bischen schadlos zu halten. Grausam quälte er Linni, bis sie ihm auch das letzte erzählt hatte. Dann erst erteilte er die Absolution, aber nicht feierlich wie sonst, sondern knurrend und brummend. Vorher hatte er ihr noch die sofortige Auflösung dieses schamlosen Verhältnisses zur Bedingung gemacht und eine Buße vorgeschrieben, an der sie vier Wochen zu arbeiten hatte, das schlimme Frauen-

zimmer. Nicht einmal weinen konnte sie diesmal. Die war auf dem besten Wege eine ganz verstockte Sünderin zu werden. Auch einer Aufrichtung, eines Trostes schien sie gar nicht zu bedürfen. Der gute Pater rechnete eben nicht damit, daß die Kleine ganz närrisch war vor lauter Verliebtheit, und bei all seinen finstern Ermahnungen an nichts anderes dachte, als an ihren Fritzel. So hieß der Lieutenant.

Auf einer Landpartie waren die Flammen in einander geschlagen, aber diesmal war sie nicht so verzweifelt nach Hause gekommen, sondern mit einem feinen Lächeln auf den Lippen, das ein wonniges Geheimnis barg. Vater und Mutter konnten ungestört die Abendruhe genießen, und als Linni zu Bett ging, nahm sie oben in ihrem Stübchen eine Photographie heraus, die sie stürmisch liebte. Daß solch ein Glück überhaupt möglich war, das hatte sie nie gedacht. Sie lachte und weinte in einem Atem vor jauchzender Freude. Es war die erste Liebe des jungen Geschöpfes, die jeden Gedanken an die vergangene Sünde vollständig verdrängte. Erst am andern Morgen wurde es Linni bange. Nicht vor der Sünde, an die konnte sie auch heute noch nicht recht glauben, aber vor der Beichte ängstigte sie sich. Was würde Pater Sylvester sagen? Der fromme Mann stand ihrem Herzen fast ebenso nahe wie Fritzel, und es kam ihr vor, als hätte sie gegen ihn eine Art Treubruch begangen. Aber er war ja so gut, so lieb, so edel! Lange konnte er ihr nicht zürnen. Und wenn er jetzt, nach dem reumütigen Geständnis, auch ein bißchen wetterte, er meinte es nicht so böse. Das merkte sie, als er ihr beim Abschied wieder die Absolution gewährte. Und das blieb halt doch die Hauptsache für ein frommes, strenggläubiges Mädchen. Freilich, wenn sie an die Zukunft dachte! Ob er dann

wohl auch noch so gut und nachsichtig wäre, wenn vielleicht die Sünde wieder Macht über sie gewänne? Sie hatte ja nicht die Absicht, sich noch einmal zu vergehen — beileibe, nein. Aber, was weiß man denn, fragte sie sich mit einem holden Seufzer und lächelte wieder ganz eigentümlich. Jedenfalls hoffte sie das beste von ihrem geliebten Beichtvater, und im Vertrauen auf seine unendliche Güte nahm sie acht Tage später ein neues Rendez-vous mit dem Lieutenant an.

Jetzt wurde es aber dem Pater Sylvester doch zu dumm. Die letzte Buße war kaum heruntergebetet, und schon kam das Mädchen mit einem neuen Sündenfall daher. Er schimpfte wie nie zuvor und sagte ihr sehr bestimmt, daß er im Wiederholungsfalle einfach die Absolution verweigern werde, die er ihr nur ausnahmsweise noch einmal zu teil werden ließe. Verdammtes Mädel! Ob das wohl glaubte, ihn als guten, dummen Kerl nach Belieben drehen und wenden zu dürfen?

Es schien fast so, als ob sich diese düstere Vermutung be= wahrheiten sollte.

Mit seinem Beichtstuhl glaubte Pater Sylvester in die Erde sinken zu müssen, als sie vier Wochen darauf wieder mit neuen Bekenntnissen zu ihm kam. Ja, sogar noch schlimmer als vorher hatte sie's getrieben. Aber dafür war es nun auch endgültig vorbei mit der Geduld ihres würdigen Beichtvaters. Alle guten Dinge sind drei — das Maß war voll. Er achtete nicht mehr auf heiße Thränen und Versprechungen, sondern rückte mit seinem Ohr weit von ihr weg, um nicht mehr so schamlose Sünden zu hören, und wies sie endlich barsch hinaus mit der Bemerkung, daß sie für immer den Klauen der Hölle verfallen bleibe. Als sie aber in ihrem Jammer nicht gleich gehen wollte und verzweifelt ihre Finger in das eiserne Gitter grub,

ließ er einfach das nächste Beichtkind auf der andern Seite eintreten. Das überstieg ja alle Begriffe! Die Sünde war zu groß, zu frech, zu schnell wiederholt, und obendrein verspürte er gar keine Lust immer anzuhören, wie glücklich sie bei diesem dummen Laffen von Lieutenant war. Drum hinaus mit ihr! Möchte sie sehen, wo sie ankäme.

Das gleiche überlegte sich Linni. Totenbleich war sie aus dem Beichtstuhl gewankt, wie damals bei Pater Jakobus, und nun weinte sie so laut und bitterlich vor dem heiligen Antonius, daß es durch die dichten Vorhänge zu Pater Sylvester dringen mußte. Aber das war alles umsonst.

Linni wartete mehrere Stunden. Eines nach dem andern betrat den Beichtstuhl, jedes ging erleichtert von dannen, nur sie allein sollte keine Gnade finden. Pater Sylvester war doch recht grausam. So schön war alles eingeteilt gewesen, und waren auch dann und wann ein paar tüchtige Gewitter herniedergegangen, im Stillen hatte sie doch gehofft, daß er sich so nach und nach an ihre Liebe zu Fritzal gewöhnen werde. Ach, wie reizend wäre es gewesen, so ein recht inniges Verständnis mit den guten Menschen, mit Fritzal und mit Pater Sylvester, jedem von beiden sein reichlich Teil zugemessen! Mehr hätte Linni ja gar nicht verlangt. Und nun mußte sie sehen, daß sie sich gründlich verrechnet hatte. Ihr Beichtiger wollte nichts wissen von dem schöngeträumten Trio. Er würdigte doch gar nicht, wie ihr ums Herz war, sonst hätte er nie verlangen können, daß sie mit Fritzal brechen solle. Mit Fritzal, mit dem prächtigen, immer vergnügten, herrlichen Menschen! Wenn Pater Sylvester jetzt schon so streng war, was sagte er denn, wenn einmal der Karneval kam, wo Linni gar lustig herumtanzen wollte. Es dämmerte ihr so etwas auf, als ob

sie für diese berauschte Zeit doppelte Nachsicht und milden Zuspruch nötig hätte, denn ohne Beichte konnte sie nun einmal nicht leben.

Aber wie fängt man das an? Von Pater Sylvester war nichts mehr zu hoffen, und wenn sie noch zwanzig Stunden wartete. Das ärgerte Linni. Sie mußte absolviert werden, koste es was es wolle. Der hartherzige Mann da drüben sollte nicht triumphieren.

Eilig trocknete sie ihre Thränen und sah sich in der Kirche um. Ein hülfsbereites Mütterchen war diesmal nicht zur Stelle, aber die vorzügliche Praxis der alten Frau war Linni in gutem Gedächtnis geblieben. Ein pffiffiges Lächeln umspielte ihren Mund. Da ragten ja noch zehn Seitenaltäre zur Höhe, und unter jedem saß ein Beichtiger wie zur Auswahl. Die konnte man mal der Reihe nach durchgehen, von oben bis unten, und dann wieder von unten bis oben, oder zur Abwechslung mal im Zickzack von einem Ende zum andern, dann brauchte man den Pater Sylvester nicht mehr.

Das war ein guter Gedanke! Linni erfaßte ihn schnell und ging gesenkten Blickes zum nächsten Altar. Dort thronte in starrer, aufrechter Haltung der siebzigjährige Pater Eusebius, ein würdiger, schwerhöriger Greis, der die Sache mit ein paar unverständlich gemurmelten Worten abzumachen pflegte. Erwartungsvoll trat Linni zu ihm, und sie hatte die Freude nach einer ganz kurzen Beichte gerade in dem Augenblick entlassen zu werden, als Pater Sylvester eben seine Sitzung beendete. Er blickte sonderbar drein, als er den Beichtzettel in ihrer Hand wahrte. Möchte der sich ärgern! Ganz recht geschah ihm! Jetzt war sie auch einmal grausam. Und in ihrer Schadenfreude gab sie dem Fritzel noch am selben Tag ein

Stellidichein, bei dem es lustig herging. Warum auch nicht? Sie hatte jetzt den bequemsten Beichtvater, und außerdem standen ja noch neun Seitenaltäre in der Kirche der frommen Brüder!

*

*

*

„Fräulein Linni! . . . Fräulein Linni!“

„Was giebt's denn?“

„Ach, bitt schön, bleiben S' noch a bissel stehn.“

Ärgerlich drehte sie sich um. Es war auf der dunkeln Haustreppe, die sie eben herniederstieg, um zu dem gnädigen Fräulein zu gehen. Denn sie sollte die Wintertoiletten anmessen.

„Ach, Sie sind's, Herr Killmoser,“ sagte sie gedehnt, als erkenne sie erst jetzt den Herrn, der ihr so hastig nachgeeilt war.

Daß sie der langweilige Mechaniker immer verfolgen mußte! Der Mensch war so zudringlich geworden in letzter Zeit. Sie wußte es ja, er war in sie bis über die Ohren verliebt, aber sie konnte doch nichts dafür, wenn diese stürmische Begeisterung, die sich oft in so läppischen Kundgebungen äußerte, nur eine einseitige blieb. Er war ja zu häßlich, und gegen Frißel — na, sie wollte ihren Geliebten nicht durch unpassende Vergleiche verletzen.

„Was wollen S' denn?“ fragte sie unwillig. „Ich hab' jetzt keine Zeit.“

Verlegen stand der kleine Mann vor dem vollen, schönen Mädchen. Er trat einen Schritt vor, dann wieder einen zu=

rück, hüftelte ein paarmal, und endlich griff er bebend nach ihrer schmalen Hand, die in feines Leder gehüllt war.

„Fräulein Linni . . . ach, es ist ein großes Glück, daß ich Sie einmal treff' . . . ich will's Ihnen aber endlich sagen, ich . . . ich möcht' Sie heiraten.“

Linni mußte sich ihren zierlichen Muff vor den Mund halten, um ihm nicht ins Gesicht zu lachen. Heiraten! Den kleinen Troddel da? Der heutige Tag fing ja lustig an.

„Sonst nig mehr,“ ficherte sie.

Der Mechaniker wurde sehr traurig. Er meinte die Sache tiefsernst, und nun fand er auf seinen wohlgemeinten Antrag, den er monatelang vorbereitet hatte, nur Hohn und Spott.

„So müssen S' net reden, Fräulein Linni . . . hören S' mich erst amal an,“ bat er ganz verschüchtert.

Und nun begann er umständlich sein Programm auseinanderzusetzen. Sie könnten doch beide ganz gut zusammen leben und sich ehrlich durchschlagen ohne Mangel zu leiden, er mit seinem guten Auskommen und seinem hübschen Vermögen, sie mit ihrer Schneiderei. Ob Fräulein Linni das nicht auch glaubte?

Ja, wenn es ihr darum wäre, das könnte sie freilich, aber dafür bedankte sie sich. Sie wollte anders leben, als der Herr Mechaniker meinte und wollte lustig sein. Eine solche Philisterei fand sie immer noch, wenn sie alles durchgekostet hatte, aber jetzt wies sie diesen Gedanken zur größten Enttäuschung des unglücklichen Verehrers mit beiden Händen von sich und stürmte singend die Treppe hinab. Das wäre nicht übel! Nur keine Ketten, keine Langeweile und kein schläfriges Nebeneinandervegetieren mit der stumpfsinnigen Zufriedenheit ihrer Schwester Fanni. Die hatte sich geduldig einpacken lassen.

Aber der Linni fiel das nicht im Traume ein. Sie war selbstständig und verdiente sich ihr Geld, darum wollte sie auch noch ihr Leben genießen. Lachen wollte sie, und so was verlernt man schnell an der Seite eines dicken Kupferschmieds oder eines dünnen Mechanikers. Einen flotten Lieutenant am Arm ging es schon besser. Also, fort mit dem ledernen Brautwerber, der ihr doch nur eine spaßhafte Figur war. Den ganzen Tag mußte sie über ihn lachen.

Als sie aber wieder nach Hause kam, fiel sie aus allen ihren Himmeln. Der Mechaniker war zu ihren Eltern gegangen und hatte um sie angehalten. Frohlockend teilte es ihr Vater Pechtl mit. Der praktische Mann hatte das günstige Angebot besser erwogen als seine leichtsinnige Tochter und nach genauem Rechnungsüberschlag seine endgültige Zustimmung gegeben.

Linni wurde kategorisch erklärt, daß sie den Mechaniker lieben und in sechs bis acht Wochen auch heiraten werde.

Die Kleine kannte ihren Vater zu gut und widersprach nicht. Aber schnurstracks schoß sie mit zorngeröteten Wangen in ihr Stübchen hinauf und klopfte an der Thür des ungestümen Werbers.

„Herr Killmoser,“ sagte sie mit fester Stimme, als sie dem erschrockenen Menschen gegenüberstand. „Herr Killmoser, . . . Sie haben doch um mich ang’halten . . .“

„Fräulein Li . . .“

„Hören S’ auf,“ sagte sie, „ich weiß alles. Das war gemein von Ihnen.“

Er traute sich nicht zu antworten.

Linni trat näher zu ihm.

„Jetzt will ich Ihnen ’was sagen, Herr Killmoser! Wenn

nich der Vater dazu zwingt, sag' ich auf'm Standesamt nein. Da haben S' meine Hand drauf! Wenn Sie aber Ihren Antrag zurücknehmen und geduldig warten wollen, bis mir's paßt, dann . . . dann will ich mir's überlegen. So, jetzt wissen S', wie S' dran sind."

Allerdings, das wußte der arme Mechaniker. Linni hatte so klar und entschieden gesprochen, daß er ihr alles zutraute. Was blieb ihm übrig? Er mußte zu Vater Pechtl gehen und dem erzürnten Droschkenkutscher erklären, daß er sich übereilt habe und doch nicht ans Heiraten denke. Das gab eine grimmige Feindschaft. Der völlig zerknirschte Liebhaber wurde mit argen Grobheiten zur Thüre hinausgewiesen, und Vater Pechtl bedauerte nur, daß ihm nicht das Haus gehörte, in dem er mit Frau und Töchtern wohnte, sonst hätte er den wortbrüchigen Burschen noch heute auf die Straße gesetzt. So aber mußte er's mit ansehen, daß sich der arme Teufel verzweiflungsvoll an das letzte klanmerte, um Linni nahe zu sein und die Dachstube auch ferner bewohnte.

Die Kleine lachte sich ins Fäustchen. In ihrer unsinnigen Freude über den gelungenen Streich betete sie am Sonntag in der Kirche mit dankerfülltem Herzen drei Rosenkränze für die glückliche Errettung aus großer Gefahr. Gleichzeitig klagte sie sich im Beichtstuhl mit tiefer Reue der Schuld an, daß sie den Vater und den Mechaniker verhehzt habe, wofür sie die eintönige Absolution, wie immer, erhielt.

Bei ihrem neuen Beichtvater ging es überhaupt famos. Die Sünde, von der er nicht freisprach, hätte man erst noch erfinden müssen. Was hatte ihm Linni in den letzten Monaten nicht alles herbeigetragen. Der gute Pater Sylvester wäre ja vor Entsetzen in Ohnmacht gefallen! Um die geheimen Zu-

sammenkünfte zu ermöglichen, fand sie stets einen pffiffigen Vorwand der leichtgläubigen Mutter gegenüber, wenn sie des Nachmittags zu Fritz in die Stadt ging. Bald war es eine Bestellung in einem Modegeschäft, bald der Besuch bei einer Freundin, bald hatte sie wieder bei dem gnädigen Fräulein zu thun.

Und die Mutter glaubte ihr alles. Wanderte doch ihre Linni jeden Morgen zu den frommen Brüdern und betete dort so andächtig wie in den frühesten Tagen der Kindheit. Mehr verlangte Frau Pechtl nicht. Tiefer blicken war nicht ihr Fall, weder zu Hause, noch in der Kirche. Sonst hätte ihr gar manches auffallen müssen, vor allem Linnis Betragen gegen Pater Sylvester. Die Kleine pflegte sich nämlich stets so zu knien, daß er sie sehen mußte, denn seine Grausamkeit konnte sie ihm noch nicht verzeihen. Dafür hatte sie ihn doch viel zu lieb gehabt, mehr, als er's verdiente. Unwillkürlich rief sie sich die weihewollen Stunden zurück, die sie dort in dem reichgeschmützten Beichtstuhl voll hingebenden Vertrauens verlebt hatte. Aber dann unterdrückte sie schnell dieses auftauchende Gefühl einer falschen Reue und blickte dem vorüberschreitenden Pater fast herausfordernd ins Gesicht. Er sollte es nur merken, daß sie ihn nicht mehr brauchte, und wenn er sich gistete, dann war es nur seine Schuld. Warum hatte er sie fortgeschickt?

Linni sah ganz richtig. Der gute Pater ärgerte sich wirklich. Tausendmal hatte er seine Heftigkeit verwünscht, und wenn ihm noch Haare auf dem kahlen Schädel geblieben wären, er hätte sie einzeln ausgerissen wegen seiner Dummheit. Dem Glauben und der Kirche war ja Genüge geschehen, aber was blieb denn ihm? Er wollte doch auch leben und ein bischen

Freude haben auf dieser trostlosen Welt. Darum brauchte er manchmal so was anschniegendes und molliges in seiner Nähe, das ihm den asketischen Dienst seines Ordens etwas erleichterte. Immer noch hatte er's verstanden, sich zur rechten Zeit eine innige ZuhörerIn zu sichern, die sich seiner besonderen Aufmerksamkeit zu erfreuen hatte. Aber alle waren von Linni verdrängt worden. Und jetzt? Da saß er nun und konnte den Schaden besehen. Wer kam denn zu ihm? Bettelvolk, dumme, gleichgültige Weiber, bleichsüchtige, keusche Jungfern vom Tugendbund, dann und wann ein Dienstmädchen, aber niemals mehr eine Linni. Die war fortgeflattert wie eine schillernde Libelle und kehrte nicht wieder.

Bei dem alten Eusebius hatte sie sich niedergelassen, der alles stumpfsinnig absolvierte, ob es ein böser Gedanke oder ein Ehebruch war. Pater Sylvester empfand eine schreckliche Wut gegen den würdigen Mitbruder. Daß man den schwach-sinnigen Greis überhaupt noch ein so wichtiges Amt wie die Beichte versehen ließ, begriff er nicht. Dem Prior wollte er Vorstellungen machen, und ging es da nicht, dann dachte er den Fall im Konvent zur Sprache zu bringen. Freilich, ob ihm das sein verlorenes Beichtkind zurückführte? Das glaubte er selbst nicht. Er wurde ganz melancholisch, und in seiner Verzweiflung über die entwichene Linni begann er seine väterliche Gunst einer üppigen Metzgerin zuzuwenden, die so manche Sünde in dem rundlichen Busen barg. Es war freilich keine Linni, dazu fehlte der derben Person mit den frechen Gesichtszügen und den schwammigen Backen so ziemlich alles, aber immerhin war es mehr wie nichts. Pater Sylvester gewöhnte sich an ihr freischendes Geschwätz und fand sie mit der Zeit ganz erträglich.

Mit Entrüstung mußte nun Linni eines Morgens bemerken, daß sich ihr ehemaliger Beichtvater über ihren Verlust auf ganz besondere Weise zu trösten suchte. Von diesem Tag an war es um ihre Ruhe geschehen. Sie kannte die dicke Metzgerin ganz gut, noch besser aber die zahllosen, galanten Abenteuer, deren sie von allen wahrhaft frommen Betschwestern in und außer der Kirche beschuldigt wurde. Und mit so einer schamlosen, nichtsnutzigen Person konnte sich Pater Sylvester befreunden? Ja, er scheute sich nicht einmal, seine Gunst ganz offen zur Schau zu tragen, daß es allen Leuten auffiel. Da mußte der eingebildeten Metzgermeisterin natürlich der Kamm schwellen. Wie sie frech und hochnäsiger an ihr vorüberging, die dumme, alberne Gans, wenn sie aus dem Beichtstuhl trat, als ob sie so recht bissig sagen wollte:

„Da schauen S' her, Fräulein Linni! Gelt, jetzt wundern S' Ihnen, daß andere Leut auch was gelten beim hochwürdigen Herrn.“

Und Pater Sylvester selbst? Hatte er jetzt nicht immer ein spöttisches Lächeln auf den Lippen, sobald er Linni auf den Altarstufen bemerkte? Oh, der harte, der unbarmherzige Mann!

Diese verworfene Sünderin, die ein regelrechtes Verhältnis mit einem ersten Münchener Knallprozen unterhielt und sich schamlos vor aller Welt benahm, die konnte er natürlich freisprechen, aber ein armes Mädel, das sich aus selbstloser Liebe einem verschuldeten Lieutenant hingab, das mußte er von sich weisen. Linni lachte bitter. Warum sie sich eigentlich noch ärgerte? Sie hatte sich doch losgesagt von dem gottlosen Pater und brauchte ihn ja nicht mehr. Also, weshalb rannte sie denn immer noch zu seinem Altar? Weshalb

lauerte sie denn stundenlang auf den Augenblick, wo das fette Frauenzimmer mit dem kolossalen Gebetbuch in den Beichtstuhl plumpste? Weshalb denn? Das konnte ihr doch alles gleichgültig sein. Dort drüben wartete ja der milde Eusebius auf sie, ihr gut verwendbarer Beichtvater. Sie brauchte nur hinzugehen und ihm alles zu sagen, was sie bedrückte. Warum that sie's denn nicht? Ach, sie wußte es ja nur zu gut! Was verstand der alte, halbtlaube Mann von einem jungen, trostbedürftigen Herzen? Der konnte wohl absolvieren, wenn sie ihm mit einem tüchtigen Stoß an das Gitter zu verstehen gab, daß das Sündenregister wieder heruntergesagt war, aber raten, helfen, beistehen und zusprechen — wie es Pater Sylvester immer so vortrefflich verstanden hatte — das konnte er nicht, der starre, wächserne Greis mit den erloschenen, milchweißen Augen.

Einmi wurde sehr unglücklich. Ihre Liebe zu Fritzell litt unter einer nervösen Unruhe, die auch dem galanten Liebhaber nicht verborgen blieb und einen trüben Schatten warf auf die sonst so frohen Zusammenkünfte. Sie lachte nicht mehr, manchmal schrieb sie ihm sogar ab und wanderte dafür in die Kirche. In ihrem Jammer suchte sie alle Schutzheiligen der Reihe nach auf und betete lange.

Doch auch dieser unmittelbare Verkehr mit dem Himmel schien vergebens zu sein. Wo sie saß, wo sie stand, wo sie kniete — immer wieder mußte sie hinüberblicken zum heiligen Antonius, und gewahrte sie dort am Sonntag die dicke Metzgerin, dann half ihr die ganze Zuversicht zu sämtlichen Heiligen nichts mehr. Manchmal ließ sie die gefalteten Hände auf den Betstuhl herabfallen und starrte gedankenlos die Wände hinauf. Da kam sie sich zum erstenmal vor als eine Ausgestoßene, und

nun erwachte in ihr ein verzweifelter Schmerz über das verlorene Glück und grimmiger Haß gegen die heuchlerische Rivallin. Wenn sie der nur was anthun könnte! Die auserlesenste Bosheit wäre ihr gerade gut genug gewesen. Aber sie war machtlos, denn die beiden verstanden sich von Tag zu Tag besser. Immer länger blieb die gemeine Ehebrecherin im Beichtstuhl, immer vergnügter schien Pater Sylvester zu schmunzeln, als dächte er nicht mehr im Traum an sein ehemaliges, geliebtes Beichtkind, das abgehärmt in einer fernen Ecke der Kirche kniete und verzweifelt die Hände rang.

Das ertrug sie nicht, das mußte anders werden, das mußte aufhören, sonst ging sie zu Grunde.

„Fritzel,“ sagte sie bebend zu ihrem Geliebten, „Fritzel, so geht's nimmer weiter.“

Er faßte sie teilnahmsvoll bei der Hand.

„Kind, Kind, du bist ja ganz närrisch seit ein paar Wochen.“

„Ich kann nimmer beten,“ stöhnte sie ganz verzweifelt.

Vergebens suchte er sie zu beruhigen. Sie hielt sich beide Ohren zu, als er von ihrer Liebe zu reden begann, und schließlich erklärte sie ihm ganz entschieden, daß sie ohne den Pater Sylvester nicht leben könne.

Nun wurde er aber ärgerlich.

„So'n Unsinn,“ platzte er heraus.

„Fritzel, sag' das net noch mal.“

„Is ja dummes Zeug,“ rief er wütend. „Läßt dir den Kopf verdrehen von so 'nem dicken Bonzen.“

Sie sah ihn starr an:

„Du, ich hab dich bis jetzt für strenggläubig g'halten.“

Unwillig winkte er ab:

„Is ja gut,“ rief er, „is ja gut, aber du sollst wieder lustig sein und mit mir gehen.“

„Keinen Schritt mehr, eh mir nicht der Pater Sylvester . . .“

„Dunmes Zeug! Gieb mir 'n Kuß, du Prachtmädel, du, und lach endlich mal wieder.“

Hestig schlug sie ihm auf die ausgestreckte Hand.

„Laß mich aus,“ schrie sie drohend.

„Aber Kind . . .“

„Fritzel, ich sag dir's, eh ich net wieder mit mein'm Pater Sylvester geredt hab', darfst mi net anrühren.“

Das war ihm denn doch zu bunt. Er nannte sie eine abergläubische Person, die ihn nie geliebt habe, und schließlich begann er gotteslästerlich auf alle Pfaffen zu schimpfen.

„Ich kenn' dich ja net wieder,“ rief sie entsetzt.

„Ach, bleib mir vom Hals mit dieser Gesellschaft,“ tobte er.

„Fritzel, is das dei letztes Wort?“

Noch einmal bezwang er sich:

„Einni, was hast du denn?“ fragte er ruhiger. „Jetzt, vor dem Fasching kommst du mit der dummen Geschichte daher. Mädel, sei doch nicht albern!“

Auf den Karneval hatte sie sich unsinnig gefreut, aber Pater Sylvester stand ihr doch noch näher.

Er mußte lachen:

„'s is zu dunm,“ rief er.

„Was?“ rief sie erregt.

„Ach, die ganze Affaire! Weißt du was? Wir fahren zum Maskenball und lassen den biedern Pater . . .“

„Wenn du so redst, dann geh ich,“ sagte sie.

Jetzt war er mit seiner Langmut zu Ende.

„Na, dann geh und laß dich einsalzen, trauriges Frauenzimmer!“

Sie eilte wie besessen nach Hause. Oben in ihrer Kammer warf sie sich auf das Bett, ohne Mantel und Hut abzulegen. Dann schluchzte sie laut. Jetzt war alles vorbei, alles — alles. Wem sollte sie denn ihr Leid klagen? Ihren Eltern? Da wäre sie gut angekommen, und Käthchen, der kleine Backfisch, verstand so etwas doch noch nicht. Linni stieß es auf und nieder. Ganz verzweifelt vergrub sie ihr nasses Gesicht in die Kissen.

Da plötzlich klopfte es an der Seitenthüre, erst ganz leise und schüchtern, und als Linni immer noch nicht hörte, etwas stärker.

„Käthi, bist du's?“ fragte Linni ohne aufzustehen.

„Nein, ich bin es, Fräulein Linni,“ kam es aus der Nebenkammer.

Der Mechaniker und immer wieder der Mechaniker.

„Entschuldigen Sie, ich wollt blos fragen, was Ihnen fehlt,“ wisperte er.

Linni rührte sich nicht von der Stelle und unterdrückte einen neuen Thränenstrom.

„Es is schon gut, Herr Killmoser,“ sagte sie krampfhaft.

„Kann ich Ihnen net was helfen?“

Der — und ihr helfen! Das konnte nur einer, und der that es nicht, sondern stieß sie hochmütig hinweg aus seiner geweihten Nähe. Er hatte eine andere gefunden und brauchte sie nicht mehr.

Und nun weinte sie die ganze Nacht durch bis zum frühen Morgen. Da stand sie auf und ging mit der Mutter in die Kirche, mehr aus stumpfer Gewohnheit als mit gläubigem

Bewußtsein, denn was sie dort suchte, begriff sie eigentlich selbst nicht recht. Beim untersten Altar fing sie an gedankenlos die Gebete aufzusagen, und dann rückte sie mit klopfendem Herzen Schritt für Schritt näher zum heiligen Antonius. Der sollte ja in seiner Jugend auch kein guter gewesen sein, wie man immer erzählte. Ängstlich blickte Linni zu ihm empor. Aber das anbrechende Tageslicht zeigte ihr auf dem großen Bilde einen würdigen, ernstern Mann mit verklärten Zügen, der, das Jesuskind auf seinen Armen, himmelwärts blickte und so gar nichts von einem flotten Leben verriet. Linni ließ sich auf die Kniee nieder und sah ihn unverwandt an. Sie wagte nicht rechts und links zu blicken, obgleich es da immer hin und herging, in fortwährendem Kommen und Gehen. In ihr Ohr drang es von Gebeten, und nun tönte in kurzen Pausen ihr eine Stimme ins Ohr, die ihr Blut heftiger kreisen ließ.

Jetzt aber war es auf einmal ganz still geworden. Auch ging niemand mehr an ihr vorüber. Und doch wußte Linni, daß sie noch nicht allein war. Sie senkte den Kopf und blickte ein wenig nach der Seite. Da durchfuhr sie ein freudiger Schreck. Dort in seinem Beichtstuhl saß der Pater Sylvester ganz allein. Die Vorhänge waren zurückgeschlagen, und sein breites, rundes Gesicht blickte freundlich auf die schöne, reuige Büßerin. Lag es nicht in seinem Blick wie eine gütige Auf-
forderung herbeizukommen und sich aller Sünden zu entladen?

Ach, der gute, der liebe, der herrliche Mann!

Linni sah ihm innig in die Augen, wie um Verzeihung flehend. Dann erhob sie sich langsam, wankte einige Schritte näher, faltete die Hände und stürzte weinend vor ihm nieder.

*

*

*

Winter, Frühling und Sommer zogen dahin in ein= förmigem Leben. Vater Pechtl fuhr jeden Morgen ins Ge= schäft, Mutter Pechtl betete fleißig, Kätchen, die ein allerliebste Ding geworden war, zog lange Kleider an und verließ die Schule, der Mechaniker hüpfte immer noch aussichtslos um die schneidernde Linni herum, und die dicke Metzgerin war in Acht und Bann gethan.

Mit hellem Jubel hatte der gütige Pater die wieder= gefehrte empfangen, und Linni lohnte ihm seine Gnade durch innige Andacht und Hingabe. Sie lebte nur noch für ihn allein. Aus dem tiefgefühlten Bedürfnis nach gediegener Aus= sprache hatte sie zur namenlosen Freude der frommen Mutter ihre Beichtgänge verdoppelt und wanderte nun alle vierzehn Tage zu Pater Sylvester. Dieser Sonntag bedeutete dann für beide ein hohes Fest verklärtester Freude und Seligkeit.

War es doch bei dem makellosen Leben des Mädchens kaum mehr eine Beichte zu nennen, was sie noch zusammen= führte, sondern ein ganz vertrautes Viertelsündchen des süßesten Geheimnisses, das nun beide umspann, denn Linni erzählte ihm alles, und Pater Sylvester überkam es mit einer prickelnden Freude, wenn er sich sagte, daß er jetzt über das Mädchen schrankenlos gebieten konnte. Sie gehörte ihm allein. Alle ihre Verehrer, alle Stutzer und Lieutenants hatte der einfache, alternde Mann in der braunen Kutte aus dem Felde ge= schlagen, und nun regierte er selbst mit Weisheit und Über= legung, aber auch mit Liebe, mit recht viel Liebe — die ver= diente das reizende Mädel. Er wurde ganz gerührt, wenn er an sie dachte, und sein breites Vollmonds Gesicht glänzte mit der riesigen Glaze in den sanften Tönen einer lauen, ange= nehmen Frühlingsnacht, die in alle Herzen Weichheit und

Milde senkt. Der sündenbeladenen Menschheit schenkte er Gnade mit vollen Händen, sodaß sich sein Ruf immer weiter verbreitete, und manch neues, hübsches Frauenbild vor dem Gitter seines Beichtstuhls erschien.

Doch für Linni hatte das keine Gefahr. Seinem Lieb-
ling bewahrte er ängstlich die Treue, und wären die holden
Schönen alle in der gleichen verlockenden Tracht, wie damals
vor seinem Altarheiligen, dem guten Antonius, erschienen —
er hätte sie schnöde von dannen gewiesen und ihrer Wollust
gespottet. Treue gegen Treue, das war sein Hauptprinzip.
Und die Kleine war ihm treu.

Erst neulich hatte sich's wieder glänzend erwiesen. Sie
war zu ihm gekommen mit einer jener Gewissensfragen, auf
die niemand bessere Antwort zu geben verstand als der viel-
bewährte Orden der frommen Brüder, am trefflichsten natürlich
der kundige Pater Sylvester, der seine Kenner der Frauen und
Mädchen.

Herr Killmoser, der Mechaniker, hatte ihr abermals einen
Antrag gemacht, diesmal sogar noch stürmischer als zuvor.
Was sie thun sollte, hatte Linni gefragt. Pater Sylvester
hatte reiflich erwogen, und ihr am Schlusse in eindringlicher
Weise die Ablehnung geraten, indem er sie auf den Apostel
Paulus und andere würdige Kirchenväter verwies. Aus ihren
warmen, fast heftigen Dankesbezeugungen hatte er wohl ge-
merkt, wie gut er wieder das richtige getroffen hatte.

Als aber der Sommer vorüber war, und die Kleine sich
mit der kälteren Jahreszeit immer heftiger an das trennende
Gitter des Beichtstuhls schmiegte, als ob sie friere, da stieg in
Pater Sylvester mit einem mal die beängstigende Frage auf,
ob er sich damals nicht doch vielleicht getäuscht habe. Denn

Jetzt wurde Linni immer erregter, und ihr Aem drang so heiß zu dem frommen Pater herüber, daß ihm noch ganz anders zu Mute wurde als in der ersten Zeit seiner Bekanntschaft mit ihr. Ungstlich trocknete er sich den Schweiß von der Stirne, seinem Beichtkind aber empfahl er Ruhe und fleißiges Beten zur unbefleckten Jungfrau Maria. Aber er merkte bald, daß seine Mittel nicht versingen. Immer leidenschaftlicher wurde das Mädchen. Varg sie vielleicht wieder eine sündige Liebe? Beim Leben ihrer Mutter versicherte sie ihm das Gegenteil. Ja, sie weinte sogar vor Entrüstung über solch eine Zumutung, die in seinem Munde sehr verlezend klang. Sonderbar! So ein Fall war ihm noch nicht vorgekommen. Pater Sylvester fürchtete für ihre Zukunft. Am fernen Himmel meinte er wieder ein Gewitter zu sehen, wie damals, als sich ihr der leichtsinnige Lieutenant näherte, und der treffliche Kenner der Frauen und Mädchen glaubte daher der drohenden Gefahr am besten zu begegnen, wenn er die Kleine zur Beruhigung ihrer Seele von jetzt an für jeden Sonntag zur Beichte bestellte. Dann würde sich die Sache schon geben.

Zu seinem Erstaunen mußte er einsehen, daß auch dieses Mittel seinen Zweck verfehlte. Die Kleine war ja wie vom Teufel besessen und führte sich immer toller auf. Pater Sylvester wurde irre an sich selbst.

„Heiliger Antonius, steh mir bei,“ stöhnte er, wenn Linni manchmal ihr Gesicht an das Gitter drückte, daß sich das Eisen verbog. Wie sollte das noch enden? Schließlich war er doch auch nur ein Mensch.

Noch einmal nahm er seine Kraft zusammen und mahnte zur Tugend. Und als es damit auch nicht gehen wollte, zog er sich eigens in seine Klosterzelle zurück und überlegte, wie

dem Mädchen zu helfen wäre. Was konnte man beginnen? Seine ganze, langjährige Praxis ließ der fromme Mann bedächtig an sich vorübergehen, fall für fall erwog er reiflich, und endlich ging er alle Gebräuche der Kirche durch, die man auf ähnliche Gefahr anwenden konnte. Anfangs war alles umsonst, und manchmal schien es ihm, als müsse sein überhitster Schädel zerspringen, der sich für das Wohl der armen Linni in furchtbaren Qualen zermarterte.

Doch der heißen Mühe folgte der Lohn auf dem Fuße. Zwei Tage hatte Pater Sylvester gerungen, am dritten — es war das fest der heiligen drei Könige — ging er mit hocherhobenem Haupte aus seiner Zelle wieder heraus. Jetzt hatte er's gefunden. Eine Teufelsaustreibung — das war es! für diese Spezialität genoß der Orden der frommen Brüder einen besonderen Ruf. Pater Sylvester hatte vor Jahren selbst eine solche vorgenommen an einer ganz verstockten Sünderin und und zwar mit bestem Erfolge. Und er glaubte sich dieser riesigen Aufgabe auch bei Linni gewachsen, um so mehr als die Kleine gewiß äußerst willig wäre und ihm das harte Amt nach Möglichkeit erleichterte. Die heilige Zeremonie erforderte nämlich einen ganzen Mann voll Thatkraft und Intelligenz. Drei Wochen lang mußte er Tag und Nacht ohne jede Assistenz vor dem Lager der Sünderin wachen und beten, dann gab es noch eine große Feierlichkeit in der Kirche, und schließlich noch zwei Jahre hindurch allwöchentlich einen Besuch im Hause, damit der böse Feind nicht wiederkehrte.

Ja, so konnte dem Mädchen geholfen werden. Es bedeutete ein großes Opfer, aber was that Pater Sylvester nicht alles für sein geliebtes Beichtkind! Unverzüglich dachte er ans Werk zu gehen, und gleich am nächsten Sonntag wollte



LOUIS CORNILLI



er die glückliche Linni davon benachrichtigen, daß sie höchster Gnade theilhaftig werden sollte. Wie er sich auf diesen Augenblick freute! Und als sie endlich in den Beichtstuhl trat, empfing er sie in einer feierlichen Stimmung wie nie zuvor.

Aber was war denn das? Die Kleine schien ja wie umgewandelt! War das wirklich Linni, die wilde, stürmische Linni? Ganz sanft und demütig redete sie mit gesenkten Lidern, und ihr ganzes Wesen war weich und biegsam wie Wachs. Pater Sylvester wurde es schwül. Gleich beim ersten Ton ihrer Stimme hatte er nichts gutes geahnt, und als er jetzt hastig weiterforschte, gestand sie mit erlöschender Stimme das gräßliche.

Auf den Maskenball war sie gegangen bei Nacht und Nebel, der ehelustige Mechaniker hatte die Schlüssel dazu geliehen, damit sie unbemerkt von den ahnungslosen Eltern die Hintertreppe benutzen konnte. Und dort, im Ballsaal, hatte sie einen Studenten aufgegaßelt, einen blutjungen Kerl, dem sie die schwerverhaltene Leidenschaft eines ganzen Jahres im ersten Sinnenrausch schenkte.

Pater Sylvester schwindelte es. Zu welcher hoher That war er für sie bereit gewesen, und nun mußte er diesen Lohn empfangen. Oh, es war schändlich! Ein Hagelwetter von Strafreden ließ er herniedergehen auf die sündige Kleine, die nun mit einem Schlage, auch ohne das erprobte Mittel der Teufelsaustreibung, so sanft und ergeben geworden war wie eine fromme Taube. Die Verräterin! Auf alle seine Vorwürfe hatte sie nur einen seltsam fragenden Blick, den der gute Pater Sylvester nicht verstand. Stöhnend wandte er sich hin und her. Sein Latein war zu Ende bis auf den Spruch der Absolution, den er wütend herunterfagte. Dann schloß er

sich wieder in seiner Kosterzelle ein und hieb mit den Fäusten gegen die kahlen Wände.

Die undankbare Kleine aber, der er solch eine unermessliche Wohlthat zugedacht hatte, ging achselzuckend von dannen und trieb ihr Tachtel-Mechtcl mit dem Milchgesicht unbeirrt weiter. Ein rasender Taumel hatte sie gepackt, als die lockende Tanzmusik aus den hellerleuchteten Vergnügungspalästen auf die beschneiten Straßen drang. Da hatte sie's nicht mehr ausgehalten in der stillen Wohnung. Sie war in die Stadt gegangen und hatte sich ein feines Kostüm gekauft, dann war sie hingefahren in die festlichen Räume, und den ersten, besten im Ballsaal hatte sie unter den Arm genommen. Sie mußte einmal tanzen und Champagner trinken, sie mußte sich austoben und die Nächte herumtollen von einem Parkette zum andern.

Denn tanzen konnte sie fast ebenso feurig wie beten. So mit drei Säßen durch den spiegelglatten Ballsaal dahinfliegen, dann ein paar Gläser von dem eiskalten, köstlichen Trank hinuntergießen! Und dazu war ihr der kleine Student gerade recht. Den konnte sie kommandieren, daß er sich genau so benahm, wie sie es wollte, denn sie bezahlte ja auch für ihn. Hatte sie ihn dann den ganzen Abend wie eine Rasende durch den Saal gerissen, dann nahm sie ihn her und herzte ihn wie eine Puppe.

Der kleine Kerl war ganz in ihrer Gewalt. Sie machte ihm Geschenke, sie sagte ihm, wie er sich zu benehmen hatte und schrieb ihm seine Kleider vor wie ihrer Schwester Kätschen, der vertrauten Mitwifferin an ihren nächtigen Ausflügen, der sie zum Danke für ihre Verschwiegenheit die feinsten Toiletten zurechtschneiderte. Denn Kätschen sollte auch etwas spüren von

dem lustigen Leben, das der tanzenden Linni so ein unsägliches Vergnügen bereitere.

Weniger Spaß bot es freilich dem armen Mechaniker in der Dachstube, der sich in den schlaflosen Nächten dümmer als der gefoppte Harlekin vorkam. Nur Linnis energische Drohung, von den Eltern fortzuziehen und eine eigene, ungestörte Wohnung zu mieten, hatte ihn vermocht, der liederlichen Person den Durchgang durch sein keusches Schlafgemach zu gewähren. Jedesmal aber, wenn sie tief in der Nacht glühend nach Hause kam, schwor er sich, daß es diesmal das letztemal sein solle, wo sie seine Geduld auf die Probe setzte. Und doch gab er ihr den Schlüssel immer wieder und hoffte seufzend von der Zukunft.

Ohne daß er es wußte, sollte er plötzlich einen Bundesgenossen gewinnen, der sich energisch für seine Interessen ins Zeug legte.

Der gute Pater Sylvester hatte nämlich aus den immer toleren Beichten seines gefallenen Lieblings mit Sicherheit entnommen, daß er damals eine kapitale Dummheit begangen hatte, als er Linni die Heirat mit dem Mechaniker mißriet. So, wie sie es jetzt trieb, durfte es nicht mehr weiter gehen. Das Mädchen wechselte ihre Liebhaber wie die Kleider. Den kleinen Studenten löste ein Lieutenant ab, diesen ein junger Kaufmann, und einen Abend hatte sie sich sogar wieder mit dem Fritzel eingelassen, den dann in angenehmer Abwechslung und Reihenfolge ein Maler vertrieb. Pater Sylvester wollte an den Wänden hinaufgehen. In seine knollige Nase stieg der betäubende Duft eines ganzen Parfümerieladens, wenn Linni in den Beichtstuhl trat, und obendrein konnte er wohl merken, wie die Kleine immer frecher wurde.

Jüngst hatte er ihr in seiner Verzweiflung wieder gedroht, sie von dannen zu weisen, wenn sie den sündigen Lebenswandel fortsetzte, aber sie hatte seine Drohung mit einem impertinenten Kichern beantwortet und mit den Lippen geschmaßt, daß es fast wie ein Kuß geklungen hatte. Oh, sie sollte nur nicht zu viel auf seine Nachsicht bauen!

Unter furchtbaren Drohungen befahl er ihr, das schamlose Spiel mit dem Mechaniker einzustellen, den Schlüssel zurückzugeben und den braven Mann zu heiraten.

Aber Linni lachte ihn heimlich aus. Diese plötzliche Sinnesänderung ihres wackeren Beichtvaters amüsierte sie köstlich. Da müßte er sich schon eine dümmere suchen, die so eine Absicht nicht merkte! Nein, nein! Der gute Pater Sylvester sollte sie nur immer hübsch brav absolvieren für die Sünden des Karnevals, dazu war er ja da, aber mit unpassenden Heiratsgedanken sollte er sie freundlichst verschonen. Das verstand er nicht. Und sie besuchte auch ferner die Bälle.

Der arme Herr Killmoser wand sich in Qualen, und als Linni gegen Ende des Faschings eines Abends zu ihm ins Zimmer huschte, um wieder einmal seine unendliche Güte zu beanspruchen, da war er am Rand seiner Ausdauer angelangt.

Zitternd sah er sie an, wie sie sich im Vollbesitz ihrer Reize siegesgewiß vor ihm wiegte und die langen Handschuhe zuknöpfte. Sie trug ein scharlachrotes Kostüm mit kurzen Ärmeln, das nur bis zu den Waden reichte und auf Brust und Rücken weit ausgeschnitten war. Ein kolossaler Hut mit koketter Feder thronte über der reizenden Frisur, und die zierlichen Füße mit den schwarzseidenen Strümpfen steckten in spitzen Atlasstiefelchen. Lange betrachtete sie der Mechaniker. So hatte er sie noch nie gesehen, und es überkam ihn mit

einer wilden, seltsamen Aufregung, die wohl närrisch anzusehen sein mußte, denn Linni fing bei ihrer Arbeit auf einmal laut zu lachen an.

„Warum lachen Sie, Fräulein Linni?“ fragte er verlegen.

„Ach, nie,“ wehrte sie ab. „Lassen S' mich jetzt 'naus, und geben S' mir den Schlüssel.“

Er trat vor die Thüre.

„Fräulein Linni,“ flehte er. „Gehen S' net fort heut net!“

Überrascht hob sie den Kopf.

„Sind Sie verrückt, Herr Killmoser?“

„Nein nein ich hab' Sie halt gern, und ich möcht' Sie bitten“

Er legte seine Hand auf ihre bloße Schulter.

Doch sie schlug ihn mit dem Fächer sehr heftig auf den zitternden Arm.

„Was möchten Sie mich bitten? Können Sie das net sagen, ohne daß S' mich anpacken?“

Er wurde sehr böse.

„Es ist schauderhaft, was Sie für einen Lebenswandel führen,“ sagte er entrüstet.

„Geht Sie das was an?“

„Als Ihrem zukünftigen Bräutigam“

„Bräutigam!“ Sie mußte furchtbar lachen.

„Sind S' doch still,“ wisperte er und deutete auf die Thüre zu ihrem Zimmer.

„Is mir ganz gleich,“ sagte sie laut. „Mei Schwester is net zu Haus und mei Vater auch net, aber wenn's auch alle

daheim wären und könnten uns hören, nachher ging i halt morgen auf und davon So, wollen S' mir jetzt den Schlüssel geben oder net, Herr Killmoser?"

Er öffnete ihr. Hätte er die Mütter herbeigerufen, es wäre Linni wirklich ganz gleichgültig gewesen. Einmal mußte es ja doch herauskommen. Ja, in letzter Zeit wartete sie sogar mit einer nervösen Spannung auf den Augenblick, wo sie die alte Frau bei der Heimkehr mit gerungenen Händen vor dem leeren Bette fände. Dann mußte sie eben am andern Morgen mit ihrer Nähmaschine von dannen ziehen, denn die letzten drei Faschingstage wollte sie tanzen und tolln, daß es wieder ein volles Jahr ausreichte. Da ließ sie sich nichts einreden von Vater und Mutter. In der langen Fastenzeit war ja reiche Gelegenheit zu ausgiebiger Buße, und Linni freute sich jetzt schon darauf, wenn sie sich nach den irdischen Genüssen wieder den himmlischen Freuden zuwenden und ihre ganze Seele aufs neue dem Pater Sylvester schenken durfte. Gleich am Aschermittwoch wollte sie in sich gehen und eine umfassende Generalbeichte ablegen.

Und auf solch löblichen Entschluß hin sündigte sie an diesem Abend noch einmal über die Masken. Wie ein Spielball flog sie von Arm zu Arm, und in feurigen Wendungen, Brust an Brust geschmiegt, sauste sie an den Paaren vorbei, daß ihr Gesicht zu glühen begann unter der schwarzsamntenen Maske. Neckend zupfte sie alle Bekannten an Frack und Weste, und schauten die erstaunt auf sie hernieder, dann hezte sie wie losgelassen durch den heißen Ballsaal dahin, indem sie ein paar Masken zu Boden rannte und ein schallendes Gelächter ausstieß. Wie Wasser goß sie den Champagner hinunter, und niemals hatte sie wütender geküßt als am Schlusse, wo sie

mit einem jungen Kavalier auf schwellendem Divan beisammensaß und übermüthige Witze riß.

Erst kurz vor Tagesanbruch, als jeder Nerv noch an ihr zitterte von dem durchlebten Genuß, schickte sie sich zur Heimkehr an und stieg in eine Droschke. Und da, auf der kalten, endlosen Fahrt kamen ihr stolze Gedanken über den herrlichen Abend.

Sie war doch eigentlich ein Mordsmädel! Alle Männer neigten sich vor ihr wie vor einer Königin, jeder suchte ihr eine Ehre, eine Liebe zu erweisen und legte sich demüthig zu ihren Füßen nieder. Sie aber trieb mit jedem lustigen Schaubernack, wie es ihr paßte, suchte sich den hübschesten heraus, versetzte ihm wieder einen Tritt, wenn sie seiner überdrüssig war und ließ sich dann von der Kirche in Gnaden die Absolution für alles erteilen. Ha, ha, ha, ha! Pater Sylvester! Wenn er sie jetzt sehen könnte, der fromme, keusche Mann, in dem ausgeschnittenen Kostüm! Ein Hauptspaß wäre es schon. Was der wohl für Augen machte? Linni dachte sich diese Szene wunderbar aus, und sie war sogar so boshaft zu glauben, daß die Absolution in diesem Kostüm spielend von statten ginge. Hellauf mußte sie lachen in der finstern Droschke.

Ja, sogar als sie die Hintertreppe hinaufstieg, lachte sie noch. Ein neuer Gedanke war ihr plötzlich durch den Kopf gefahren. Wie? Wenn sie jetzt dem Mechaniker einen Streich spielte, sich auf sein Bett setzte, und wenn er recht toll wäre, wieder hinauspränge? Das könnte noch einen hübschen Abschluß geben. Abgemacht! Jetzt stand sie oben und drehte den Schlüssel herum. Lächelnd öffnete sie die Thüre, aber im selben Augenblick erschrak sie furchtbar.

Das Zimmer war hell erleuchtet. Auf dem Tischchen brannte eine Lampe, und das Bett war leer. Aber dort in ihrer Kammer hörte sie plötzlich mehrere Leute sprechen, und darunter erkannte sie deutlich die Stimmen des Vaters und des Mechanikers. Auch Kätchen hörte sie jetzt klagend dazwischen schreien. Linni stand das Herz still. Jetzt wußte sie, daß alles verloren war. Der Mechaniker hatte sich für ihre Grausamkeit gerächt und hatte geplaudert.

„Auch recht,“ dachte sie und wankte zur Thüre.

Aber noch einmal hielt sie ein, denn nun war es ihr plötzlich, als ginge ihr ganzes Begriffsvermögen in Scherben und Trümmer. Das war ja die Stimme Pater Sylvesters! Unwillkürlich griff Linni nach der Stirne. Sie wachte doch, und trotzdem hörte sie ganz deutlich jetzt in der Nacht und hier in ihrer Wohnung das sonore Organ ihres Beichtvaters. Das war entweder ein höllischer Spuk, oder es mußte etwas ganz gräßliches geschehen sein.

Halb ohnmächtig drückte sie die Klinke herab, und was ihr erst wie ein Fiebertraum erschienen war, stand nun als leibliche Wirklichkeit vor ihr. Einen Augenblick noch konnte Linni bemerken, wie das würdige Gesicht des frommen Vaters aus den Fugen zu gehen drohte, als er sie jetzt in dieser Toilette hereintreten sah, dann aber fühlte sie nur noch die derben Faustschläge, die der Vater in Gegenwart ihres Verehrers, ihres Beichtvaters und ihrer verzweifelten Schwester auf sie niedersausen ließ.

„Da schau an,“ schrie er und deutete auf Kätchen, „da schau her, da is dei Opfer, du mißratenes Frauenzimmer, du!“

Linni begriff wohl seine Schläge, seine Reden verstand sie nicht und ließ alles geduldig über sich ergehen. Erst dann, als

der Priester dem wütenden Vater in den Arm fiel, kam sie etwas zu sich und klammerte sich an Pater Sylvester. Würdig nahm er sich ihrer an und führte sie langsam zurück in das Zimmer des Mechanikers, wo er mit ihr allein blieb.

Und dort erzählte er ihr alles. Kätchen war dem Liebhaber des gnädigen Fräuleins richtig ebenso zum Opfer gefallen wie ihre Schwestern. Alle Wachsamkeit des strengen Vaters hatte nichts genützt, und gestern Abend, da war es geschehen. Ganz geknickt war sie spät in der Nacht heimgekehrt, zum Jammer der verzweifelnden Mutter, die nun zu allem Überfluß auch noch Linnis Fehlen bemerkte, und über so viel Unglück in eine Aufregung geriet, daß Vater Pechtl einen Wahnsinnsausbruch befürchtete und den Mechaniker zu Pater Sylvester sandte. Ihm, dem frommen Mann, war es auch bald gelungen, die alte Frau zu beschwichtigen.

Linni weinte bitterlich.

„Wo is die Mutter?“ fragte sie endlich.

Pater Sylvester trat näher zu ihr.

„Sie schläft,“ sagte er sanft, „und, wenn du brav bleibst, wird sie auch bald wieder ganz gesund werden.“

Er war ihr ganz nahe gerückt und hatte seine Hand auf ihren vollen Arm gelegt.

„Gelt, Linni,“ sagte er, „jetzt bleibst du auch brav? Du gelobst es mir!“

Sie nickte schluchzend und setzte sich. Voll treuer Seelsorge rückte er neben sie und redete ihr eine volle Stunde lang herzlich zu. Dabei vergaß er nicht seine ernstesten Ermahnungen mit entsprechenden Bewegungen zu begleiten, denn die goldenen Worte sollten auf das tieferschütterte Beichtkind nachhaltigen Eindruck hervorrufen. Und als er endlich Vater Pechtl und

Herrn Killmoser nicht länger mehr warten lassen konnte, drückte er die Kleine bei der letzten, dringendsten Ermahnung noch fester an sich, indem er seinen Arm um ihre Taille legte.

„Weis' ihn jetzt nicht mehr ab, den armen Mechaniker,“ sagte er freundlich. „Thu ihn heiraten, und versäume die Beichte nicht!“

*

*

*

Linni folgte seinem Rat. Der feine Lebemann spendierte eine schöne Aussteuer, das gnädige Fräulein schenkte gar reichlich dazu, und im Frühling fuhr Vater Pechtl, mit allem ausgehnt, seine zweite Tochter und den strahlenden Mechaniker zur Kirche der frommen Brüder. Dort am Altar des heiligen Antonius knieten sie nieder.

Pater Sylvester segnete sie ein und blieb auch später Linnis Beichtvater.



Der Totengräber





Ser Vorfrühling war mit leisen Tönen über das Hochgebirge gezogen. Auf der breiten Thalsfläche regte sich's schüchtern mit matten Farben unter den gelben, verkrüppelten Halmen der schneebefreiten Wiesen. Nur die Berge waren noch eingehüllt in grelles Weiß von den Gipfeln an bis zu den sanftgeneigten Matten und Triften. Weit hinaus leuchteten sie in den stillen Märztag im Glanz einer harten, blendenden Mittagssonne, wie unbewegliche, starre Eismassen. Aber unter der schimmernenden Decke tropfte und rieselte es in fortwährender Auflösung und schäumte tiefer hinab in die angeschwollenen Gebirgsbäche, um Gehöfte und Dämme.

Die schmale Straße entlang durch das weitgezogene Dorf wanderte ein Mann, der so an die

fünfundzwanzig sein mochte. Er trug einen schabigen Filzhut, graufarbene Beinkleider mit breiten, grünen Streifen an den Nähten und derbe Rindslederstiefel. Auf seiner braunen Ledergewandjoppe war das Feldzugszeichen des deutsch-französischen Krieges festgenäht. Gleich neben den ganz erloschenen Farben des zerfaserten Bandes blickte ein Pfeifenstiel hervor, den schwarzseidene Quasten verzierten. Beide Hände hielt der Mann in den Hosentaschen verborgen, und tief in den linken Mundwinkel hatte er eine Cigarre gesteckt. So schritt er gemächlich das Dorf hinan. Manchmal blieb er stehen und blickte die Richtung zurück, die er hergekommen war. Dann schüttelte er immer den Kopf und lachte leise vor sich hin. Jedesmal zog es da höhnisch über das breite, bartlose Gesicht mit den tiefen Falten. Die klugen Augen leuchteten auf, und die hochgeschwungenen Flügel der derben Habichtsnase setzten sich in leichte Bewegung. Doch das ging schnell vorüber. Bald nahm das Gesicht wieder einen Ausdruck seltener Gutmütigkeit an, wenn er weiterschritt und eine Melodie halblaut vor sich hinsummte.

Jetzt war er am Ende des Dorfes angelangt. Keinen Menschen hatte er begegnet auf der verlassenen Straße, die sich in weiten Windungen auf die Felder hinauszog. Noch einmal blickte er um. Alles still und öd wie an einem Feiertag. Nur dort, wo die umliegenden Berge einen floßigen Abseufzer mitten in das Dorf gekeilt hatten, tönte ein gleichmäßiges Rauschen und Brausen. Aus zerrissenen Schluchten klang es herüber von den stürzenden Wassern.

Langsam bog der Wanderer am letzten Gehöfte vorbei und schlug einen Seitenpfad ein. Zwischen Bäumchen und Strauchwerk ging es dahin, einen feuchten, dunstigen Weg, ohne

Licht, ohne Wärme. Die graue, niedre Mauer, die bald hinter den kahlen Gebüsch hervorwuchs, zeigte triefende Flecken, und auf ihren verblaßten Ziegeln wucherte grünes Moos. Kreuze und Marmorsteine mit verdorrten Kränzen ragten drüber hinaus und zogen sich fort bis zu dem Thorgitter, dem Eingang des Kirchhofs.

Mit einem schrillen Ton öffnete sich das Schloß, und krachend flog es wieder hinter dem Eintretenden zu. Von den verwitterten Eisenstäben fiel Rost in Menge zur Erde, und aufgescheucht huschte ein Dohlenpaar über die Kreuze hinweg zur Höhe. Der Mann blickte ihnen nach, so spöttisch, wie er auf der Dorfstraße dreingeschaut hatte, dann schritt er weiter zwischen den Grabhügeln, wie er gekommen war, rauchend und summend. So durchmaß er den ganzen Gottesacker von einem Ende zum andern.

Dort unten, gleich neben der alten Kapelle, stand ein Haus mit hohem, braunem Giebel, das hart an die Friedhofsmauer gebaut war. Grau und feucht war's wie die ganze Umgebung. Nur die blumenumstellten Fenster der Vorderfront, die direkt in den Friedhof hineinblickten, milderten etwas den düsteren Eindruck des wenig einladenden Gebäudes. Um so blanker und weißer war der breite Flur, den die Sonne durchflutete. Der Ankommende schritt ihn zweimal auf und nieder, dann hängte er Rock und Weste an den Nagel und horchte. Das ganze Haus schien wie ausgestorben.

„Loni,“ rief der Mann und sah sich um.

„Da bin i,“ kam es gleichgültig aus der Eckstube.

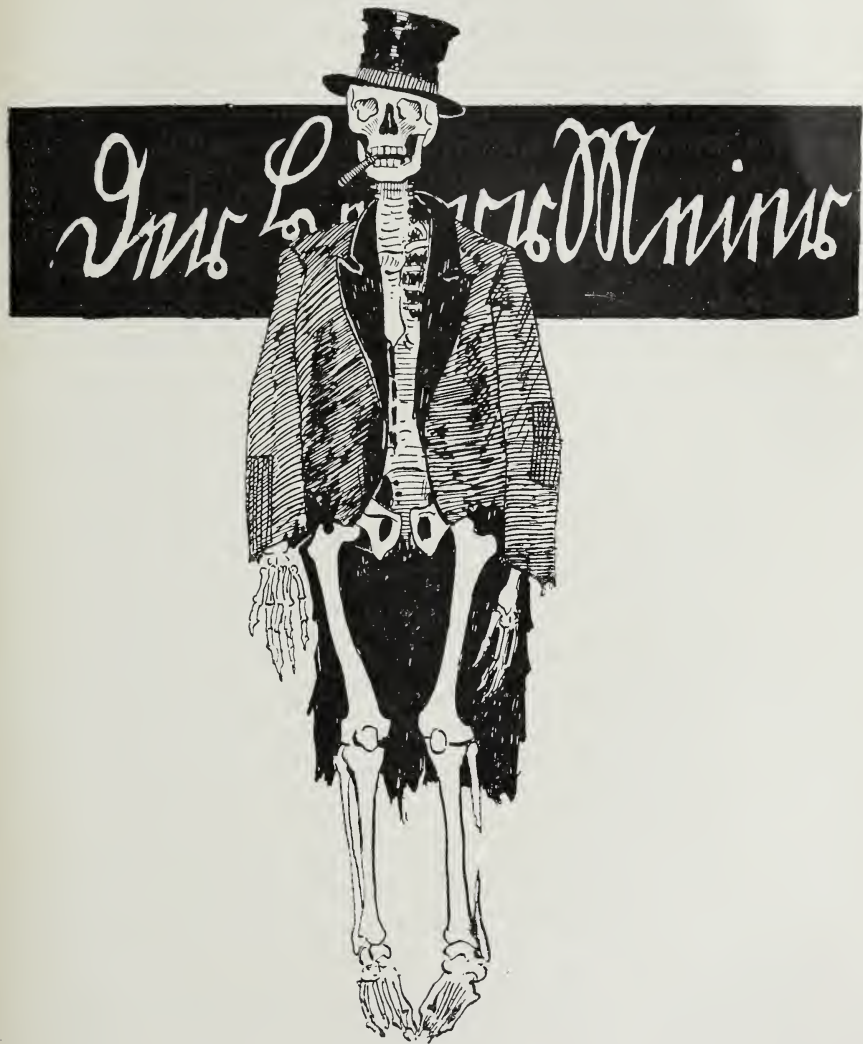
Hastig strich der Mann die struppigen, schwarzen Haare aus der Stirne und ging über die Schwelle.

Ein seltsamer Raum war es, den er da betrat, niedrig und finster, nicht sehr wohnlich, und in der närrischen, fast

abenteuerlichen Einrichtung mehr an die Trödelbude eines Karitätenhändlers als an das Zimmer eines Gebirgsbauern erinnernd. Die breite Wand der Thüre gegenüber mochte noch angehen. Sie war verziert mit zwei übereinandergelegten Kavalleriefäbeln und Werdergewehren. Dazwischen blickte ein ganz zerschundener Helm hervor mit einer Raupe, die die Motten halb abgefressen hatten, und unter ihm war eine große Reiterpistole an die Mauer genagelt. Aber was sonst noch herumhing stimmte schon düsterer. Verrostete Weihwasserkessel und eiserne Grabkreuze, durchlöchernte Blechtafeln mit erloschenen Inschriften, zerbrochene Zinforname, an denen noch ein letzter Rest der ehemaligen Vergoldung schimmerte — das alles war an Wand und Kreuzstoß kunstgerecht befestigt, und dazwischen grinsten, wohl verteilt im ganzen Zimmer, von grün gestrichenen Wandgesimsen gelbe Totenschädel herab, die gar sonderbaren Schmuck trugen.

Der eine von ihnen hatte ein kokettes Jägerhütl auf, der andre ein verdorrtes Kränzl oder einen verrosteten Trichter, einer auch hielt einen ausgetrockneten Lederapfel zwischen den weit aufgesperren Zähnen, einem besonders großen Schädel waren rote Rüben in die Augenhöhlen gesteckt, und so ging es fort bis in die Ecke zu dem mächtigen Kachelofen, wo sich das tollste von allen befand. Das war ein ganzes Skelett auf einem Sockel von rohgezimmertem Fichtenholz, ein närrisch anzusehender Bursche. Auf dem Kopfe saß ihm so halb und halb nach der Seite gerückt ein ganz zerrissener Cylinder, an den Händen trug er Glacéhandschuhe, die einmal weiß gewesen sein mochten, und auf dem Leib einen zeretzten Großvaterfrack, der ihm bis über die Kniee herabfiel.

„Der Herr Meier,“ so wurde das Skelett im Hause des



Totengräbers genannt, und unter diesem Namen kannte man es im ganzen Dorfe. Wem es gehörte? Das hätte der Totengräber selbst nicht sagen können. Aus allen möglichen Winkeln und Schutthaufen hatte er's einmal zusammengesucht, als man den uralten Zigeunerfriedhof in der Mitte des Dorfes aufhob, um einer neuen Straße Platz zu machen. Nun stand es seit Jahren da hinten mit der gleichen Bekleidung und starrte den Eintretenden an als eine grausige Spottverzerrung des Todes.

Ohne sich umzusehen, ging der Mann zu dem Skelette und sperre ihm den Mund auf, was eine einfache Feder ermöglichte. Dann steckte er den Rest seiner qualmenden Cigarre zwischen die Zähne des knöchernen Burschen und nickte ihm freundlich zu wie einem treuen Kameraden.

„Lang bist ausblieben,“ tönte es aus der Fensterische. Es klang wieder so fad wie zuvor.

Der Totengräber drehte sich um und sah sich seiner Frau gegenüber. Breit und aufgedunsen saß sie an dem großen Tisch und blickte mit müden, schläfrigen Augen auf die Kartoffeln, die sie langsam in eine irdene Schüssel schnitt. Er nickte:

„Kannst recht haben, hat lang dauert. Aber i bin no der erste g'wesen, der fortgangen is.“

Damit schloß er ein kleines Wandschränkchen auf, holte ein Päckchen Tabak heraus und stopfte seine Pfeife.

„Wo is der Vater?“ fragte er. Fast schüchtern war das herausgekommen.

Sie hörte zu arbeiten auf und blickte ihn erstaunt an.

„Der Vater? das machst scho gut.“

Er wurde etwas unsicher.

„No ja, i frag halt,“ sagte er zögernd.

In ihren Zügen malte sich eine gewisse spöttische Überlegenheit.

„Hast am End Angst um ihn?“ fragte sie lauernd.

„Red' net so blödsinnig daher,“ fuhr er sie an. „Wo er is, will i wissen.“

„Der werd wohl no im Wirtshaus hocken,“ entgegnete sie. „Bei so was is er doch alleweil der letzte, den's nauschmeißen.“

Es folgte eine lange Pause. Der Totengräber bearbeitete seine Pfeife und sah zum Herrn Meier hinüber, dem der Rauch der Cigarre durch Augen und Nase stieg.

Endlich begann die Frau wieder:

„Hast'n denn du net g'seh'n, 'n Vater?“

„Ich . . . 'n Vater?“

„Ja, du!“

„Soll i vielleicht sei Kindsmagd machen?“ fragte er barsch.

„No, i mein ja nur, weil d'selber vom Kranzlwirt kommt.“

Er beruhigte sich wieder.

„I hab'n net g'seh'n,“ sagte er gleichgültig.

„Nacher weiß i's net. Übrigens, der Andredl werd 'n scho holen.“

Das Gesicht des Totengräbers verzog sich in Falten.

„Versteht si,“ sagte er höhniisch. „'n Andredl hätt i ja bald vergessen. A Mordsbua! I glaub', der bringt uns 'n Großvater no hoam, wenn er scho halb verfault is!“

Eilig zog er ein Feuerzeug aus der Tasche und zündete die Pfeife an. Dann griff er hinter den Ofen und holte Schaufel und Hacke hervor. Als er sich wieder umdrehte, hatte die Frau in der Arbeit ausgesetzt.

„Wie is denn g'wefen beim Kranzl?“ fragte sie ohne aufzusehen.

Er zuckte die Achseln.

„Wie werd's g'wesen sein? U Mordsgaudi war's, wie jedesmal, wenn einer eingrab'n wird, der a Geld g'habt hat.“

„Und daran hat's ja dem Mödlinger nie g'fehlt,“ meinte die Frau.

„I glaubs a,“ lachte der Totengräber. „Der alte Gauner hat g'nug z'sammg'stohlen in seim Leben und is als reicher Proß g'storben. Drum hat ihm aber a der Hochwürden a Red g'halten, daß man den alten Lumpen fast schon 'rumfliegn hat sehn als Engel im Himmel droben . . . und beim Kranzwirt is dir's nacher hergangen, so hoch wie scho lang nimma . . . Dabei is dem Mödlinger sei Bub dag'hockt beim Leichenschmaus mit so an traurigen Nußschädel, als ob's ihm 's Herz abdruckt! Derweil hat er si kaum halten können, daß er net laut aufg'lacht hat mit de Gäst vor lauter Freud, daß den Alten der Teufel g'holt hat.“

Er hatte sich bei seiner Erzählung oft unterbrochen und einige behagliche Züge aus seiner Pfeife gethan.

„Is also fidel g'wesn?“ fragte sie.

Er nickte:

„All's war b'soffn, vom Bürgermeister an bis zum letzten 'runter.“

Sie seufzte:

„Wie wird da der Vater wieder heimkommen?“

Bei dieser Erinnerung faßte es den Totengräber wieder seltsam an. Seine Fröhlichkeit verslog im Augenblick, er unterdrückte einen Fluch und stieß mit dem Spaten auf den Boden.

„Gehst scho?“ fragte die Frau.

„Freili,“ sagte er, „jetz' komm' i an d' Reih beim alten Mödlinger, sonst fangt er mir no z' stinken an.“

„Hör auf,“ wehrte sie ab.

„Is ja wahr,“ rief er lustig. „Solche Spitzbuben wie der, die hat's am ersten. Das weiß i aus Erfahrung.“

Die Thüre flog hinter ihm ins Schloß, und gleich darauf trat er ins Freie.

Schaufel und Hacke über die Schulter gelehnt, die dampfende Pfeife im Munde, schritt er durch den Gottesacker dahin. Dabei nickte er manchmal den Gräbern zu wie guten Bekannten; wohl vertraut blickte er nach beiden Seiten, und bei jedem Tritt bohrte sich der Fuß in die feuchte Erde des Friedhofs. So schien der wetterharte Mann mit den scharfen Linien in dem gelben Gesicht verwachsen mit dem Fleckchen Erde, das seit Jahrhunderten die sterblichen Reste der Dorfbewohner aufnahm. Und er selbst empfand jedesmal etwas ähnliches, wenn er an die Arbeit ging, um wieder einen zuzudecken für immer. Er war gebunden an diese Scholle, aus der er selbst hervorgegangen war und die er von Jugend auf bestellte. Der Boden, über den er hinwegschritt, deckte die einfache Geschichte eines Dorfes, und er, der Totengräber, kannte sie von Geschlecht zu Geschlecht, wie ein Buch, das erschlossen vor ihm lag, klar und wahr bis zur Unerbittlichkeit, denn hier gab's keine Lüge mehr, mochten goldene Lettern auf blinkenden Marmorsteinen auch alle Tugenden der Verstorbenen aufzählen und das Wiedersehen im Jenseits frohlockend verkünden. Solch schöne Sprüche wuschen Regen und Sturm erbarmungslos hinweg, und an ihre Stelle trat die Wirklichkeit, die nackte, als einzige Richterin, drum existierte für Meister Friedl, den Totengräber, in seinem Reiche weit und breit kein Geheimnis. Jeder Grabstein, jedes Kreuz, jeder Winkel wußte ihm etwas zu erzählen von Jugend und Alter, von Neid und Haß, von

Frömmigkeit und Heuchelei, von Verbrechen und Wollust. Und dies alles hatte ausgetobt, um schließlich zu landen hier bei ihm, auf der schwarzen Bahre, in den engen, vier Brettern, auf die er als letzter die polternden Steine warf. Von Vater, Großvater und Urgroßvater, die auch in dem feuchten, grauen Häuschen an der Friedhofsmauer gewohnt hatten, war es überliefert worden auf ihn, dem sich auch das traurige Amt mit dem Spaten und der Hacke vererbt hatte, wie ein Vermögen durch Generationen.

Und Friedl schien sich wohl zu fühlen in seinem Berufe, die Arbeit bereitete ihm Vergnügen. Rauchend, singend und pfeifend pflegte er die Schaufel zu schwingen, und wenn er ganz besonders gut aufgelegt war, dann kam es wohl auch vor, daß er, so ganz allein mit einem zugenagelten Sarge, der dahingeshiedenen Person noch eine besondere Leichenrede hielt, die freilich ganz anders lautete als die weihevollte Grabpredigt des dicken Herrn Pfarrers. Nur die Berge, die von allen Seiten auf den Friedhof herabschauten, waren bei dieser geheimen Nachfeier die stummen Zuhörer. Und er grinste zu ihnen hinauf mit lachendem Gesichte, als ob sie ihn allein verstünden.

Nur einmal hatte er nicht gelacht, sondern mit starren Augen auf den kleinen Grabhügel geblickt, der immer höher und höher unter seinen Händen hervorwuchs. Das war dort in der äußersten Ecke des Friedhofs gewesen, vor vielen, vielen Jahren. Den „stillen Winkel“ nannte man ihn, den eingezäunten, engen Platz, auf dem nur häßliches Unkraut, wie Schierling und Brennmessel gedieh. Dort hatte er sein unschuldiges Kind eingegraben, und die Erinnerung an diesen Tag konnte ihn heute noch in furchtbare Wut bringen auf Gott und die Pfaffen.

Kurz vor dem Ausmarsch in den Krieg, da war es geschehen. Er hatte das Mädel geheiratet, mit dem er's jahrelang getrieben hatte. Zwei Wochen später schenkte ihm seine Frau einen Buben, einen Prachtbengel, fest und gesund wie der Vater. Aber die Freude war kurz. Am selben Tage verirrte sich ein Funke durch den baufälligen Kamin in den Heuboden, das Haus fing Feuer und brannte nieder bis auf den Grund. Friedl und sein Vater, die von der Feldarbeit herbeieilten, fanden Mutter und Kind erstickt in den Flammen. Dem Alten fiel ein brennender Balken auf den Rücken und verletzte ihn schwer. Zwei Tage später begrub Friedl sein Weib, in der darauffolgenden Nacht sein Kind. Das hatte schon im Arm der Mutter gelegen, ganz schön und friedlich, im blumenbedeckten Sarg, als der Herr Pfarrer kam und der Verstorbenen das ehrliche Begräbnis zu weigern drohte, wenn man sie mit dem Kinde zusammen begrübe. Denn der Neugeborene war nicht getauft, er war verschieden mit der Erbsünde belastet, mit der er zur Welt gekommen war. Kein bitten, kein jammern half dem Friedl, er mußte den Kleinen von der Mutter hinwegreißen, und dort im stillen Winkel, wo kein Kreuz, keine Tafel den Namen der Toten verkündete, dort mußte er ihn begraben.

Das war der Tag, an dem Friedl sich schwer versündigte, indem er an Gottes Barmherzigkeit zu verzweifeln begann. Aus dem übermütigen Burschen wurde in wenigen Wochen ein harter, trotziger Mensch, der den grenzenlosen Groll nicht verwinden konnte und im Dorfe an sich halten mußte, um nicht das Messer zu ziehen und blindlings alles zusammen zu stechen, was ihm in den Weg trat. Denn hatte es auch so mancher Bauer stumpfsinnig über sich ergehen lassen, daß man

ihm sein ungetauftes Kind an den Schandort verscharrte, er, der Friedl, ertrug es nicht, und deshalb war ihm der nun losbrechende Krieg eine wahre Erlösung. Morden und brennen! das wollte er, als er fortzog, morden und brennen, das wollte er, wenn er wieder heil in die Heimat zurückkehrte. Menschen niederhauen, am liebsten gleich das ganze Dorf in Brand stecken, den Pfaffen in die Flammen schmeißen, und den gekreuzigten Heiland obendrauf! Mit solchen Vorsätzen zog er über die Grenze.

Und als er nach fast zweijähriger Abwesenheit heimkehrte und an einem lauen Maimorgen wieder die Landstraße zu seinem Dorfe wanderte, da hatte er gesehen, was er gesucht hatte, tausendfachen Tod bei Freund und Feind, Weiber, Greise und Kinder verhungern, meilenweit rauchende Trümmer und ein Elend, von dem sich die Phantasie des einfachen Gebirglers nichts hatte träumen lassen. Draußen im Feld, nach Schlachten und Gefechten, und schließlich in einer harten Gefangenschaft weit unten an der spanischen Grenze, hatte er selbst Entbehrungen ausgestanden, die ihn den Tod täglich herbeiwünschen ließen, und nun sah er sein Heimatdorf doch noch einmal wieder, das er beim Ausmarsch nur zu betreten dachte, um alles auf den Grund zu vernichten, was darin lebte.

Aber seine Gefühle waren andere geworden. Das merkte er am deutlichsten, als die Sonntagsglocken jetzt zu ihm herüberflangen, so warm und voll, als wollten sie den Heimkehrenden willkommen heißen. Ihm war Genüge geschehen, und zum erstenmal zog ihm nach langer Zeit durch das hartgewordene Herz ein Ton von Versöhnung und wirklichem Frieden, eine Wehmut und Weichheit, wie sie den Bauern so oft in seiner Kindheit besällt.

Freilich, die Ankunft im Dorfe sollte ihm nur zu bald zeigen, daß die Glocken nicht für ihn geläutet hatten. Man empfing ihn so gleichgültig und kalt, als ob er vor acht Tagen fortgegangen wäre, um im Holz zu arbeiten. Mancher ging sogar scheu an ihm vorüber. Auch der Vater machte das Wiedersehen ohne stärkere Gemütsbewegung ab. Er war von dem Brandunglück nicht mehr recht hergestellt worden und jammerte sofort über seine schlechte Gesundheit und den strengen Dienst, den er kaum mehr versehen könnte. Friedl seufzte und suchte den stillen Winkel auf. Dann ging der heimgekehrte Sieger zum Kranzwirt und kaufte sich eine Halbe Bier. Mutterseelenallein saß er auf seinem Platze und kaute an den Nägeln. Um Nebentisch hockten der Pfarrer, der Landrichter und andere Dorfsphilister bei rotem Tiroler. Keiner hieß ihn willkommen, keiner beachtete ihn. Man rauchte Cigarren und redete bedächtig von essen und trinken.

Eine halbe Stunde kauerte Friedl so in der Ecke. Da plötzlich überkam es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, er mußte lachen, hell auflachen, und als sich die würdigen Honoratioren, erstaunt über diesen rohen Ausbruch unerlaubter Heiterkeit, nach ihm umdrehten, da lachte er erst recht, grinste ihnen frech ins Gesicht, trank sein Krügel leer und hieb den Deckel zu, daß es nur so klappte. Mit einem Schlage hatte er die ganze Lächerlichkeit dieser Spießbürger empfunden, die am warmen Herde hockten, während er in der Welt die Menschheit mit all ihren Gräueln gesehen und seine Haut zu Märkte getragen hatte für Gott, für König und Vaterland. Ha, ha, ha! Was war denn das alles? Gott, den gab's nicht mehr für ihn, den König hatte er nie gesehen, und das Vaterland? Da drüben hockte es und klopfte sich auf den

fetten Wanst in behaglicher Ruhe. Noch einmal lachte er auf, und als nun die ganze Sippschaft zum Gebetläuten die Hände faltete und das Vaterunser ableierte, da fragte er sich beim hinausgehen, was das wohl für ein Herrgott sein mußte, zu dem diese vollgefressenen Schweine ihr Gebet grunzten.

Am selben Abend suchte er wieder den stillen Winkel auf, und dabei befand er sich in einer fast heiteren Stimmung.

„Alles gleich,“ rief er zu seinem Kinde hinab, „alles wurscht, ob du da liegst oder wo anders. Kei Herrgott holt di mehr 'rauf in die Welt, in das Komödieg'spiel. So viel sag i dir, dei' Vater, dem kannst d' es glaub'n.“

Und als er sich wieder abwandte und gerade gegenüber in der Nische der kleinen Kapelle die Schädelstätte hinter dem schwarzen Eisengitter gewahrte, da nickte er eifrig hinüber zu den grinsenden Gesellen wie zur Bestätigung.

„Siehst du's,“ rief er, „so schau'n wir einmal aus, alle miteinander, und wenn des bissel a no z' Grund geht, nacher bleibt kei Stäuberl mehr von uns übrig und kei Seel a net, na, kei Seel a net. De erst recht net.“

Das blieb seine feste Überzeugung. Mit ihr nahm er dem Vater am andern Tage wieder die Arbeit ab und trat die Stelle als Totengräber des Dorfes an, mit ihr unterzog er sich auch ganz gelassen jenen kirchlichen Verpflichtungen, die unumgänglich waren, wenn man unter den Mitmenschen auf dem Lande überhaupt leben wollte, und mit ihr ging er ein Jahr später auch eine neue Ehe ein. Seine Frau ließ er glauben, was sie wollte, nur in eines durfte sie sich nicht mengen, in die neue, sonderbare Leidenschaft, die seit der Rückkehr aus dem Feldzug mit seinem Unglauben erwacht war. Kein Wort durfte sie sagen, als er eines Tages die sämt-

lichen Heiligenbilder der Eckstube entfernte und an ihre Stelle das alte Gerümpel mit den Totenschädeln setzte, denen auch bald das Skelett in der Ecke folgte. Nicht mucksen durfte sie. Auch der Vater wurde energisch zurechtgewiesen und kurzer Hand aufs Altenteil gesetzt, als er sich weigern wollte, die sündigen Dinge in sein Haus aufzunehmen. Von dem Tag an haßte er seinen Sohn wie die Sünde und wich ihm aus, wo er nur konnte. Den ganzen Tag blieb er für sich, und wenn er aus dem Dachgeschoß, das ihm zum Aufenthalt angewiesen war, herausschlich, so that er es stets mit giftigen Blicken und lautem Brummen.

Den Friedl kümmerte das sehr wenig. Immer eifriger schleppte er von dem verrückten Zeug herein, immer lebhafter beschäftigte er sich mit dem Skelette, an das er gelungene Gespräche hielt, und er rieb sich heimlich die Hände, als er merkte, daß bald darauf das ganze Dorf eine Heidenangst vor dem Totengerippe empfand, das er mit großer Emphase „Herr Meier“ getauft hatte. Mit dem gleichen Spottnamen war nämlich vor vielen Jahren ein armer, alter Krüppel belegt worden, der aus Böhmen zugewandert war und durch Hasenbinden sein elendes Dasein fristete. Nach seinem Tode hatte man ihn auch im stillen Winkel beerdigt, weil er nie in die Kirche ging und angeblich mit Teufeln und Hexen im Bunde stand. Friedl besann sich seiner noch sehr lebhaft. Als Knabe hatte er oft mit ihm gesprochen und seltsame Eindrücke von den wunderbaren Erzählungen des alten Burschen empfangen. Nun ehrte er ihn noch im Tode und erzielte damit im Dorfe eine treffliche Wirkung.

„Der Herr Meier geht um,“ hieß es allenthalben, wenn jemand dem Tode nahe war, viele sahen das Skelett in den

Gassen spazieren gehen, manchem war es gar auf freiem Felde begegnet, und nachts wich ein jeder dem Hause des Totengräbers auf Rufweite aus, weil man meinte, der Herr Meier könnte den Schädel zum Fenster herausstrecken.

Das paßte dem Friedl vortrefflich in seinen Kram. Wenn sich diese blödsinnige Menschheit nur fürchtete, wenn sie nur Angst hatte, die dumme, abergläubische Masse mit Gebetbuch und Rosenkranz. Ungeklärt konnte er sie dem Gelächter preisgeben, denn die Geistlichkeit duldete stillschweigend den Unfug mit den Totenschädeln und den Gerippen. Anfangs zwar, da hatte sich der Pfarrer, wie immer, wenn er um etwas im Dorfe nicht gefragt wurde, sofort eingemischt und mit funkelnden Augen und aufgeblähten Backen seine Autorität zu wahren gesucht, als er aber mit der Zeit merkte, welche wohlthätigen Aberglauben das Skelett in die Menge trug, da kam es ihm nicht einmal so ungelegen, und er that so, als wüßte er nichts davon.

Das setzte nun allem Spaß noch die Krone auf! Der pffiffige Totengräber durchschaute die Politik des Pfaffen und wollte sich schief lachen, als er dahinterkam, daß die hohe Geistlichkeit Arm in Arm mit ihm marschierte. Jetzt trieb er den Spuß nur um so verwegener. Er drohte den Leuten mit dem Herrn Meier im Wirtshaus oder bei der Arbeit und konnte ziemlich sicher sein, daß jeder Streit kurzweg abgebrochen wurde, wenn er seinem Gegner in Aussicht stellte, er wollte ihm das grausige Skelett auf den Hals heßen. So wurde der Herr Meier eine ganz bekannte Persönlichkeit, in der man schließlich nichts anderes mehr als den wirklichen Tod erblickte, der bei Meister Friedl Quartier genommen hatte und je nach Belieben seine schaurigen Wanderungen unternahm.

Dem Totengräber war's recht. Was er selbst glaubte, behielt er für sich allein, oder er redete es manchmal an seinen knöchernen Freund hin.

„Haben wir wieder ein'n?“ fragte er oft, wenn er die Werkzeuge an ihm vorbei in die Ecke trug.

Oder er stierte ihm lang in die hohlen Augen, wenn einer im Dorf zwischen Leben und Tod schwebte.

„Holst ihn?“ fragte er. „Gehst bald wieder fort?“

Und als einmal der hochmütige Landrichter ganz elend im Bette stöhnte und sein Ende nahe glaubte, suchte der Friedl den Herrn Meier hinter dem Ofen hervorzulocken wie einen bissigen Hofhund.

„Pack ihn, pack ihn, den Schuft! Is net schäd d'rum!“

Solches Vertrauen hatte er zu seinem einzigen Freunde, denn das war der Herr Meier. Andere besaß der Friedl nicht im Dorfe, und das verstand sich auch ganz von selbst. Die Leute übertrugen die Angst vor seiner unheimlichen Umgebung auf ihn selbst, obwohl der einfache Mann mit den klaren, sicheren Augen nichts weniger als abschreckend aussah. Aber eben diese durchdringenden Blicke und seinen Spott, den er stets auf den Lippen trug, den scheuten die Dörfler. Der Friedl konnte einen so kerzengerade anschauen, daß jeder den Kopf nach der Seite wandte.

„Wart, i krieg di' scho noch!“ rief er dann drohend.

„Wann kriegst ni?“

„Balst stirbst, da mußst d' nacher stillhalten.“

Und wenn dann der andere entsetzt abwehrte, freute er sich königlich.

Alle mußten ja zu ihm kommen. Daß es ihn selbst auch einmal treffen könnte, das wollte ihm gar nicht einleuchten.

Mit dem Skelett glaubte er den Tod wirklich in seiner Gewalt zu haben, und der durfte ihn erst dann hinausführen in den einsamen Friedhof, wenn er selbst einmal sein Haupt zur Ruhe legen wollte. Die Zeit war aber noch fern. Der Totengräber dachte nicht gern daran, denn sein ganzes Dasein war auf diese Welt gestellt. Hier mußte er die letzte Minute auskosten, denn drüben — da gab's nichts mehr.

Spaßig mochte es freilich werden, wenn sie ihn einscharrten, das Dorf seinen Totengräber! Da ruhte er auch dort unten in einem finsternen Loch wie der Mödlinger, den er heute an dem lachenden Frühlingstag zudecken sollte. Kränze und Blumen mit Atlaschleifen und Bändern bekäme er wohl nicht wie der alte Gauner, auch keinen so schönen, schwarzpolierten Sarg mit Silberbeslag, sondern eine rotgestrichene, fichtene Truhe, auf der ein weißes Wachskerzlein brannte als Symbol der Leuchte in der Ewigkeit. Auch mit der Predigt und den Leichenfeierlichkeiten möchte es hapern, denn so etwas kostete mehr Geld als im Hause des Totengräbers vorhanden war. Aber eines bliebe das gleiche: die Erde, die auf seinen Sarg herabflog! Stein und Sand vom Hochgebirge deckte sie alle zu — da gab's keinen Unterschied. Und auf ihn, den Totengräber, schleuderte sie wohl sein eigener Bub, der Andredl!

Sonderbar, daß ihm heute wieder dieser Gedanke kommen mußte! Es war nicht das erstemal. Oftmals schon war er ihm aufgetaucht, ganz schnell und unvermutet, und dann ließ er ihn auch so bald nicht wieder los, sondern verfolgte ihn mehrere Stunden. Friedl wurde sehr nachdenklich. Er trat ganz dicht vor die offene Grube und stieß die Schaufel in die Erde. Wichtig stützte er sich auf den derben Stiel und wiegte den Kopf leicht nach vorne. Dann verkniff er die Lippen und

schloß die Augen. Deutlich konnte er jetzt gewahren, wie sich dereinst alles abspielte. Das ganze Dorf sah er vor seinem Sarge stehen, und jeder rieb sich freudig die Hände. Denn nun hatten sie den hinuntergelassen, der sie sein Lebtag mit Hohn und Spott übergossen hatte. Drum wollten sie heute aber auch eine Extramaß trinken zu Ehren des frohen Ereignisses. Und als sie lachend ins Wirtshaus abschoben, da blieb nur einer zurück, der Andredl, und der ging ungesäumt an die Arbeit. Einen Stein nach dem andern warf er herab auf den Sarg des Vaters, bis die Last immer drückender wurde und schließlich den Deckel mit lautem Krach auseinander sprengte.

Wie ein Schwindel durchfuhr es da mit einem Schlag den Totengräber, und heftig riß er die Augen auf.

„Na, na,“ schrie er laut, „so weit sind wir no net.“

Hoch schwang er die Schaufel in der Luft herum und reckte die Brust heraus. Der Bub sollte ihn noch lange nicht unter die Erde kriegen, noch lange nicht! Zuerst wollte Friedl den eigenen Vater eingraben, der doch der Grube am nächsten war.

Freilich, wann traf er den Alten einmal? Der war von eiserner Konstitution, und der unmäßige Schnapsgenuß schien ihn förmlich abzuhärten gegen alle Anfechtungen von Alter und Wetter. Wie lange noch? fragte sich der Friedl und starrte auf den Sarg des alten Mödlinger hinab. Wie lange? Sollte der immer betrunkene, geifernde Greis noch zwanzig Jahre im Haus herumlungern oder gar so alt werden wie Methusalem oder Jakob?

Ohne daß er es merkte, war Friedl wieder in seine vorige Stellung zurückgesunken und starrte ins Leere.

Tiefe Ruhe spann sich in den klaren Frühlingslüften

über dem Kirchhof, auch unten zwischen den Gräbern und Kreuzen regte sich kein Ton, nur manchmal knisterte es geheimnisvoll in der lockeren Erde, wenn sich der aufgestemmte Spaten unter der Last des starken Mannes etwas tiefer in den Boden grub.

Plötzlich aber riß es den Träumer in die Höhe. Er hatte deutlich gefühlt, daß sich von rückwärts etwas an ihn heranschlich, und nun war er erschrocken wie ein Mensch, den man auf bösen Gedanken ertappt. Hastig drehte er sich um. Richtig, da stand einer! Und warum mußte es gerade der Mödlinger Mischl sein, der verdammte, heimtückische Geselle? Wie der Kerl nur dreinschaute, so de- und wehmütig wie ein frommer Büsser. Der Heuchler, der elende! In Friedl kochte es auf. Kein Mensch war ihm widerwärtiger in diesem Augenblick.

„Was suchst d'?" schrie er ihn an. „Willst schauen, ob er scho eingraben is, dei Vater?"

Der Angegriffene war einen Augenblick sprachlos.

„Aber Friedl, was fällt dir denn ein?" brachte er endlich hervor.

„Brauchst fei Angst net haben," lachte der Totengräber. „Der kommt nimmer 'rauf."

Der Mödlinger Mischl war totenbleich geworden.

„Thu mi net derbleckn," sagte er, mühsam an sich haltend.

„I komm 'raus weg'n 'm Grabstein, und hab di frag'n woll'n, ob . . ."

„Schwindel, Schwindel," rief der Totengräber, indem er eine abwehrende Bewegung mit der Hand machte.

Der Mischl bebte vor Wut.

„Du," sagte er, „hör auf mit deine sündigen Redensarten."

Da lachte Friedl hell auf.

„Sündige Redensarten, des machst gut,“ rief er und packte den Burschen am Arm. „Da geh her,“ fuhr er fort. „Jetzt thu mir aus 'm G'sicht rausleugnen, daß du blos nachschauen willst, ob dei' Vater nimmer 'rauf kommt aus der Gruben.“

Nichl suchte sich vergebens seinem Druck zu entwinden.

„Das riskierst du mir z'sagen,“ schrie er wütend.

„Jawohl,“ antwortete Friedl. „Weil du ihn 'nunter g'wünscht hast, du Tropf du, ha, ha, ha!“

Damit packte er ihn noch fester und riß ihn wütend an den Rand der Grube.

Jetzt wurde es dem Angegriffenen aber zu viel. Er ballte die freie Faust und hielt sie dem Friedl unter die Nase.

„Laß mi 'aus,“ schrie er. „Bist du vielleicht der Pfarrer, der mir d' Leviten lesen will? du Schuft!“

Und als der Totengräber noch nicht nachgab, suchte er ihn an der Gurgel zu packen. Der Friedl aber ließ ihn einen Augenblick los, machte eine kurze, schnelle Wendung und jetzt, wo er weit ausholen konnte, schlug er dem Nichl mit der flachen Hand eins über den Schädel, daß er kopfüber zu seinem Vater in die Grube hinabflog.

Im ersten Augenblick war der Totengräber selbst erschrocken, als der Bursche wie weggeblasen war, aber er faßte sich schnell, und seine Bestürzung löste sich in eine unbändige Lustigkeit, als er jetzt näher trat und das grause Entsetzen gewahrte, das sich in Nichls Zügen malte. Er hatte sich auf dem Sarg seines Vaters wieder ausgerichtet und versuchte an den steilen Wänden in die Höhe zu klettern. Dabei schlugen ihm aber die Zähne zusammen, und die Augen traten aus ihren Höhlen.

Darüber wollte sich der Friedl halb zu Tod lachen. Eilig packte er seine Schaufel, und nun warf er eine Schicht auf den brüllenden hinab, der er schnell eine zweite, dritte und vierte folgen ließ.

„Kannst drunt bleiben,“ schrie er. „I pack di gleich noch dazu!“

Dem in der Grube verging hören und sehen. Wo er hinfaßte, gab das brüchige Erdreich nach, und die herabfallenden Steine schlugen ihm Schädel und Hände blutig. Er wußte nicht mehr, was er anfangen sollte. In seiner Verzweiflung begann er alle Heiligen anzurufen und ein Vater unser zu stottern. Und dieses letzte Mittel versagte nicht. Auf einmal hörte der Steinhagel auf, und der Totengräber verschwand von dem Rand der Grube. Diesen Augenblick benutzte der Mchl, sich mit äußerster Kraft in die Höhe zu arbeiten. Endlich gelang es, er kam wieder an die Oberfläche und richtete sich mit schlotternden Knien auf.

Da bemerkte er etwas seltsames. Der Totengräber hatte ihm den Rücken gewandt und sah die Gräber hinab. Dort kam etwas näher mit schwerfälligiger Bewegung und grunzenden Lauten. Erst konnte man nicht unterscheiden, ob es ein Tier oder ein Mensch war, aber nun tappte es hervor hinter den Kreuzen und schlich zum Grab des Mödlinger. Ein alter, verkrüppelter Mann war es mit blöden, entzündeten Triefaugen, runzligen Backen und zusammengefallenem Munde. Ihn führte ein hochgeschossener Knabe von zehn Jahren, der mit ängstlichen Augen bald auf den Totengräber, bald auf den Alten blickte.

Mchl schlich auf die Seite und lugte hinter einem Grabstein hervor, der Totengräber beachtete ihn nicht mehr, sondern

sah mit zusammengezogenen Brauen auf den Greis herab, der jetzt taumelnd einhielt und ein stumpfsinniges Lachen hervorstieß.

„Hast wieder ein'n?“ fragte der Friedl kurz.

Wie schwer verhaltener Groll lag es in seinen Worten. Der Alte stierte ihn an und kicherte leise:

„Freili, 's hat ja heut nix kost. Der alte Mödlinger hat 's zahlt.“

„So? Und du schamst di net, daß du dir auf Kosten von der Sippschaft an Kausch antrinkst?“

„Na—a—a,“ gröhkte der Gefragte, „i scham mi net, i trink wo — wo i 's herkrieg, i trink 'n ganzen Tag.“

„Bis 's di amal umhaut,“ rief der Totengräber heftig.

Da riß der Alte seine entzündeten Augen auf, so weit er konnte, und sah zu seinem Sohn gar spöttisch empor. Sein ganzer Kausch schien verschwunden, und die lallende Stimme bekam eine merkwürdige Festigkeit, als er jetzt den zahnluckigen Mund öffnete:

„Na, mi haut's net um,“ sagte er, „mi net, g'wiß net. Da brauchst kei Angst net haben. Schau nur, daß 's di selber net umhaut, mei Lieber. — Mi packt's net, i überleb Entf alle!“

Das war herausgekommen wie eine Prophezeihung, so klar und sicher.

In dem Totengräber arbeitete es mächtig.

„Führ ihn weg,“ fuhr er seinen Buben an. „Er hat nix z' suchen da heraußen.“

Der Kleine faßte den Großvater beim Arm und setzte ihn langsam in Bewegung. Hustend und grunzend torfelte der Alte drei Schritte weiter, dann schien er sich auf etwas zu besinnen. Er blieb wieder stehen, drehte sich um und sah höhnisch zu seinem Sohn zurück.

„Mi grabst net ein,“ lallte er. „Des sag i dir, mi net. Eher grab i di selber ein, di und 's ganze Dorf, alle miteinander, wie's da seid's!“

Da legte sich Andredl ins Mittel. Fester packte er den Alten bei der Hand und sagte bittend und kläglich:

„Aa, net eingraben, Großvater, uns net eingraben.“

Wie ein bezähmtes, wildes Tier wandte sich der Alte zu dem Kinde. Mit täppischer Zärtlichkeit klopfte er seine Wange, während gurgelnde Laute aus seiner Brust kamen.

„Aaa, naa,“ gröhnte er, „gut sein, Andredl, gut sein. Dir thu i nir, dir net, dir net, mei Zuberl.“

Und während er den Jungen liebevoll an sich drückte, entfernte er sich und wankte dem Hause zu. Eine Weile hörte man ihn noch brummen, dann sank der Friedhof in seine Ruhe zurück.

Der Totengräber blickte den beiden nach, bis sie hinter den Grabsteinen verschwunden waren. In seinem Blick lag etwas von tödlichem Haß und maßloser Wut.

„Mußt net so böß dreinschaun,“ tönte es plötzlich.

War dieser Lump noch immer da? Friedl fuhr beim Klang von Michls Stimme heftig zusammen.

„Pack dich zum Teufel,“ schrie er ihm hinüber.

Der hielt sich in vorsichtiger Entfernung und sagte spöttisch:

„Geh schon,“ rief er. „freut mi blos, weil i des no derlebt hab.“

Der Totengräber hob einen Stein vom Boden und warf ihn zu dem Kästermaul hinüber. Der Bursche aber bückte sich und sprang eilig von dannen.

„Weiß scho, wie gut du's meinst,“ rief er zurück, „aber

untersteh di, und halt mir noch amal a Predigt, wie man sein Vater auf Erden behandeln soll, du, schlechter Kerl, der den seinigen selbst ins Grab wünscht.“

Friedl bebte am ganzen Körper. Er faßte mit beiden Armen in die Luft, als wollte er etwas greifen, was gar nicht da war. Dann rannte er wie besessen um das Grab herum, und als er jetzt die breiten Fußspuren seines Vaters wahrte, da packte er seine Schaufel und stürzte sich mit einer sinnlosen Wut auf das lockere Erdreich. Da hatte er gestanden, der Alte. Fort, fort damit! Weit im Bogen sandte er alles dem Mödlinger ins Grab nach, als fürchtete er, der da unten könnte wieder heraufkommen.

Und als der letzte Stein hinabgeworfen war, sprang er in weitem Satze auf die Erdmassen und stampfte sie ächzend zusammen, bei jedem Tritte immer weiter ausholend, wie der Riesenhammer, der im nächsten Augenblick auf das funkensprühende Eisen herniedersauft.

„Geh 'raus, wenn d' kannst,“ murmelte er grimmig.
„Geh 'raus!“

Der unten regte sich nicht mehr. So war's recht, so mußte es kommen, so gehörte sich's.

Mit höhnischem Gesichte sah Friedl auf das glattgestrichene Erdreich herab und trocknete sich den Schweiß. Ihm war es, als hätte er ein gutes Werk vollbracht, mit dem er zufrieden sein konnte. Aber plötzlich kam er sich wie genarrt vor. Was war denn dort an dem schmalen Steig? Dort fingen die Fußspuren ja wieder an, als wäre der, den er eben bestattet hatte, unter dem Grabe hervorgekrochen und hätte aufs neue die Wanderung fortgesetzt auf der frühlingdunstigen Erde. Nicht allein war er gegangen. Hart an seine Ferse hatte sich

Andredls nackter Fuß gesetzt, wie die Spur eines getreuen Hundes, der den Herrn nicht verläßt. Ein bitteres Lachen entrang sich Friedls Brust. Er stürzte auf den Weg, und mit blinder Zerstörungswut stampfte er das letzte hinweg, was von den beiden noch sichtbar war. So trat er Schritt für Schritt die Wanderung nach Hause an.

Er wußte es ja, daß er nur die Thüre zu öffnen brauchte, um Großvater und Enkel beisammen zu finden, dort, wo sie immer saßen, im Stalle draußen, einträchtig, Arm in Arm. Und der Junge hörte mit offenem Munde, was ihm der Alte vorschwätzte, blödsinniges Zeug, Heiligenlegenden, und zur rechten Zeit eine gepfefferte Bosheit gegen seinen Vater. Das zeigte das scheue Benehmen des Kindes und nicht minder das triumphierende Gesicht des Alten, der sich in dem Buben ein Weiterleben sichern wollte, seitdem man ihn ins Austragsstübchen gesetzt hatte.

„Jeh' leb i erst recht lang,“ hatte er damals gesagt.
„Erst recht lang.“

Und am selben Abend gab er den Kühen zu fressen, daß zwei davon frepierten, und trank sich im Wirtshaus einen Rausch an, der ihm fast das Leben gekostet hätte. In der Dunkelheit war er nämlich in den Gießbach geraten, der das Dorf in zwei Hälften teilte, und hätte ihn nicht zufällig ein Bauer bemerkt, er wäre elendiglich umgekommen. Das hatte sich ihm gut eingepreßt, weil er leben wollte um jeden Preis, schon aus Troß gegen seine Familie, und so traf er seine Maßregeln. Den Trunk stellte er zwar nicht ein, den mußte ja sein Sohn bezahlen, wohl aber ließ er sich immer vom Wirtshaus nach Hause führen, und als Andredl heranwuchs, durfte er dieses Amt übernehmen. So sah man denn in der

Dämmerung dieses seltsame Paar durch die Straßen ziehen, den betrunkenen, alten Mann mit dem blaffen Kinde, das verlegen zu Boden blickte. Erst schimpfte das Dorf, dann gewöhnte es sich daran, und schließlich machte es sich lustig. Bekam doch der heimtückische Totengräber etwas ab, das freute jeden. Friedl, dem sparsamen, nüchternen Mann, war dieser Lebenswandel seines Vaters auch durchaus nicht gleichgültig. Anfangs versuchte er sich dagegen aufzulehnen, indem er kein Geld mehr herausrückte, aber er gab bald nach, als der Alte hierauf ganz boshaft wurde, und in seiner Wut abermals eine Kuh zu Tode fütterte.

Nun trieb der Großvater, was er mochte. Der erste auf im Hause, der letzte im Bette, befand er sich auf einer steten Wanderung zwischen Kirche, Wirtshaus und Stall. Eins aber mied er ängstlich: die Eckstube, wo der Herr Meier stand, denn er sah in ihm den leibhaftigen Tod, wie die andern Dörfler. Ging es gar nicht mehr mit ihm, dann rief man den Herrn Meier zu Hilfe oder den Andredl. Das waren die einzigen, die das alte Tier noch ein bischen im Zaum halten konnten.

Sobald er den Jungen erblickte, verzog sich sein Gesicht zu einem breiten Grinsen, und wenn der Kleine in der Kneipe erschien, um ihn zu holen, mußte er erst auf seinen Schoß klettern. Dort bekam er dann ein Glas Schnaps hinuntergegossen, ob er wollte oder nicht. Auch der Wirt mußte ihn bewundern.

„Da schau her, Godinger,“ lallte er und lachte, daß er den Auswurf bekam. „Da schau ihn an, den Hallodri, den patzeten. Gelt, der g’fällt dir?“

Der Wirt war ein verbissener, griesgrämiger Mensch, der

viel Unglück in seinem langen Leben gehabt hatte. Er verstand sich schlecht aufs Spaßmachen. Seine Kneipe, ein niederes, verwahrlostes Haus mit erloschenen Fenstern und blaßroten Vorhängen dahinter, war verrufen im Dorfe und konnte neben dem Hauptgasthaus nicht recht bestehen. Aber dem gutenENZIAN, den Vater Godinger brannte, verdankte er einige Gäste von der Sefshaftigkeit des Großvaters. Dieser Feuertrank brannte dem Alten wohligh durch den Körper und weckte oft längst verstorbene Erinnerungen in dem eingeschrumpften Schädel, wenn er den Enkel auf dem Schoße hielt.

„Daß auf, Andredl,“ raunte er, „paß auf, Bub. Magst a amal a Totengräber werden? Willst?“

Und wenn der Knabe nickte, fuhr er befriedigt fort:

„Aber a solchener mußt werden, wie dei Großvater einer war. Gelt, Andredl, gelt? Denn bei mir da san die Leut noch ehrlich ein'graben worden. Jedem hab' ich sei Gebet herg'sagt, jedem hab' ich a Weihwasser geben und noch extra a Rosmarinzweigerl 'nunterg'worfen beim eingraben, und hab' bek't, daß ihn unser Herrgott 'raufholt bei der ewigen Auf=erstehung. Und wen hab' i net alles eingraben die einund=vierzig Jahr, wo ich Totengräber war! Feine Leut, schöne Leut! Zwei Herrn Landrichter, drei Herrn Pfarrer, ein' Herrn Kooperator, ein' Herrn Forstmeister, und a jeder war z'frieden mit mir, a jeder.“

Auf einen solchen Erguß mußte er sich schon einen gehörigen Schluck leisten, ehe er wieder fortfahren konnte.

„Hast schlechte Menschen a eingraben, Großvater?“ fragte der Junge.

„J hi, grad gnua!“

Er sah sich vorsichtig um.



„Schau'n Godinger an,“ wisperte er. „Dem seiner Tochter ihren Liebhaber hab i eingraben und sein' ältesten Buben dazu!“

„Was haben's denn than?“

„N' Raubmord haben's begangen am Loisinger Bauern, und da draußen vor der Thür san's von die Gensdarm' der-schossen worden, weil's haben ausreißen wollen. Nur ein'n haben's derwischt, n' Godinger sein' jüngsten. Der hoekt heut no.“

Der Knabe hörte aufmerksam zu.

„Die hat alle der Herr Meier heimg'sucht,“ fragte er plötzlich.

Der Alte wurde ängstlich bei dieser frage.

„Der Herr Meier . . . der Herr Meier! Was soll des heißen? Des is so a verlogene Geschicht von dein'm Vater.“

„Glaubst du net an'n Herrn Meier?“ fragte schüchtern das Kind.

Diese frage war dem Alten gräßlich. Er rutschte auf der Bank hin und her und fing zu husten an. Aber der Knabe gab sich nicht zufrieden.

„Gelt, Großvater, wir schauen doch alle einmal so aus wie der Herr Meier?“ fragte er wieder.

Dieses immerwährende fragen nach dem Herrn Meier regte den Alten auf.

„Glaub du, was i dir sag,“ brummte er. „Verstehst mi? . . . So, und jetzt . . . jetzt . . . gehst 'naus, Andredl, und holst mir noch 'n Enzian, 'n rechten guten, gelt, du Hallodri du, du netter!“

Er war zufrieden mit sich, denn er glaubte die ganze Unterhaltung sehr pffiffig beendet zu haben. Aber kaum war

der Knabe mit dem neuen Stoff zurückgekommen, da fing er auch schon wieder an.

„Lügt der Vater?“ fragte er leis.

Blödsinnig glockte ihn der Großvater an.

„Wer sagt das?“

„Du selber, Großvater.“

Dem Alten wurde es unbehaglich.

„Mir sollst glauben,“ gröhlte er, „net dei'm Vater. Der wart't blos drauf, daß er mich unter die Erde bringen kann. Aber des thust du net leiden, gelt, Andredl, des thust du net leiden?“

Der Knabe sah ihn mit wichtiger Miene an und schüttelte den Kopf. Lachend nickte ihm der Alte zu und ließ ihn wieder trinken.

„Hast du dein' Vater a eingraben?“ fragte Andredl, indem er sich den Mund wischte.

Der Alte sah ihn lauernd an.

„Warum fragst d'?“

„I weiß net,“ sagte eingeschüchtert das Kind.

„Hat dir am End dei Vater 'was g'sagt?“

„Mir hat er mir g'sagt.“

Die Züge des Alten verloren ihre Spannung.

„Kann a nix sagen,“ fuhr er beruhigter fort, „i hab mein' Vater mit gutem Gewissen begraben, denn i hab ihn in Ehren g'halten bis an sein seligs End.“

Der Großvater hatte es aber bei diesen Worten vermieden zu dem Gefreuzigten in der Ecke der Schenkstube aufzublicken, den er sonst bei jeder Gelegenheit zum Zeugen seiner Rede anzurufen pflegte. Jetzt zog er den Knaben näher an sich und streichelte ihm die Wangen.

„Hör'n wir auf mit dem Gered,“ brummte er, „des führt zu nix. D' Hauptsach is, daß d'alleweil brav zu mir haltst, Andredl, Bua. Der Großvater meint's viel besser mit dir als dein Vater. Glaubst du's, Andredl, glaubst du's?“

Und er ruhte nicht eher, als bis der Knabe zustimmend genickt hatte. Dann war er zufrieden und trank seinen Branntwein aus.

Damit schloß es in der Regel ab, und die Kosten einer solchen Unterredung zwischen Enkel und Großvater hatte jedesmal Meister Friedl zu tragen. Immer scheuer wurde das Kind gegen ihn, wo es konnte, wich es ihm aus, und in seiner unsinnigen Angst vor der Strenge des Vaters begann es zu lügen, daß man die wahren Worte, die es überhaupt noch sprach, an den Fingern herzählen konnte. Ein müder, verschlafener Zug bemächtigte sich das Knaben. Stundenlang konnte er an einer Stelle sitzen und ins Leere starren. Seine Schulkameraden floh er ängstlich, und auch die Arbeit war dem mageren, schwächlichen Buben, der immer bleich an den Häusern dahinschlich, so zuwider, daß alle Prügel des Vaters ihn nicht dazu zwingen konnten.

Mit verbissenem Grimm empfand der Totengräber seine Ohnmacht. Andredl war ihm freilich nie das geworden, was ihm der Erstgeborene im stillen Winkel noch heute bedeutete. Da fehlte es weit. Aber es war doch sein Kind, das einzige, was ihm in der zwanzigjährigen Ehe mit seiner zweiten Frau geblieben war, sein Weiterleben, seine Zukunft. Fünf Mädchen waren ihm vor Andredl geboren worden, zwei Buben noch später, und nichts war von ihnen verblieben. Alle, alle hatte der Tod nach kurzer Frist wieder hinausgeführt in den Kirchhof, wo der Friedl sie einscharrte in das alte Grab seiner

Vorgänger. Gleichgültig hatte er dabei immer die Erde aufgerissen, gleichgültig hatte er sie wieder geschlossen, als müßte das so sein. Niemals hatte es ihm tiefere Wunden geschlagen. Ihm war es zur Gewohnheit geworden, daß nichts aufblühen, nichts gedeihen wollte in dem grauen Hause an der Kirchhofsmauer, wo das Leben bei der einen Thür hereinkam, und der Tod bei der andern wieder hinausging. Das war das selbstverständliche Werden und Vergehen, dem man nicht länger nachgrübelte. Als er aber das letzte vor kaum einem Jahre der Erde übergeben hatte, da fühlte Meister Friedl mit einem male, daß ihm das fortwährende Einscharren der eigenen Kinder plötzlich zu viel wurde, daß es ihn müd machte, und er sah sich um, was ihm bei dieser Arbeit im Laufe der Jahre eigentlich verblieben war. Der einzige Andredl! Und mit ihm zugleich die Aussicht auf ein neues, keimendes Leben im Mutterleib. Beides stimmte ihn nicht froher. Das neue Wesen war für ihn schon im werden dem Tod und der Schaufel verfallen, und Andredl, den saft- und kraftlosen Buben, den hatte ihm schon längst ein anderer geraubt — der gehörte ihm nicht mehr. Langsam und sicher war der Alte zu Werk gegangen, nur sein Tod konnte vielleicht noch helfen. Aber wann starb er? Wann, wann? Zitternd vor Wut und Erwartung hatte der Friedl schon in mancher Nacht dem Herrn Meier diese Frage in die Augen gebohrt, aber das Skelett hatte nur höhnisch zurückgegrinst, und der Alte lebte weiter, ein Jahr nach dem andern. Ein immer wiederkehrendes Gespenst schlich er in den Gräberreihen herum, mit stieren Augen, Schritt für Schritt, und es schien, als hätte die Natur diesem wandelnden Gerippe ewige Kräfte verliehen, damit es seine furchtbare Drohung bewahrheiten konnte, die es immer wieder mit

lallender Junge verkündete: „Wart's nur, i überleb Enk noch alle!“

Wie ein finsterner Schatten legte sich's auf Friedls Seele. Er verfolgte das zärtliche Verhältnis zwischen Großvater und Enkel mit wachsender Verbitterung. Alle Freudigkeit, alle Lebenslust flatterte zu nichts, wenn er merkte, daß das Kind mit jähem Eigensinn zu seinem Verhetzer hielt; und einmal, da stieg ihm sogar ein Gedanke auf, der kaum gefaßt, sich sofort tiefer bohrte und immer wiederkam, so oft er die beiden beisammen sah.

Das war tief im Winter gewesen, als die Abend Schatten um das kleine Haus schlichen. Unten in der Stube saß der Totengräber ganz allein. Alle die Schädel, die Grabkreuze und der Herr Meier waren schon in der Finsternis verschwunden. Der Friedl sah nichts mehr, als die letzte, verglimmende Glut im Ofen. Er war verstimmt, denn eben hatte der Andredl den Alten wieder betrunken nach Hause gebracht und in seine Stube hinaufbefördert. Im Hause regte sich nichts. Da plötzlich fing es an, über der Decke, erst murmelnd, dann lauter, immer lauter, ein Gebet nach dem andern. Andredl sagte es auf, der Alte brummte es nach. Eine halbe Stunde ging es so fort. Unruhig erhob sich der Totengräber. Dieses gedankenlose Herleiern war ihm entsetzlich, und er wartete erregt auf das Ende. Ab und zu warf er einen Blick auf den Herrn Meier, einen jener Blicke voll Neugier und Wut, wie er sie ihm oft zusandte. Endlich wurde es ihm aber zu viel. Er polterte die Treppe hinauf und stürmte in das Zimmer des Alten, das er Jahre hindurch nicht mehr betreten hatte. Auch hier war es dunkel, nur über der Bettstatt des Alten brannte ein ewiges Licht, und bei dem matten Schimmer

konnte der Totengräber alle die Heiligenbilder wiedererkennen, die er aus der Eckstube entfernt hatte. Dicht unter der Jungfrau Maria knieten Großvater und Enkel und beteten. Jeder hielt einen Rosenkranz in den Händen. Da packte den Totengräber eine namenlose Wut.

„Hört's auf, oder net?“ schrie er sie an.

Die beiden sahen ihn erstaunt an und senkten die gefalteten Hände. Ehe sie etwas erwidern konnten, hatte Friedl den Buben gepackt und riß ihn in die Höhe.

„Du gehst an dei Arbeit, verstehst mi? Du nichtsnuziger Tropf, du! Marsch nunter.“

Damit gab er dem heulenden Buben einen Tritt und wollte ihn zur Thüre hinaustreiben. Aber plötzlich hielt er ein. Ächzend war der Alte herbeigehumpelt, und wie ein dräuendes Ungeheuer wuchs er jetzt heraus, als er mit zitternden Armen den Jungen an sich riß.

„Mein g'hört er,“ kreischte er mit einer Stimme, die so schrill klang wie Rabengekrächz.

„Laß den Buben los!“ schrie der Friedl.

„Mein g'hört er,“ wiederholte der Alte.

„Ja, Großvater, dein g'hör ich,“ jammerte der Junge, sich fester an ihn klammernd.

Alle Heiligen an den Wänden sungen vor Friedl zu tanzen an.

„Laß den Buben los, sag ich noch amal,“ tobte er seiner kaum mehr mächtig.

„Nix da,“ bockte der Alte, „und wenn wir net amal mehr leben dürfen in unserm Haus, nachher gehn wir fort, gleich jetzt auf der Stell!“

Wie ein Blitzstrahl durchfuhr es den Totengräber. Seine

Augen leuchteten in einem wilden Feuer. Das war der rettende Gedanke! Nun hatte ihn doch der Alte selbst ausgesprochen! Ob möglich oder nicht, das überlegte der Friedl nicht in diesem Augenblick.

„Ja wohl,“ rief er, „geht's fort alle zwei miteinander, du und dein Großvater!“

„Wir gehn, wir gehn, hi, hi, hi,“ wieherte der Alte und torfelte mit Andredl die Treppe hinab. Ein paar Schritte noch auf dem Flur, dann schlug die Hausthüre zu.

„Draußen, draußen,“ schrie der Totengräber und klatschte in die Hände.

Wie besessen sprang er wieder zurück in seine Stube.

„Alle zwei san fort, alle zwei: Meier, Meier, jetzt geht a neu's Leben an! Jetzt san wir allein. Und allein muß man bleiben auf derer Welt, alles andere ist vom Übel.“

Von seiner Frau redete er nichts. Ob diese dienende Sklavin noch neben ihm vegetierte oder nicht, das schien ihm gleichgültig. Ihren losbrechenden Jammer um das fehlende Kind beachtete er nicht, und ihren Bitten, in Nacht und Schnee hinauszulaufen und zu suchen, lachte er Hohn.

„Laß die zwei draußen, wenn 's selber fort wollen,“ rief er. „Meinetwegen brauchen's nimmer z'kommen.“

Aber Großvater und Enkel thaten ihm den Gefallen nicht. Mitten in der Nacht brachte man sie halberfrozen wieder, und der Junge wurde am andern Tage von einer heftigen Krankheit befallen, die ihn nur langsam genesen ließ. Zwischen ihm und seinem Vater aber war es aus. Der Knabe konnte das entsetzliche Gesicht von jenem Abend nimmer vergessen, und der Totengräber fühlte wohl, daß er die letzte Gewalt über sein Kind verloren hatte. Er haßte es beinahe schon,

wie den Alten, denn den Buben freute ja doch nichts mehr auf der Welt als der Tod seines Vaters! Diesen Verdacht wurde der Friedl nicht mehr los, und von jetzt an spann er immer nur den Gedanken aus, der ihm an jenem Winterabend so jählings durch die Seele gefahren war.

„Alle zwei fort, alle zwei miteinander . . . fort, fort, auf nimmerwiedersehen, das wär's beste!“

So arbeitete es auch heute in ihm, als er von der Ruhestätte des alten Mödlinger weg den schmalen Gräberpfad heraufrannte und mit grenzenloser Wut die Fußspuren des Großvaters und des Enkels zusammentrat.

„Nunter mit euch,“ schrie es in ihm, 'nunter, ganz 'nunter so weit, daß ihr nimmer 'rauf könnt.“

Dabei trat er auf, daß ihm der Schweiß in Strömen über die offene Brust herabfloß.

Seiner Sinne kaum mehr mächtig, kam er vor seinem Hause an und warf sich auf die Bank an der Mauer. Dort ließ er Schaufel und Hacke fallen, wohin sie wollten, und stützte den Kopf mit aller Wucht auf beide Arme. So saß er eine Weile und rang mit sich selber, stumm und furchtbar. Die Brust hob und senkte sich, und plötzlich verkrampften sich die Hände in seinen Haaren. Er zog an den struppigen Büscheln, als wollte er den Schädel entzweireißen, damit er es nicht mehr zu sehen brauchte, das ekle Schauspiel des Alten mit dem Jungen, das sich täglich vor ihm abspielte. Was half denn all sein warten, die Tage, die Monde, die Jahre hindurch? Schließlich kam doch die Stunde, wo ihm Großvater und Enkel mit höhnischem Lachen auf den Sarg spuckten.

Ha, ha! Wenn sie ihn jetzt sehen könnten im Dorfe

drunten, alle die elenden Bauern und Weiber, ihn, den immer lachenden, spöttischen Totengräber, wie er kleinlaut und erbärmlich vor seiner Schwelle fauerte, weil er machtlos war gegen ein schwächliches Kind und einen blödsinnigen Greis! Hatte nicht der Mödlinger Misch schon frohlockt, und nun gar erst alle zusammen, alle die Schandmäuler, grinsend verzerrt wie die Totenschädel an der Kapelle, die jetzt von weitem höhnisch herüberlachten. Ach, hätten sie doch alle gesehen, wie unglücklich er war! Wie namenlos unglücklich! Vielleicht hätten sie Mitleid empfunden mit ihm. Friedl nickte in stummer Verzweiflung mit dem Kopfe, als stimme er sich selbst zu. Seine ganze Erregung löste sich allmählich in einen Schmerz auf, der ihn willenlos mit fortriß und zur Erde beugte. Haltlos fiel er in sich zusammen, die Hände rangen sich langsam aus den Haaren los und gruben sich tief in die Stirne. Aber unter dieser Hülle arbeitete sein glühendes Gesicht in krampfhaften Zuckungen. Krachend biß er die Zähne aufeinander. Was wollte ihm da die Brust heraufziehen? Welches unbekannte Gefühl von Weichheit und Rührung? Fort, hinunter damit! Unglücklich war er schon, aber heulen — pfui Teufel! Das wollte er doch nicht, der spöttische Totengräber. Und er bohrte sich die Nägel tief in das Fleisch.

Die Stunden zogen dahin, immer noch hockte er auf seinem Platze ohne aufzusehen. Um ihn herum regte sich nichts. Lautlos und ernst rüstete sich die Landschaft zum Abend. Die Sonne ging langsam hinter die Berge, und blizte noch einmal auf an den schneebedeckten Zacken. Im ersten, blauen Dämmerlicht lagerte der Kirchhof mit den goldenen Kreuzen.

Friedl sah es nicht. Erregung und Schmerz waren einem stumpfen Gleichmut gewichen, der ihn völlig blöd und gedanken-

los machte. Manchmal gab er das Anlitz frei, dann zuckte er die Achseln und zog die Unterlippe herauf, als wundre er sich, daß ihn noch niemand fortgeholt habe von dieser Bank, auf die festgenagelt schien. Öfters schüttelte er den Kopf. Kam denn wirklich niemand? Die Nacht konnte er doch nicht so sitzen bleiben und immer ins Leere starren. Selbst aufstehen? Dazu war er nicht fähig. Eine bleierne Schwere hatte sich wie ein ungeheures Gewicht in seinen Körper gelegt. Und immer stiller wurde es, immer dunkler. Aus den Gräberreihen stiegen feine, durchsichtige Dunstnebel empor und krochen langsam an das feuchte Haus des Totengräbers. Kalt und schneidend wurde die Luft. Verschwimmend klang die Dorfuhre zu Friedl herüber. Er rührte sich nicht, sondern wartete.

Da, endlich, wieder ein Laut im Hause! Knarrend ging die Thüre auf. Ein menschliches Wesen kam heraus, lallend und ächzend. Dort in die Gräber ging es hinein, und in wenigen Augenblicken verschlangen es die freisenden Schleier. Der Großvater! Lange blickte ihm sein Sohn nach. Da kroch es hin in Nacht und Nebel, das stumpfe, alte Tier, und ganz betrunken kehrte es heim aus seiner Spelunke. Dafür lebte es noch auf der Welt, und andere mußten die Rechnung bezahlen. Es war ganz pffiffig, wie sich's der Alte einteilte. Das mußte der Friedl selber zugestehen. Wie? Wenn er's nun auch einmal versuchte? Wenn er auch in die Kneipe ginge, Tag aus, Tag ein, und ein lustiges Leben führte, anstatt nur zu arbeiten wie der dumme Maulesel, damit der Alte zu zechen hatte. Warum denn nicht? Ein Narr, immer hinter dem Ofen zu hocken und zu sparen. Branntwein hinuntergeschüttet, ein Glas nach dem andern, das ist das wahre! So machte es der Alte, und der Friedl sah gar nicht ein, warum er es

nicht auch einmal probieren sollte. Dñnehin zog es ihm jetzt fröstelnd über den Rücken von kaltem Schweiß und Fieber. Darum weiter kein langes Besinnen, fort ins Wirtshaus und gefoffen bis zum grauenden Morgen! Nur dem Alten durfte er nicht begegnen, sonst war's um seine Fröhlichkeit geschehen.

Als er sich schwerfällig erhob, zitterten seine Kniee.

„Das brennt der Schnaps alles davon,“ lachte er und trat in das Haus.

„Gehst noch fort?“ fragte die Frau am offenen Herdfeuer, als er seine Toppe anzog.

„Du siehst's ja,“ sagte er kurz.

„Wohin denn?“

„Ins Wirtshaus.“

„Du gehst ins Wirtshaus?“

Sie schien sich vor staunen kaum fassen zu können.

„Warum soll i net a amal ins Wirtshaus gehn?“ brach er los.

„I sag ja nig,“ meinte sie besänftigend. „Wo gehst hin? Zum Godinger?“

„Na, zum Kranzswirt geh i.“

„Und wann kommst wieder?“

„Des weiß der Teufel.“

Schon hatte er die Klinke in der Hand, da fiel sein Blick durch die offenstehende Thüre auf den Herrn Meier. Erregt hielt er ein und sah genauer hin. Nein, es war kein Zweifel, das Gerippe bewegte sich langsam im roten Widerschein der Herdflamme. Mit angehaltenem Atem ging der Totengräber darauf zu.

„Was is, Meier?“ fragte er leise. „Willst fort? Sag's, sag's!“

Der Freund grinste ihn sonderbar an. Aus den Augenhöhlen kam es heraus wie Verheißung und Leben. Glühend stieg es dem Friedl zu Kopf. Der Herr Meier belog ihn nicht — ein Todesfall stand bevor, das wußte er jetzt. Heute, morgen oder übermorgen . . . Aber wen traf es? In seltsamer Aufregung blickte er noch einmal auf das Skelett. Plötzlich überlief es ihn eiskalt.

„I geh zum Godinger,“ stieß er heraus und faßte nach der Klinke.

„Net zum Kranzwirt?“ fragte die Frau.

„Na, zum Godinger, wenn i sag!“

Damit schlug er die Thüre zu.

*

*

*

Draußen war es stockfinster. Die Nebel waren vom Friedhof weg über das ganze Dorf gezogen, alles verhüllend in undurchdringliches Schwarz. Keine fünf Schritte weit konnte man sehen. Erst oben in der Dorfstraße brannte eine Laterne, die auf kurzen Umkreis ihr elendes Licht warf. Still und einsam lag das Dorf wie am Mittag, nur da und dort zeugte ein schwacher Schimmer hinter verhangenen Fenstern von Leben und wachen. Eilig trieb es den Friedl weiter. Vor seinen Augen stand noch immer das Totengerippe, wie es ihn eben angeblickt hatte, und es schien ihm zuzusüstern: „Geh schnell, geh schnell, es ist ein guter Abend. Heut oder nie!“ Und Friedl folgte seinem Rat. Nur auf der großen, hölzernen Brücke inmitten des Dorfes hielt er ein und horchte hinaus

in die gährende Finsternis. Das war ein Höllenlärm in der tiefen Nacht! Tösend und brüllend stürzte es herab von den Bergen, das entfesselte Element, und weiter wälzte sich's durch das Dunkel wie Tod und Verderben. Wuchtig prallte es gegen die Pfeiler, daß die Brücke in allen Fugen krachte. Auch der heilige Nepomuk auf dem niederen Geländer, den eine Ampel beleuchtete, schwankte verdächtig hin und her.

Aufgeregt blickte der Friedl ins ungewisse hinein.

„Wer da 'nunter fällt, der kommt nimmer 'raus,“ sagte er, und wieder fuhr es ihm dabei gar sonderbar durch den Kopf.

Dann setzte er sich in Bewegung und eilte zur Kneipe. Sie war besser besucht als gewöhnlich. Hastig überflog Friedl den rauchigen, schlecht erhellten Raum. In der einen Ecke saßen mehrere Holzknechte, daneben an dem längeren Tisch lärmte der angetrunkene Rest der Leichenschmausgesellschaft, der sich zu einem letzten Trunk beim Godinger eingenistet hatte, und dort am Ofen kauerte der, den der Friedl suchte, der Großvater. Er gab kaum ein Zeichen von sich, als sein Sohn in die Stube trat, aber der Totengräber merkte ganz gut, daß er ihn sofort erkannt hatte.

„Grüß Gott beinand,“ rief der Friedl.

Halb erstaunt, halb verlegen wurde sein Gruß erwidert. Die Hauptgesellschaft verstummte wie eine Schule, wenn der Lehrer ins Zimmer tritt, und steckte die Köpfe zusammen. Friedl sah genauer hin. Es waren mehrere junge Burschen in Feiertagskleidern, und unter ihnen bemerkte er auch den Mödlinger Michl, den er heute bei einem Haare schon der ewigen Ruhe übergeben hatte. Das paßte zu Friedls Stimmung. Mit dem Rücken gegen die Wand setzte er sich zu den Holzknechten und stemmte die Arme auf den Tisch.

„Geb mir 'n Schnaps her, Godinger, und schau net so dumm d'rein, als ob dei Bua aus'n Zuchthaus 'rauskommen wär!“

Der Wirt humpelte mit dem vollen Glas herbei.

„Wunderst di, ha,“ lachte der Friedl, „daß i a amal 'rein geh zu dir? Ja, ja, jetzt werd's anders. Is der Vater alleweil kommen bis jetzt, kommt a amal der Sohn, und wennst d'no a bissel wartst, vielleicht a no der heilige Geist!“

Die Holzknecchte lachten und stießen mit ihm an. Nur Michl und seine Kumpane verhielten sich still und glogzten angetrunken herüber. Der Totengräber hielt ihnen ein neues Glas hin:

„Geh, Michl, mußt net so dasig dreinschaun. Hab di ja net ganz eingraben, bist ja no davonkommen für desmal!“

Schwerfällig erhob sich der Gerufene:

„Stad bist . . . ganz stad bist . . . Von derer G'schicht will i nix mehr hören!“

„Des glaub i,“ lachte der Friedl.

Michl beruhigte sich noch nicht. Er versicherte sich durch einen schnellen Blick, daß alle seine Freunde zugegen waren. Zehn Mann hoch saßen sie da, lauter trohige, kampfbereite Burschen mit festen Schädeln und langen Messern. Da konnte fogar der Friedl nicht Stand halten, wenn's etwas abgeben sollte.

„Menagier' dich,“ schrie er deshalb laut und frech, „und komm uns net z'nah, du Totengräbersg'sell, du verfluchter.“

„Oho,“ lachte Friedl. „Wer seid's denn ihr?“

„Wir san ehrsame Bauernsöhne und lassen uns net derblecken.“

„A, was? Hasenfüß' seid's, elendige!“

Nickl wankte etwas näher.

„Was san wir? Hasenfüß' san wir? Du merk dir's, Totengräber, da herin bist du fein net der Herr, da hab'n wir z'reden. Verstehst mi?“

Ein schallendes Gelächter war Friedls Antwort.

„I bin überall Herr! Wer mir in Weg steht, den räum' i weg, und is's, wer's mag.“

Er hatte immer an Nickl vorüber seinen Vater angeblickt. Der Bursche aber bezog alles auf sich:

„So, des meinst d'P“ brüllte er und rückte wieder näher. „Daß auf, daß wir di net . . .“

Da gab ihm der Totengräber einen Stoß, daß er taumelnd zurückschlug.

„Geh, Hanswurst du, laß mir mei Ruh'!“

Der Nickl wollte etwas erwidern, aber einer seiner Freunde zog ihn eilig auf die Bank nieder und hielt ihm den Mund zu. Der Totengräber sah kaum nach ihm hin. Auf einen Zug stürzte er eine neue Ladung hinunter und verlangte ein frisches Glas.

„Sausen woll'n wir, so lang's noch geht,“ schrie er und trommelte mit den Fäusten auf den Tisch, daß die Gläser und Krüge tanzten.

Er kannte sich selbst nicht mehr. Ein sengendes Feuer brannte ihm verzehrend durch Mark und durch Hirn, und die ungeheure Fülle einer riesigen, nie empfundenen Thatkraft schwellte ihm die Brust. Mit blitzenden Augen blickte er herum. Hier saß der Alte, stumpf und zusammengekauert, dort wieder sah er das grellbeleuchtete Skelett. Ganz in der Ferne aber glaubte er die Wasser rauschen zu hören, die unter der morschen Brücke hindurchsausten, alles vernichtend, was in ihren Weg

kam. Hei, hei! Wie ihm das in den Ohren klang, so wild und schaurig, daß er gern hell aufgejubelt hätte vor Freude und Erwartung. Heut gab's noch 'was, so was rechtes und festes, daß alle Berge im ganzen Umkreis auf drei Stunden weiter vom Dorf rückten. Wie es tobte, wie es zischte dort drüben am Bach, als ob es ans Ende der Welt ginge. So liebte es der Friedl.

„Gieb a Guitarr' her, Wirt,“ schrie er. G'schwind, g'schwind.“ Alle drehten überrascht die Köpfe zu ihm. „Hast net g'hört, Godinger?“ schrie der Friedl. „A Guitarr' will i haben. I möcht Enf a Musi machen.“

Immer erstaunter blickten die Anwesenden auf ihn. Der Totengräber zum Tanz aufspielen — das war noch nicht da gewesen.

„Was spielst denn?“ schrie einer.

„Werst's scho sehn.“

„Du kannst ja nig,“ höhnte der Michl.

Mit eigentümlichem Lächeln schielte der Friedl zu ihnen hinüber. Er ergriff das verstaubte Instrument, das der Wirt von der Wand genommen hatte.

„Müssen wir's halt amal probiern, ob i's no kann, nach de dreiundzwanzig Jahr, wo i nimmer g'spielt hab.“

Und nun stimmte er die übriggebliebenen, drei Saiten. Es klang schrill und unharmonisch durch die Stube. Friedl riß und zog immer heftiger, während er aufgereggt nach der Thüre blickte. Den andern dauerte es zu lang.

„Auf wen wartst d' denn noch?“ fragte einer der Holz-knechte.

„Auf mein' Buben,“ lachte der Friedl, „dem möcht i heut a amal was aufspielen.“



„Nun, der wird scho' kommen,“ schrie der Mächl.

„Hoffen wir's,“ sagte der Totengräber und sah fest auf den Großvater.

Dann setzte er sich kerzengerade und schlug eine eintönige Melodie an, die sich im holprigen Tanztakt immer wiederholte. Sein Gesicht war nachdenklich geworden, und manchmal zuckte es höhnisch in den Mundwinkeln.

„Das soll wohl gar Schnadahüpfeln gebn?“ rief einer spöttisch.

„Jawohl,“ antwortete der Totengräber, „richtige Schnadahüpfeln. So lustig, wie's es no keine g'hört habt's.“

Und nun hob er die Gitarre auf, öffnete den Mund und sang mit einer harten, tonlosen Stimme:

„Die Nacht is da,
Und der Tod, der is nah,
Und die hentige Feier
Arrangiert der Herr Meier.“

Schallendes Gelächter von allen Seiten unterbrach ihn. Alle bogen sich hin und her.

„Saudumm!“ schrie der Mächl und lachte, als ob es ihn zerreißen wollte.

Der Totengräber verzog keine Miene und griff wieder in die Saiten. Langsam und wohlüberlegt kam sein Vortrag heraus, Zeile für Zeile.

„O, Freund', geht's net 'naus,
Demn drauß, vor'm Haus,
Da geht er jetzt 'rum
Und schaut nach euch um!“

Diesmal lachten schon nicht mehr so viele. Der Großvater hatte den Kopf gehoben und stierte ängstlich umher. Mächl aber zuckte verächtlich die Achseln und rief:

„So an Blödsinn! Das soll 'n nacher Schnadahüpfln sein.
Da sag' i ja glei . . .“

Der Klang der Gitarre unterbrach ihn. Jetzt fing der Totengräber wieder zu singen an, stärker und eindringlicher als zuvor:

„Beim Leichentrunf heut
San fidel alle Leut.
Aber i sag's Enf g'wiß,
Daß der Tod nah uns is,
Daß er heut no oan stellt
Von der sündigen Welt.
Is's bei Bier oder Wein —
Auf amal fommt er 'rein!“

Tiefe Stille folgte diesem Gesang. Die Holzknechte rauchten ihre Cigarren, die Burschen rückten näher zusammen, keiner sprach ein Wort. Nur aus der Ofenecke kam ein banges Nicken. Der Großvater hatte sich erhoben und wankte gegen die Tische. Seine Stirne war mit Schweiß bedeckt. Auf einmal hielt er ein und blickte entsetzt nach der Thüre, die jetzt langsam aufging, als folge sie der furchtbaren Beschwörung des Totengräbers. Alle saßen wie gebannt auf ihren Plätzen und wagten kaum zu schnaufen, da endlich löste sich der schreckliche Druck in den höhnischen Schrei Michls:

„O mein Jesses! Der heilige Geist!“

„Wer is?“ riefen andere.

„Der Andredl halt,“ lachte Mchl, „der sein' b'soffnen Großvater hol'n möcht.“

Richtig! da stand der Junge an der Schwelle und blickte schüchtern in die rauchige Stube. Mit zitternden Armen taumelte der Großvater auf ihn zu und zog ihn zu sich in die Ecke. Der Totengräber aber griff wieder nach dem Instanz-

mente. Sein Gesicht fieberte, und die Hände fuhren mit nervösen Bewegungen über die schrill klingenden Saiten.

„fangt's an, was ihr möcht,
Der Tod hat sei' Recht.
Wie's alle da seid's,
Und wenn's a no so schreit's,
Ob jung oder alt,
Enf alle macht er kalt.“

„Jawohl!“ schrie er plötzlich wie ein Rasender. „Das thut der Herr Meier. Paßt's auf auf ihn. Heut Nacht geht er um. I sag's Enf, i, euer Totengräber.“

Er war aufgesprungen und hatte die Guitarre hoch über die Köpfe der Bauern geschwungen. Ein lähmender Schrecken fuhr über die ganze Versammlung, als er so da stand wie der Herr über Tod und Leben, der den zitternden Knechten die furchtbare Geißel zeigt.

Nichl war der erste, der wieder die Sprache fand:

„Jetz wird's uns z' viel,“ schrie er, „wir lassen uns net foppen von dir, daß du's weißt. Geh't's!“ fuhr er seine Freunde an, „machen wir, daß wir weiter kommen, geh'n wir zum Kranzl oder wo anders hin.“

Wie auf Kommando erhoben sich die andern und drängten zu der Thüre. Man sah es ihnen an, wie froh sie waren fortzukommen. Ungeduldig stürmten sie weg, jeder wollte der erste sein. Draußen hörte man sie eine Weile noch schimpfen und schreien, dann verlor sich alles in der ferne. Jetzt legte der Totengräber die Guitarre auf den Tisch und trank sein Glas aus. Dann setzte er sich schwer auf die Bank und bog sich weit in die Lehne zurück. Es war ganz leer um ihn geworden, die Holzknechte hatten sich auch verzogen, nur hinten in

der Ecke saßen Großvater und Enkel, ängstlich aneinander geschmiegt, und nicht weit von ihnen schnarchte der Wirt. Lange blieben sie alle so sitzen. Der Totengräber veränderte seine Stellung nicht, nur dann und wann griff er nach der Gitarre und riß an den Saiten. Jetzt öffnete er den Mund und summte halblaut vor sich hin:

„Ob jung oder alt,
Enf alle macht er kalt!“

Gleich darauf sprang er in die Höhe und sah gespannt zu den beiden hinüber.

„No, was is?“ rief er. „Geh't's heut no heim oder net?“

Der Alte hob zitternd den Kopf. Aus seinem Gesicht sprach eine namenlose Angst.

„Braucht's Enf net fürchten vor'm Herrn Meier,“ rief der Totengräber. „I begleit euch, da thut er euch nix.“

Immer noch wollten die beiden nicht von der Stelle.

„No, wird's bald oder net?“

Er ging auf den Alten los. Der zuckte jählings zusammen.

„Na . . . na . . . mit dir geh i net,“ schrie er. „Andredl, bleib bei mir und halt mich fest. Laß mi net los, Andredl!“

Der Kleine packte ihn eilig beim Arm.

„Der Großvater und i, wir gehn zu zweit,“ sagte er.

Friedl sah bald auf den Jungen, bald auf den Alten:

„Seid's ihr verrückt?“

Immer heftiger zitterte der Großvater.

„Geh du allein mit dei'm Herrn Meier,“ ächzte er.

Friedl riß ihn in die Höhe:

„Marsch 'naus! Kei Wort mehr! Wir wandern alle drei mit anander.“

Da stürzte das Kind weinend vor ihm auf die Kniee und faltete die Hände:

„Net, Vater, net! I bitt schön, i bitt gar schön!“

Friedl starrte in die geängstigten Augen des Jungen wie in eine fremde Erscheinung.

„Warum willst net mit mir gehn?“ fragte er leise und eindringlich.

Der Junge konnte kaum antworten vor Angst.

„Weil . . . weil . . . i fürcht mich . . .“

„Vor wem?“

„Vor dir und vor'm Herrn Meier!“

„Hab' i dir scho' 'was 'than?“

„Na . . . aber heut Nacht thust mir was!“

Friedl trat einen Schritt zurück, fuhr sich über die Stirn und warf ein Geldstück auf den Tisch.

„Is gut,“ sagte er dumpf. „Geh't ihr zwei mit anander, i geh a mein Weg. Adje beinand!“

Den Kopf auf die Brust gesenkt, weit ausholend mit jedem Schritt, kam er die Straße herabgeschritten zu dem tosenden Gewässer. Jetzt tönte es immer näher, das donnern und brausen, und dem Totengräber klang es wie das Gebrüll von Teufeln und Dämonen, so höhnisch und gellend.

Recht so! Einem feigen, erbärmlichen Tropf mußte es so in die Ohren klaffen. Ha, ha, ha, ha! Was hatte er ausführen wollen, und wie war alle Berechnung zerstoßen vor dem Blick des jammernden Buben! Seine Arme hatte er schon geschwungen, womit er beide hinüberwerfen wollte über den Rand der Brücke; sicher und stark hatte er sich gefühlt wie ein Riese, der die Erde aus ihren Grundfesten emporreißt und weit hinauswirft in die Unendlichkeit. Und nun hatte

er nicht einmal sehen können, wie das Kind ein paar Thränen weinte! Das war der Mörder, der alles hinwegräumten wollte, was ihm in den Weg trat! Eine rasende Wut gegen sich selbst empfand der Totengräber. Wenn's nicht mehr wert ist, dann fort mit dem erbärmlichen Leben, mochten Großvater und Enkel Hand in Hand über seine Leiche weiter wandern, bis sie der Herrgott, an den sie glaubten, in seinen lachenden Himmel nahm.

Immer schneller stürmte der Friedl durch die Dunkelheit. Wo blieb denn die Brücke, daß er hinunterspringen konnte von der elenden Welt in die Befreiung, in das Nichts? Er hatte alles Gefühl für Zeit und Ort verloren und jagte planlos durch die Nacht dahin. Weit konnte sie ja nicht mehr sein, denn nun brüllten die Wasser ganz dicht vor ihm, und jetzt auf einmal, ehe er sich besinnen konnte, packten sie ihn mitten auf dem Weg, aus Nacht und Dunkel heraus, mit einer Gewalt, daß es ihn weit in den Strudel hineinschleuderte. Der Friedl stieß einen furchtbaren Schrei aus und bäumte sich auf. So jäh und unerwartet war es über ihn gekommen, die eisigen Fluten stürmten so wütend an seinen Leib, daß er sofort zur Besinnung kam und mit wahnsinniger Kraft dagegen arbeitete.

„I will no net hinwerden,“ schrie er, so laut er konnte, aber das entfesselte Element überbrüllte ihn tausendfach. Verzweifelt kämpfte er an, dreimal richtete er sich auf, aber jedesmal warf es ihn nieder. Wie einen Kreisel riß ihn der Strudel mit fort, und immer, wenn er Fuß zu fassen suchte, schleuderte es ihn weit hinaus von Welle zu Welle. Mit erlöschender Kraft rang der starke Mann. Jetzt wollte er nicht lassen vom Leben; trotzig nahm er zusammen, was ihm noch an letzter

Stärke geblieben war und schlug mit Händen und Füßen um sich. Aber alles vergeblich. In fortwährendem auf und nieder peitschte es ihn weiter durch die stürmenden Gewässer. Schon drohten ihm die Sinne zu erschlaffen, da faßte er noch mit letzter Kraft einen festen Gegenstand, einen Baumstamm, der weit über seine Wurzeln vom Wasser überschwenmt war. Mit bebenden Händen umklammerte ihn der Friedl, und gleich darauf kroch er ans Land, mehr tot als lebendig.

*

*

*

„Meier, du Hund du, du räudiger!“ schrie er wütend, als er noch in derselben Nacht vor das Skelett wankte. „Balst am End mi g'meint hast — i stirb no lang net.“

Trotz seiner Erschlaffung hatte er sich bei diesen Worten hoch vor ihm aufgerichtet und grimmig die Fäuste geballt. Niemals hatte er starrer am Leben gehangen als in diesem Augenblick, wo ihm die rasende Erregung und alle Schauer des Todes noch durch Adern und Muskeln tobten. Denn eben war er nach Hause gekommen auf einem langen Irrweg über das ganze Dorf, schauernd und triefend von Nässe.

„Du elender Hund, du,“ brummte er noch einmal.

Also ihm hatte der stumme Schreckensblick gegolten, nicht dem Großvater, nicht dem Buben, die nun seelenvergnügt in ihren Betten schnarchten! Er hätte dran glauben sollen, damit der Alte noch die Freude erleben konnte, ihn da unten liegen zu sehen als stummen Mann, der alles geduldig über sich ergehen läßt. Unwillkürlich mußte er lachen.

„Wenn's darauf 'nausgeht, Meier, nachher können wir schon vorsorgen.“

Ein zweitesmal sollte es ihn nicht packen, nicht am Land, nicht am Wasser, darauf konnte sich der Herr Meier verlassen. Verdammst! Wie ihm der Tod schon die knöcherne Faust unter die Nase gehalten hatte, als er verzweifelt kämpfte mit dem graufigen Element! Nahe genug hatte es ihm gestanden, aber er war doch der Sieger geblieben und hatte sich durchgehauen mit beiden Armen, wie im Krieg mit Säbel und Messer durch Turkos und Zuaven. Ja, so leicht war er nicht unterzukriegen. Das mochten sich Großvater und Enkel hinter die Ohren schreiben, auch der heimtückische, knöcherne Tropf da hinten konnte sich's merken.

Zum erstenmal in seinem Leben war der Friedl wütend auf seinen Freund und maß ihn mit verächtlichen Blicken. Das hätte er ihm nicht zugetraut! Ah, wenn er bockig würde, der falsche Halunke, sollte es ihm auf einen Kampf nicht ankommen. Jetzt, auf diese Nacht hin, nahm es der Friedl mit Gott und allen Teufeln auf, und wenn es den Herrn Meier juckte, dann wollte er ihn bedienen, daß kein Knochensplitter mehr von ihm übrig bliebe. Er hatte ihn erschaffen, er konnte ihn auch wieder vernichten, heut oder morgen, wann es ihm paßte, dafür war er sein Herr und Gebieter.

In der schlaflosen Nacht, die er sich auf seinem Lager herumwälzte, wurde er fast irre an allem, was er bis jetzt geglaubt hatte, und als er sich am andern Morgen ganz matt und zerfchlagen erhob, da war es mit seiner Stimmung gegen den Herrn Meier noch nicht besser bestellt. Ohne das Skelett eines Blickes zu würdigen, setzte er sich an ein Fenster der Eckstube und schaute in den grauenden Morgen, der kaum

heraufkommen wollte. Die Nebel waren über Nacht in die Höhe gestiegen, und ein gleichmäßiger, warmer Landregen goß sich mit einlullendem Plätschern ins Hochthal herab.

Aufmerksam verfolgte der Friedl die stürzenden Regentropfen in den breiten Wasserpfützen des Kirchhofs. Das schmolz den Schnee in den Bergen und konnte dem Dorfe wieder so gefährlich werden wie schon vor Jahren einmal in einem sehr warmen Frühjahr. Ein Glück, daß er gerade noch durchgerutscht war, heute wär's keinem mehr möglich, und wenn er noch zehnmal so kräftig wäre wie der Friedl. Immer von neuem mußte er an das grausige Abenteuer denken. Auch die schmerzenden Glieder und die aufgerissenen Hände mahnten ihn daran. Es war doch ein furchtbarer Kampf gewesen im Schall der tosenden Gewässer! Und jetzt dagegen diese Stille mit dem einschläfernden Regen! Er konnte es kaum fassen und fragte sich manchmal, ob er es selber sei, der nach dem verzweifelten Ringen hier wohlgeborgen am Fenster ruhte und mit tiefen Atemzügen die Brust erleichterte.

Das erwachende Leben im Hause sollte ihm bald Gewißheit geben. Erst schlich Andredl die Treppe herunter und ging nach dem Stalle. Dann kam die Frau. Schwerfällig trat sie ins Zimmer.

„Warst du bei'm Godinger?“ fragte sie.

Er runzelte die Stirne.

„Warum?“

„I mein bloß weg'n 'm Vater.“

„Ja, i war beim Godinger.“

„Drum.“

„Was is denn mit 'm Vater?“ forschte er ungeduldig, indem er sich erhob.

„Mein Gott und Herr, des war was heut Nacht.“

„Was? Was? Red endlich amal.“

„Er ist ja wie narrisch heimkommen mit 'm Andredl,“
sagte sie. „Er bringt mi um, hat er alleweil g'schrien.“

„Wer bringt 'n um?“

„Des hat er net g'sagt.“

Sie setzte sich erschöpft auf eine Bank.

„fehlt dir was?“ fragte er.

„I kann bald nimmer arbeiten,“ seufzte sie. „Wenn's
nur erst 'rum wär.“

„'s kann ja nimmer lang dauern,“ sagte er freundlicher.

Sie zuckte die Achseln und schaute auf den Boden.

„Was hast denn?“ fragte sie plötzlich, als er stehen blieb
und scharf nach der Thür horchte.

Er lachte höhnisch.

„Da kommt er 'runter,“ sagte er. „Jetzt geht's wieder
los.“

Das Gegröhle des Alten drang dumpf in die Stube herein.
Der Totengräber wurde unruhig.

„Geh' naus,“ sagte er, „und sorg dafür, daß der mir net
in d' Händ lauft, sonst“

Langsam ging sie zu der Thüre.

„Du,“ sagte sie noch einmal stehen bleibend, „er hat noch
was g'sagt, der Großvater.“

„Was?“

„Er will fortziehen zum Godinger, hat er g'sagt.“

„Der Alte — zum Godinger?“

„Ja, weil er bei uns nimmer sicher wär. Er wollt's 'm
Pfarrer und 'm Bürgermeister sagen.“

Jetzt riß es aber den Friedl mit einem Ruck empor.

„So?“ schrie er. „Und wir, wir sollen's wohl zahlen für ihn, ha?“

„Wahrscheinlich denkt er si's a so.“

„Des laßt er bleiben,“ donnerte der Friedl.

Sie trat näher zu ihm mit aufgehobenen Händen.

„Du . . . wenn er wirklich hinging zum Pfarrer . . . wenn er uns ausrichten thät, es wär ja schrecklich für uns.“

Wie zum Schwur hob der Friedl seine Rechte in die Höhe und sah ihr fest in die Augen.

„Er geht net fort,“ rief er, „des sag i dir, so wahr i der Totengräber bin.“

Weinend schlich sie hinaus. Der Friedl aber warf einen furchtbaren Blick auf den Herrn Meier und spie ihm in die verzerrte Frage.

„So weit willst mi bringen?“ schrie er. „Du elender Tropf, du feiger! Daß auf! Jetzt wart i nimmer auf dich, jetzt mach i selber mei Sach, und wir wolln amal schaun, wer von uns zwein der Herr bleibt, i oder du.“

Ein Ringkampf mit dem Tode, das freute den Friedl! Das brachte ihn wieder ins Gleichgewicht auf die Schrecken der vergangenen Nacht. Ha, wenn es den Alten hineingerissen hätte in den furchtbaren Strudel! Dann wären ihm solche üble Gedanken schon vergangen, zum Pfarrer zu rennen und das ganze Dorf gegen ihn aufzuheizen. Ach, wenn er ihn sich so dachte, mitten drin in den saufenden Gebirgsbächen! Ein einziger Wellenschlag auf den boshaften Schädel, und weg war er, beim ersten Anprall weg für immer. Und erst heute! Wo der Regen unaufhörlich herniederfloß, daß das schäumende Wasser dreimal so stark über die zerstörten Ufer hinausging

und die Wege überschwemmte! Da mußte es ihn ja hinunterzerren, und mochte er alle Engel zum Schutze bei sich haben.

„Nur alleweil weiter, immer mehr, immer mehr 'runter,“ murmelte der Friedl, als aus der hölzernen Dachrinne ein ganzer Wasserfall niederging.

Dieses Plätschern, dieses Rauschen unter den tief herabhängenden Nebeln, das klang ihm wieder so wild und verheißungsvoll wie gestern in der Dunkelheit das Tosen der Gewässer. Aber heute sollte es nicht dem Totengräber gelten! Nein! Der knöcherne Bursche da drüben sollte ihn nicht wieder zum Narren haben. Half er ihm nicht, dann half sich der Friedl selber, denn länger trug er es nicht. Schon der Gedanke, daß der Pfaffe ins Haus käme und ihn mit salbungsvollen Worten an die Kindesliebe mahnte, wie es immer geschah, wenn im Dorf die Söhne nicht mehr mit den Alten auskommen wollten, konnte ihn verrückt machen. Kindesliebe! Der Friedl schlug eine bittere Lache auf. Was war ihm denn der alte Mann noch? Ein überflüssiger Mensch, der zu nichts mehr zu brauchen war, der ihm das Kind vergiftet hatte und das sauer verdiente Geld verpraßte. Ah, wenn der Pfaffe nur den Fuß auf die Schwelle setzte, er wollte ihm einen Denkfettel geben, daß er das wiederkommen für immer vergessen sollte. Bei solchem Kasperltheater spielte er nicht mit, wie die andern im Dorfe. Die haßten ihre Alten nicht weniger, aber wenn sich der Herr Pfarrer ansagte zum Versöhnungsfest, wie sie es nannten, dann ließen sie dampfende Schüsseln auffahren und zeigten demütige Gesichter, bis der Geistliche wieder zur Thüre hinausging. Der Friedl that das nicht. Er wünschte nichts anderes als den Tod des Alten. Und auch an seinem Grabe wollte er nicht eine widerwärtige Komödie aufführen, sondern

ihn einscharren, fest und sicher, mit dem frohen Gefühl, daß er von ihm erlöst sei. Ob das Sünde war oder nicht — das kümmerte den Friedl blutwenig. Lang genug hatte der Alte vegetiert, nun sollte er sein Bündel schnüren und mochte verkommen in eigenen Sumpf. Das war so der Lauf der Welt, und wenn die Maschine einmal versagte, dann mußte man nachhelfen.

Mit festen Schritten wanderte der Friedl durchs Zimmer. Er hatte sich noch niemals so klar, so sicher und fest gefühlt. Bald sah er spöttisch auf den Herrn Meier, bald durch das Fenster ins Freie hinaus. Immer noch Regen und Regen. Die dampfenden Wolken hatten sich vor das Licht geballt und senkten sich immer tiefer in das Thal herab. Schon war der Mittag vorüber, und trotzdem wollte es kaum hell werden. Friedl zündete ein Feuer an, und als die großen Scheite laut in dem Ofen knisterten, blickte er wieder hinaus. Es mußte schneien in der Höhe, das sichere Zeichen für baldigen Witterungsumschlag. Also gab es kein langes Zaudern mehr, denn morgen konnte alles mit Frost und Eis bedeckt sein und der Gießbach um die Hälfte zurücktreten.

Mit erregter Stimmung horchte er nun auf jedes Geräusch. Der Alte war noch nicht fortgegangen, denn in abgemessenen Pausen, wie der Weckruf einer verlässigen Uhr, drang sein Gebrüll durch das stille Haus. Und Andredl, auf den der Totengräber besonders achtete, war um drei Uhr aus der Schule gekommen. Daß ihm nur keiner wieder fort ging, ohne daß er es merkte! Friedl hatte die Stiefel mit Lederpantoffeln vertauscht und blieb wie festgebannt in der Stube. Beständig ging er auf und nieder, indem er eine Pfeife nach der andern rauchte. Die Zeit verging ihm quälend langsam; und die

Dunkelheit kam immer noch nicht. Er fluchte heimlich, als er merkte, daß noch zwei Stunden waren bis zum Ausgang des Alten. So trüb der Tag dreinsah — sein Dämmerlicht wollte kaum erlöschen, immer das eintönige Grau von morgens bis abends.

Endlich hielt es der Friedl nicht mehr aus und öffnete heimlich die Thüre. Leise schlich er den Flur hinab und betrat den Stall. Die Tiere fraßen ruhig an der wohlgefüllten Krippe ihr Abendfutter. Also war der Alte doch schon weggegangen! Und Friedl hatte es nicht bemerkt! Ehe er noch Zeit hatte darüber nachzudenken, drang ein seltsames Geräusch zu ihm. Es kam durch die schlecht verschlossene Thüre, die in einen gedeckten Holzschuppen führte. Was war das? Er ging ein paar Schritte näher, und jetzt erkannte er Andreds Stimme. Natürlich! Der Junge betete wieder wie damals im Winter. Und was sagte er denn da auf? Das waren doch ganz eigentümliche Litaneien! Friedl horchte schärfer, und jetzt erkannte er's. Sterbegebete waren es, wie man sie bei Beerdigungen herleierte:

„Der Herr geb' ihm die ewige Ruh, und das ewige Licht leuchte ihm. Der Herr sei seiner Seele gnädig. Der Herr erbarme sich seiner und aller seiner Sünden. Amen.“

So betete das Kind, und es klang so klagend und jammernd. Das stieg dem Totengräber gar närrisch zu Kopfe, daß er eilends die Thür aufriß und hinaus in den Schuppen trat. Aber er fuhr selbst zusammen, als er den furchtbaren Schrecken des Kindes bemerkte. Mit einem gräßlichen Schrei war es in die andere Ecke des Schuppens geflohen, als Friedl über die Schwelle ging, und jetzt hielt es, hinter einem Heufarren versteckt, flehend beide Arme gegen den Vater hin:

„Jesus, Maria und Josef, thu mir nix, thu mir nix!“

Der Friedl begriff den Buben nicht.

„Andredl,“ sagte er, „sei g'scheit.“

„Thu mir nix, thu mir nix!“ flehte das Kind.

„Aber, nimm doch Vernunft an, Bua. Warum soll i dir denn was thun?“

Den Jungen schüttelte es wie im Fieber.

„I thu's nimmer, Vater, i thu's g'wisß nimmer.“

„Was thust denn nimmer?“

Das sagte Andredl nicht. Er wimmerte nur und verzog in der Angst sein blasses Gesicht. Friedl trat etwas näher.

„Da heraußen is's kalt auf dem nassen Lehm Boden. Geh zu mir 'rein, da brennt a Feuer.“

Aber das Kind bewegte sich nicht von der Stelle, sondern hielt sich mit beiden Händen an der Deichsel des Wagens fest.

„Du bist doch a dummer Kerl,“ sagte langsam der Friedl und sah kopfschüttelnd zu dem aufgeregten Kinde herab. Was er seit Jahren nicht mehr gespürt hatte, ein Gefühl der Zärtlichkeit und des Mitleids kam über ihn. Jetzt oder nie mehr war die Zeit, sich dem Kinde zu nähern. Vielleicht war es doch noch nicht verloren.

„Andredl,“ sagte er, „i hab dir doch nix 'than. Warum bist denn alleweil so scheu gegen dein' Vater?“

Der Junge antwortete nicht.

„Gelt,“ fuhr der Friedl fort, „i weiß schon, der Großvater hat dir so viel schlechts von mir erzählt, daß d' mi fürchtst . . . Sagst denn gar nix? Traust dei'm Vater denn gar nimmer? Geh, Andredl, geh 'rein zu mir! Wir zwei bleiben beinand sitzen 'n ganzen Abend, o mein, wennst magst, die ganze Nacht.“

Er hatte sich selbst warm geredet. Bei den letzten Worten war er zu Andredl getreten und hatte ihn auf die Schulter geklopft. Aber der Junge sah scheu zu Boden, und als ihn die Hand des Vaters berührte, faßte er die Deichsel des Wagens noch fester.

Da entrang sich Friedls Brust ein schwerer Seufzer. Er merkte wohl, daß hier ein Augenblick nicht gut machen konnte, was lange Jahre verdorben hatten. Finster blickte er den Schuppen hinab und faute an dem Mundstück seiner Pfeife. Es fuhr ihm wieder so frostig durch den ganzen Leib, daß es ihn schüttelte. Der elende Bretterverschlag troff von Feuchtigkeit. Zur offenen Seitenwand klatschte der Regen herein, und durch das verwitterte Schindeldach sickerte das Wasser.

Aber mit einemmale zog der Friedl die Augenbrauen zusammen und streckte den Kopf vor. Was war denn so merkwürdiges in dem schmutzigen Boden? Erst begriff er's gar nicht und sah unbeirrt darauf hin, als hätten seine Augen niemals etwas ähnliches entdeckt. Jetzt aber erkannte er's. Eine kleine Grube war's und daneben ein Haufen Erde, hoch aufgeschichtet, alles genau so, als wenn draußen einer eingescharrt werden sollte. Aufgeregt ging er näher. Ein Stück Holz lag unten, das war wie ein Sarg zurecht geschnitz, und am Ende der Grube steckte ein kleines Holzkreuz, das aus Kienspähnen geschnitten war.

Friedl schaute das verrückte Spielzeug immer durchdringender an. Plötzlich drehte er sich um zu seinem Vuben.

„Was is das?“ fragte er. „Was soll das sein? Gieb Antwort!“

Der Kleine hatte ihn zitternd mit weit aufgerissenen Augen

verfolgt. Jetzt fing er zu heulen an, noch stärker und toller wie zu Anfang. Friedl rückte ihm wieder näher.

„Wen willst du da eingraben?“ schrie er heftig. „Was soll das sein? Gib a Antwort, oder . . .“

Verzweifelt hob der Junge die Hände.

„Thu mir nix, Vater, thu mir nix!“

Friedl schwang die Faust:

„Sag' die Wahrheit, a einzigs mal in dei'm Leben! I rat dir's, Andredl, sonst heß' i dir heut Nacht 'n Herrn Meier aufs Zimmer!“

Ganz entsetzt fiel der Junge auf die Kniee. Der Totengräber achtete nicht darauf, sondern packte ihn roh bei der Schulter.

„Sag's . . . sag mir's nur ins Gesicht, dein' Vater hast eingraben wollen, gelt?“

Da nahm der Knabe seine letzte Kraft zusammen und sah ihm fast trotzig in die Augen.

„Ja,“ schrie er, „dich hab i eingraben wollen, grad so, wie 's du 'n Großvater eingraben willst.“

Mit einem Wutschrei stürzte sich Friedl auf ihn, und jetzt riß er ihn mit beiden Händen von seinem Stützpunkt hinweg, daß die Knochen krachten.

„'nauf, 'nauf mit dir in die Dachstuben,“ schrie er, „da bleibst die ganze Nacht!“

Andredl wollte etwas erwidern, aber er stieß ihn durch den Stall, die Treppe hinauf, ruckweise, Schlag für Schlag. Oben machte der Junge noch eine letzte, verzweifelte Bewegung.

„I muß 'n Großvater abholn,“ lallte er.

„So? Wo is denn der Großvater hin?“

„Zum Herrn Pfarrer.“

Ein neuer Hieb auf das Kind! Diesmal hatte es mehr dem alten, hinterlistigen Verläumder gegolten.

„Zum Herrn Pfarrer is er 'gangen? Is recht, aber du gehst jetzt da 'nein, du feiner Mosje, du!“

Und mit einem kräftigen Stoß sandte er ihn in die hinterste Ecke des finsternen Loches.

„So, da bleibst drin!“

„I muß 'n Großvater holen!“ tobte noch einmal der Junge.

Friedl schlug ihm die Thüre vor der Nase zu und schloß sie ab, zweimal fest nacheinander.

„Heut wird amal nig abg'holt,“ schrie er mit einer Stimme, die das Haus durchdröhnte.

Dann eilte er zurück in die Eckstube und schleuderte seine Pfeife an die Wand, daß sie in tausend Stücke zersprang.

„G'hakelt wird, g'hakelt wird auf Tod und Leben,“ brüllte er und ballte die Fäuste. „Geht's her zu mir alle zwei, der Totengräber, der zieht Ent' scho' nunter.“

Und mit weitem Ruck riß er die Thüre des Wandschranks auf. Achtungslos warf er bei Seite, was dort in den Fächern herumlag von alten Feßen und Büchern, von Gläsern und Nägeln, bis er es endlich herausgefunden hatte, was er suchte, das lange, feststehende Messer, das er beim Einzelkampfe so manchem Franzosen in den Bauch gerannt hatte. Mit einem lauten Schrei riß er es aus dem Futterale und schwang es gegen die Decke:

„Jetzt kann's losgehn,“ rief er mit funkelnden Augen. „Kommt's her, bal's a Schneid habt's.“

Ein verzweifelter Kampf stand ihm bevor, der Kampf um sein Dasein, denn jetzt war ihm ja schon die Grube gegraben

von seinem eigenen Kind. Breit und offen hatte sie ihn angegähnt, er brauchte nur hinein zu steigen. Wollte er nicht, dann mußte er sich wehren, sonst drängten Großvater und Enkel ihn gemeinsam hinunter.

Friedl legte die geballte Faust schwer auf den Tisch. Die Nacht geht herab — was wird der Tag bringen? In ihm regte sich's wieder mit jener spannenden Ungewißheit, die er als junger Soldat am Vorabend einer großen Schlacht jedesmal empfunden hatte, wenn im ganzen Lager die Feuer brannten und der Geistliche sie alle einsegnete zum bevorstehenden Kampfe. Wie es ausging — kein Mensch konnte es sagen, aber das eine nahm sich jeder vor: drein zu hauen und sich seiner Haut zu wehren bis zum letzten Blutstropfen. Und das wollte der Friedl auch heute. So leicht sollte es ihnen nicht werden! Und mußte er wirklich hinunter, dann sollten die andern mit ihm gehen. Das gelobte er sich feierlich, indem er die scharfgeschliffene Klinge durch den Nagel seines Daumens zog.

Stockdunkel war es um ihn geworden, und nun trat die Erinnerung an die furchtbaren Mezeleien des großen Feldzugs um so lebhafter vor seine Seele. Er besann sich der Spielkarten, die er den ganzen, langen Krieg hindurch in seinem Tornister getragen hatte, und diese flebrigen, alten Blätter holte er jetzt aus dem Wandschrank heraus, wo sie Jahre durch unberührt verstaubten.

Dann setzte er sich wieder an den Tisch und zündete die Lampe an. Langsam legte er das ganze Kartenspiel aus einander, genau so wie damals im Feld, wenn er zu lesen versuchte, ob er den morgigen Kampf überstehen sollte oder nicht. Trumpf war ihm regelmäßig in die Hand gespielt

worden, und die Karten hatten recht behalten. Jetzt wollte er's wieder einmal mit ihnen versuchen. Wie waren doch gleich die Regeln? Jede Aß bedeutete Glück, das höchste die Schellsau; König, Zehner und Unter: Widerwärtigkeiten, Verwundungen, der schwarze Peter aber den Tod. Hestig packte der Friedl den trommelnden Gefellen und hielt ihn hinüber zum Herrn Meier.

„Da schau dir'n an, dein' Kollegen,“ rief er. „Jetzt woll'n wir amal sehn, wer mehr weiß, du oder der!“

Also hurtig gemischt und die schmutzigen Dinger durcheinander geworfen! Dem Andredl sollte das erste Loos gelten, weil er gar so schön Gräber graben konnte, der verheulte, bleichsüchtige Bub. Dann sollte er selbst an die Reihe kommen, und ganz zuletzt die Hauptperson: der Alte. Friedl schlug dreimal auf die Karten nieder und stimmte eine Melodie an, die sie oft im Feldlager gespielt hatten. Eine kampfbereite, fast freudige Stimmung versetzte ihn mit einemmal in die damalige Zeit zurück und ließ ihn wieder jenes Abends gedenken, wo er sich die Gefangenschaft auf die Stunde vorausgesagt hatte.

Aufgeschlagen! einmal, zweimal, dreimal, viermal — halt! Da ist er ja, der schwarze Peter, grad noch zur rechten Zeit. Schau, schau! der Andredl! Das war doch lächerlich. Sollte der Bub wirklich der erste sein? Wieder besann sich der Friedl. Kurz vor Paris hatte er einmal einem Kameraden auf der Trommel die Karten gelegt, einem lebensfrohen, prächtigen Burschen. Dem war bei der ersten Runde der schwarze Peter zugeflogen, und am andern Morgen hatte ihn richtig eine Kartätschenkugel in die Laufgräben hinabgerissen. Es war also eingetroffen, und wer weiß, wie es diesmal gehen sollte? Viel-

leicht schaufelte der Andredl doch zu früh in der Erde herum.
Ein böses Lächeln verzerrte Friedls Mund.

Plötzlich riß er die Karten zusammen und blickte nach der
Thüre. Es hatte schüchtern geklopft.

„Wer is da?“ rief er.

Seine Frau war es.

„Was willst?“ fragte der Friedl, dem die Störung zu-
wider war.

Sie blickte sich ängstlich um.

„Der Andredl schreit so jämmerlich.“

„Das hör ich.“

„Kein zum fürchten,“ meinte sie.

„Kann i net helfen,“ sagte er kurz, „er war frech, drum
hab ich'n eing'sperrt.“

Offenbar hatte sie etwas auf dem Gewissen, was sie sich
nicht zu sagen traute.

„Willst noch 'was?“ fragte er. „I muß allein bleiben.“

„Magst nix z' essen?“

„Gar nix.“

„Also, gut Nacht!“

„Adje! daß du mir den Buben net rausläßt!“

Sie verneinte und ging leise hinaus.

Nun mischte der Totengräber für sich selbst. Aber es
kam nichts heraus dabei. Nicht warm und nicht kalt war die
Prophezeiung. Der schwarze Peter erschien so unbestimmt, daß
er nach keiner Seite zählte, und die Trümpfe standen auch
weit ab vom Ziel. Achselzuckend blickte Friedl die aufgelegten
Reihen durch. Es war nichts zu entziffern, beim besten Willen
nicht! Sollte das Glück oder Unglück bedeuten? Er wußte

es nicht und wollte noch einmal für sich mischen, aber erst später, denn jetzt kam das wichtigste von allen: Der Alte!

Kehrte er tot oder lebendig vom Godinger heim? Das mußte der Friedl erfahren, denn das immer lautere Klagegeschrei des eingesperrten Knaben mahnte ihn daran, daß die Zeit da war, wo der Großvater das Kind in der Kneipe erwartete. Also schnell die Karten auf den Tisch!

Auch die Natur sprach ihr Wort zu der bevorstehenden Entscheidung. Es schien, als wollte der Himmel einstürzen, solche Wasserfluten gingen auf Haus und Kirchhof herab. Mit zufriednem Lachen nickte der Totengräber in das furchtbare Unwetter hinaus. Hastig ließ er die Blätter durch die schweißigen Finger gleiten, herausfordernd grinste er zu dem Gerippe hinüber, und mit dem Ellbogen schob er das blanke Messer in die Mitte des Tisches.

„Jetzt kommt's drauf an,“ rief er trozig.

Noch einmal schleuderte er die Karten durcheinander von oben bis unten, daß die vorübersausenden Buben und Könige phantastische Purzelbäume schlugen. Und zu dem närrischen Tanz piff er ihnen jene aufregenden Klänge, die ihn so oft ins mörderische Feuer geführt hatten, den schmetternden Avanciermarsch.

„Daß auf, Meier! Jetzt mach ich ihn dir abspenstig. Jetzt wolln wir amal rittern mit anander, da is die erste, die zweite . . .“

Friedl hielt ein. Ein Trumpf, wieder ein Trumpf, noch ein Trumpf kam heraus. Glück, lauter Glück — vom schwarzen Peter keine Spur. Er legte weiter, eine Karte nach der andern, der Todesbote kam immer noch nicht. War er unter den Tisch gefallen? Friedl leuchtete hinunter,

aber umsonst. Ach, er hatte schlecht gemischt, er hatte nicht recht acht gegeben. Das galt nicht, drum wieder von neuem angefangen. Ja, war denn das alles verheert? Ganz das gleiche wie vorhin, womöglich noch besser! Der Friedl stierte erst wie verzaubert auf die scheckigen Figuren herab, dann ließ er die Augen ganz ratlos durch das Zimmer gleiten. Was sollte denn das bedeuten? Der Herr Meier schien's ihm sagen zu wollen. Er grinste so spöttisch herüber, daß der Kartenschläger von seinem Platze emporschnellte.

„Willst mi dableckn, du Lump, du,“ schrie er. „Aber wart nur, es hilft dir alles nig!“

Wütend riß er wieder das Spiel zusammen, wütend hieb er Blatt für Blatt auf den Tisch. Jedes stierte er an in grimmiger Erwartung, jedes warf er enttäuscht bei Seite. Erst ganz zuletzt kam der schwarze Peter. Also viel zu spät — alles noch weit ab vom Tod, noch zehn, noch zwanzig...

„Noch hundert Jahr!“ lachte der Totengräber. Wie besessen mischte er noch einmal, und als die ersehnte Karte wieder nicht kommen wollte, suchte er danach und zerrte sie mit bebenden Fingern aus den andern hervor.

„Da g'hörst her!“ schrie er und schlug sie in die vorderste Reihe, als wolle er ein Loch in den Tisch hauen.

Dann machte er eine ohnmächtige Geberde gegen das Totengerippe.

„Oh, oh, oh! Du krummbeiniger Hund da drüben! Aber siehst du's, es hilft dir nig. Da . . . da . . . da hab ich ihn vorg'setzt, den schwarzen Peter, und da bleibt er liegen. So gilt's und net anders.“

Einen Augenblick glaubte er wirklich dem Herrn Meier das Spiel abgetrumpft zu haben. Aber gleich darauf rannte

er wieder unruhig auf und nieder. Wenn die Karten doch nicht lügen, wenn der Alte sich trotz Gießbach und Wetter noch einmal durchschlüge und plötzlich Einlaß begehrte, betrunken wie immer? Oder, wenn er vielleicht das ganze Dorf aus dem Schlafe weckte, und sich von allen Bauern vom Gießbach heraufbegleiten ließe durch die furchtbare Nacht zu seinem Sohn, auf den er mit den Fingern deutete:

„Des is der Mörder! Mei einzige Stütz', den Buben, hat er mir g'nommen, nun will er mich in'n Tod treiben.“

Und dann hinkte auch der Andredl aus seinem Gefängnis herbei und jammerte wieder herzbrechend, daß die Luft zitterte.

„In Teufels Namen!“ murmelte der Totengräber. „Mir soll's recht sein.“

Er legte die Blätter zusammen, und mit voller Wucht schleuderte er sie dem Gerippe in die Frage. Wenn ihn alles im Stich ließ, dann wollte er sich selber helfen und Spielkarten und Totenschädeln die geifernde Zunge fletschen.

„Lebendig kommst mir net 'rein,“ murmelte er und steckte das Messer zu sich. So lehnte er sich an die Thüre und wartete, stumm und unbeweglich wie ein Soldat, der auf Wache steht. Lange stand er da und trieb sich die Nägel in die festgeschlossenen Hände. Er meinte jeden Augenblick, jetzt müsse es klopfen und der Alte zum Fenster hereinschauen. Aber nichts rührte sich. Totenstill blieb es im ganzen Hause, während die Stunden langsam dahinzogen.

Da plötzlich war es dem Friedl, als wäre die Zeit selbst stehen geblieben. Die furchtbare Ruhe ängstigte ihn und legte sich mit Zentnerschwere auf seinen Körper, daß er kaum atmen konnte. Und da fühlte er mit schrecklicher Gewißheit, daß etwas entsetzliches vorgegangen sein mußte, so grausig schlich

es auf einmal durch die Stube von den stummen Gräbern herein. Die Hand auf das klopfende Herz gelegt, horchte der Friedl.

Jetzt erst merkte er, daß der Regen etwas nachgelassen hatte, und als er noch eine Weile wartete, schrak er furchtbar zusammen. Nein, das war keine Täuschung! Andredls Jammer oben in der Dachstube war verstummt. Wie lange schon? Das besann er sich nicht mehr. Ein böser Verdacht stieg in ihm auf. Hatte vielleicht die Mutter den Jungen ins Freie gelassen, damit er den Großvater wieder zur festgesetzten Stunde wohl und unverfehrt ablieferte? Bei diesem Gedanken konnte der Friedl nicht länger auf seinem Posten bleiben. Er zündete eine Laterne an und stieg hinauf ins Dachgeschoß. Dort schlich er leise vor die Thüre. Sie war abgeschlossen, genau so wie er sie verlassen hatte. Aber drinnen regte sich kein Laut.

„Andredl!“ rief der Totengräber.

Alles blieb so still wie zuerst.

„Andredl!“ rief er lauter.

Wieder nichts. Jetzt öffnete er und leuchtete vorsichtig hinein. Die Kammer war leer! Aber dort hinten unter die offene Dachluke war eine hohe Kiste geschoben. Eiskalt ging es dem Friedl durch Mark und Knochen. Entweder stand jetzt der Andredl in Sturm und Wetter auf dem steil abfallenden Dache, oder . . . ! Der Friedl wollte es noch nicht ausdenken.

„Andredl!“ brüllte er in die Nacht hinaus. „Andredl! hörst mi net?“

Nichts antwortete ihm als ein heftiger Windstoß, der heulend über das Thal segte. Friedl zog den Kopf zurück. Jetzt wußte er, daß er den Knaben als zerschmetterte Leiche an irgend einer Ecke vor dem Hause finden mußte.

Wie ein Betrunkener taumelte er die Treppe hinunter.

„Wer kommt da?“ schrie er, als er im Flur ein Licht sah.

„Ich bin's,“ tönte es furchtsam.

Es war seine Frau. Totenbleich starrte sie ihn an.

„Wo is der Andredl?“ fragte sie.

„Hast du g'hörcht?“

„O mein Gott, i wart scho zwei Stund, daß er wieder schreit.“

Er winkte matt mit der Hand.

„Der schreit nimmer.“

„Warum? warum?“

„Er is fort.“

„Fort? O mein Herr und Jesus!“

Er deutete auf die Eckstube.

„Geh 'nein,“ sagte er dumpf. „I komm' glei wieder.“ —

Wenige Augenblicke darauf trug er den toten Andredl herein.

Der schwarze Peter hatte nicht gelogen. Er hatte gut prophezeit und ihn besser bedient als der Herr Meier, der jetzt gespenstig über der Leiche zur Höhe ragte, die man ihm als schuldigen Tribut zu Füßen gelegt hatte.

Friedl ließ den Kopf sinken und blickte unablässig auf das graußige Bild. Dort lag der Junge mit zerschmettertem Hinterkopf, und sein Blut färbte die verstreuten Spielkarten, die sein Schicksal prophezeit hatten. Daneben kniete im lockern Nachtgewand die Frau des Totengräbers, wimmernd und stöhnend. Sie hatte eine Kerze angezündet und betete in abgerissenen Sätzen.

Von den Wänden aber grinnten alle die Totenschädel herab auf das Elternpaar, das die nächtliche Leichenwache hielt, und

die Weihwasserkessel und Grabornamente, die phantastisch aus dem Dunkel herauswuchsen, gaben dem düsteren Raum das Ansehen einer fauligen, modernden Gruft, die alles zu verschlingen drohte, was darin atmete.

Draußen hatte der Regen aufgehört, nur dann und wann rieselte es noch heimlich vom Dach auf die Tümpel und Hecken. Vater und Mutter aber weilten immer noch vor dem Andredl, und Friedl wandte kein Auge von dem Toten. Fest und sicher stand er da, keine Wimper zuckte. Jetzt huschte das Licht der flackernden Kerze über das wächserne Gesicht des Knaben dahin. Deutlicher konnte der Friedl die Augen sehen. Sie waren halb geschlossen wie der kleine, neugierige Mund, auf dessen bleichen Lippen noch die Frage ruhte, die letzte des Kindes:

„Wo is der Großvater?“

„Wo is der Großvater?“ So drang es wie ein zweischneidiges Schwert von dem Toten herüber plötzlich durch Friedls Brust. Wie versteinert hatte er bis jetzt an der Leiche des Kindes gestanden, nun kam er langsam wieder zu sich, und als pflanze sich die Frage von der Leiche hinweg von Mund zu Mund, flüsterte jetzt das unglückliche Weib, das immer noch am Boden kniete, mit ängstlichen Augen:

„Wo is der Großvater?“

Friedl schüttelte den Kopf, aber zugleich stieg in ihm die unumstößliche Gewißheit empor, daß der Großvater nunmehr dort angelangt war, von wo er nicht mehr zurückkehrte. Jetzt war es geschehen. Er wußte keine Stunde mehr, der ermattete Totengräber, aber das unermessliche an Zeit, was in dieser ewigen Nacht an ihm vorübergezogen war, sagte ihm, daß der Alte von den Wassern verschlungen ward. Morgen, am

untern Wehr, da würden sie ihn herausziehen und tags darauf mit dem Enkel in die Grube hinabsenken.

Ein tiefer Atemzug erleichterte Friedls Brust. Er blickte zum Herrn Meier hinüber. Der gräßliche Kampf war geschlagen, und er, der Friedl, hatte die Schlacht gewonnen. Aber daß er des Sieges jemals sich freuen könnte, das glaubte er nicht. Zu Tod erschöpft stand er vor seinem Gegner, und tief im Innern blutete es an einer heimlichen Wunde, die wohl niemals vernarbte. Das fühlte er deutlich im Augenblicke seines Triumphes, denn je länger er den stummen Andredl betrachtete, um so mehr trat ihm der Erstgeborene vor die Seele, und er meinte, in der nächsten Sekunde müßte das Haus in Flammen aufgehen wie damals in der gewitt-rigen Sommerszeit.

Trüber und trüber wurde es vor Friedls Augen, je näher der Morgen kam. Schwerfällig ließ er sich auf die Ofenbank nieder. Eine bleierne Müdigkeit legte sich in seine Glieder, und die aufgerissenen Hände begannen wieder zu schmerzen. Noch einmal hörte er die stumpfen Gebete seiner Frau, noch einmal riß er krampfhaft die gläsernen Augen auf und blickte gedankenlos zu Andredl hinüber, dann aber wußte er nicht mehr, wie ihm geschah, denn in dem Zimmer ging es gar närrisch drunter und drüber.

Er glaubte das Totenlicht zu sehen und wunderte sich, daß es noch brannte, denn nun kam ja der Morgen schon immer weiter herauf. Seine Säbel und Gewehre zogen blitzend an ihm vorbei; auf einmal geschah das seltsamste. Der Herr Meier bewegte sich von seinem Platze! Das war doch verrückt. Und er, der Friedl, konnte nichts dagegen machen, er mußte ruhig sitzen bleiben und zuschauen. Jetzt trat der Herr



Meier dicht vor ihn hin, machte ihm eine tiefe, höfliche Verbeugung und nahm den Cylinder ab. So was war doch noch nicht dagewesen! Wie konnte denn der Herr Meier von seinem Platz weg? Darüber dachte der Friedl lang nach. Aber die Geschichte wurde immer drolliger, denn nun hob der Herr Meier beide Rockschöße hoch und tanzte kreuzfidel in der Stube herum. Horch, da klang auch Musik dazu! Das war des Friedls Tanzmelodie, die er neulich beim Godinger aus den drei Saiten der elenden Guitarre herausgezupft hatte. Zu lächerlich! Daß dem Meier die Beine nicht weh thaten! Jetzt hebt er gar den schwarzen Peter vom Boden auf und schwingt ihn herum. Und was ist denn das? Er geht ja zur Thüre hin und



macht sie weit auf, wie der Lohndiener einer nobeln Herrschaft. Wen läßt er denn da herein? Den Großvater! Wahrhaftig! Mit höhnischer Grimasse weist er den Alten auf Friedl, und dann klatscht er vor Freude in die knöchernen Hände, daß es klingt wie in einer Steinmühle. Der Alte aber stiert den Friedl an mit einem graufigen Blick:

„I leb fein noch,“ sagt er leise und schleicht ein paar Schritte näher.

Der Herr Meier geht nebenher und will sich schief lachen. Immer näher kommt der Großvater, immer eindringlicher sagt er:

„I leb fein noch! . . . I leb fein noch.“

Und der Friedl muß regungslos sitzen bleiben. Nun steht der Alte vor ihm und packt ihn bei der Gurgel. Fest und grimmig würgt er ihn. Da endlich glückt dem Friedl eine Bewegung, er hebt den Arm, er stemmt sich dagegen, und im nächsten Augenblick liegt er in Schweiß gebadet auf dem Boden der Stube. Heller Tag rings herum! Die Sonne lacht herein. Sie scheint dem Herrn Meier, der ruhig an seinem Platze steht, direkt ins Gesicht. Sonst war das Zimmer leer. Andreds Leiche war fortgeschafft.

Friedls erster Gedanke galt dem Großvater. Wo war der Alte? Hatten sie ihn schon herausgezogen? Oder lebte er wirklich noch, wie es ihm der Herr Meier in dem gräßlichen Traum vorgespiegelt hatte?

Eilends erhob er sich und ging zu seiner Frau. Er fand sie oben mit zwei andern Weibern des Dorfes, die ihr behülfflich waren die Leiche des Kindes zu waschen. Bleich und elend sah sie aus.

„Hast vom Großvater noch nix g'sehn?“ fragte er.

Sie verneinte. Ihre ganze Aufmerksamkeit war dem letzten Liebedienste für das Kind gewidmet. Für anderes schien sie völlig stumpf zu sein.

„Noch nir g'hört? Es muß doch schon spät sein,“ murmelte der Friedl. „Wie viel Uhr is denn?“

„Zehne,“ antwortete eines der Weiber.

Friedl zuckte zusammen. Zehn Uhr! Und immer noch nicht hatten sie ihn heimgebracht! Jetzt mußte er sich selbst überzeugen, was mit dem Alten war. Länger duldete es ihn nicht mehr im Hause.

Er ging zum Godinger. Wie ihm das Sonnenlicht auf die Finsternis der Nacht so blendend in die Augen stach, als er die Dorfstraße entlangschritt! Jedem Menschen, dem er begegnete, sah er fragend ins Gesicht, denn er meinte, man mußte es ihm von allen Seiten zurufen:

„Du, dein' Vater haben's 'rauszogen drunten am ersten Wehr!“

Aber alle gingen teilnahmslos an ihm vorüber und brumnten nur ein verdrießliches „Grüß Gott!“

Auf der Brücke hielt der Friedl ein und sah auf die stürmenden Wasser hinab. Gelb und schmutzig kamen sie her, und weit hinaus verloren sie sich in die überschwenmten Ufer. Wohin mochten sie den Großvater getragen haben? Vielleicht konnte ihm der Godinger doch etwas mitteilen.

„War mei Vater gestern da?“ fragte er, als er in die schmutzige Spelunke trat.

Der Wirt sah ihn erstaunt an.

„Ja, dei Vater war da,“ brumnte er.

„Wann is er denn fort?“ forschte der Friedl weiter.

Der Wirt dachte nach.

„Des wird so um a elfe g'wesen sein“, meinte er endlich.

„So lang is er blieben?“

„Der Andredl is ja net' kommen, auf den hat er alleweil g'wart't.“

Friedl atmete schwer.

„Der Andredl hat sich derfalln heut Nacht.“

„So? Wie hat er denn des ang'fangt?“

„Des sag i dir a anders Mal. Jetzt will i wissen, wo der Vater is.“

Der Wirt zuckte die Achseln und deutete auf den Ofen.

„Da hat er g'hoct, und alleweil brunnt und g'schimpft hat er.“

„Hat er stark g'laden g'habt?“ fragte der Friedl.

„Er hat scho g'rad g'nug g'habt.“

„Drum!“

„Is er net heimkommen mehr?“

„Na, eben net.“

„Na, nacher wird's 'n scho 'nunterg'haut haben in' Bach,“ meinte der Wirt, ohne eine Miene zu verziehen.

Das glaubte der Friedl jetzt selbst. Nachdenklich scharrte er mit dem Fuß auf dem schmierigen Boden. Der Wirt betrachtete ihn von der Seite. Ein höhnischer Zug spielte um seinen Mund.

„Mußt dir's net z' stark z' Herzen nehmen.“

Friedl fuhr auf.

„Was geht dich des an, wie i über mein Vater denk, du alter Esel, du.“

Godinger lachte spöttisch.

„Ni geht's nig an,“ meinte er sehr ruhig. „Aber des kann i dir sagen, Totengräber: I bin fünfaschz'g Jahr alt und

bin froh, daß mei Letzter, der mir no blieben is, im Zucht=haus hoçkt. Sonst that er mi a nunderdrucken in die Gruben, wie jeder andre im Dorf sein Vater. Aber da hat's gute Weg! Der tragt sichre Eisen an die Füß und kann net 'raus. Erst in fünf Jahr lassen's 'n laufen, und bis dahin hat's mi scho lang fort g'holt. Da is mir's nacher wurscht."

Er zog seine Dose und nahm eine gehörige Prise. Friedl erwiderte nichts mehr. Er hatte den Godinger groß und verwundert angeschaut, wie einen Prediger, der einen Satz aus dem Evangelium dem staunenden Volke verkündet. Einer Antwort war er nicht fähig gewesen. Nun schlich er mit dem Bewußtsein von dannen, daß ihn der alte Mann, der seinen Sohn lieber im Zuchtthaus wußte, um freier atmen zu können, bis ins innerste durchschaut hatte.

Unruhig wanderte er den Bach auf und nieder und blickte unter die Weidenbüsche — vom Großvater keine Spur. Er ging an das obere Wehr, wo eine Sägemühle stand und fragte die Arbeiter — er schritt am Fluß entlang eine ganze Stunde ins freie Feld hinaus.

Alles umsonst.

Wo war der Alte? Von nagenden Gedanken verfolgt, bewegte sich der Friedl ein paarmal im Kreise herum. Dann ging er ins Dorf zurück und erstattete Anzeige beim Orts=vorstand. Dort bekam er Unterstützung von mehreren Holz=knechten, und nun begann die Suche wieder von vorne. Eine Menge Dörfler begleitete sie. Der Abgang des Alten war bekannt geworden, und in kurzer Zeit eilten Männer, Weiber und Kinder stromauf= und stromabwärts vom Mittag bis zum Abend. Da gab man die vergebliche Mühe auf und suchte nicht weiter. Langsam ging Friedl nach Hause und

setzte sich mit stieren Augen in die Eckstube an die Leiche des Kindes.

Wo war der Alte? Wo war er? Die Wellen des Gießbachs mußten ihn ja unfehlbar zu Boden geschleudert und in der nächsten Sekunde erstickt haben, aber die Leiche, wo war die Leiche? Das schnell treibende Wasser ging nicht tief — es hatte ihn entweder zum Wehr getrieben oder ans Ufer gespült. Und doch war er nirgends zu finden. Die ganze Nacht blieb der Friedl an dem offenen Sarge, der einzigen Stelle, wo er noch ein bischen Ruhe finden konnte. Einmal hatte er beim Schein des Totenlichts fragend zum Herrn Meier emporgesehen, aber da war ihm ein furchtbares Grauen angekommen vor dem knöchernen Freunde. Schnell hatte er wieder die Augen gesenkt und den Schatten des Vaters verfolgt.

Wo war der Alte? So schrie es immer lauter in ihm. Alle Wege des Dorfes, alle Winkel und Büsche ging er im Geiste noch einmal ab, und überall meinte er, müßte der Alte liegen. Aber nirgends war er zu sehen. Friedl klopfte mit beiden Fäusten gegen den Schädel und rang nach Luft.

Plötzlich fühlte er, daß er den Gedanken nicht mehr zurückhalten konnte, der ihm gleich aufgestiegen war, als man die Leiche am Wehr nicht finden konnte. Damals hatte er ihn mit aller Entschiedenheit zurückgedrängt, aber jetzt kam er wieder und bohrte sich tiefer von Stunde zu Stunde.

Der Alte lebte noch!

Und als ihn das übermannte wie mit einer felsenfesten Sicherheit, an der es nichts zu rütteln giebt, da konnte er sein totes Kind nicht mehr anblicken, sondern krampfte die Hände vor das Gesicht. Wenn alles umsonst wäre, wenn sich der gräßliche Traum erfüllte und der Alte etwa zurückkehrte?

Den Friedl litt es nicht mehr im Zimmer. Er stand auf und rannte eilends hinaus in den dämmernden Morgen. Noch einmal lief er den Bach ab. Die Gewässer waren ein wenig zurückgegangen, aber immer noch tobten sie mit heftigen Wellenschlägen durch die Brücke. Friedl wollte sich die Augen heraussehen. Es war das verzweifelte Suchen eines leichtsinnigen Spielers, der das letzte darangegeben hatte, um wenigstens den Einsatz zu retten. Aber, wie er auch suchte, der Alte zeigte sich nicht.

Dafür stieg es immer schrecklicher, immer deutlicher in Friedl empor:

Er lebt noch, er lebt noch!

Gut denn, so wollte er die umliegenden Dörfer abfragen. Hatte es den Großvater wirklich verschont, und war er die Straße hinausgewandert, dann mußte man ihn doch noch erfragen können. Und wieder suchte der Friedl einen ganzen, langen Tag.

Stumpf und müde kam er am Abend von seiner Wanderung wieder zurück.

„Nix is, weit und breit nix,“ sagte er, als er zu seiner Frau ins Zimmer trat.

Sie lag ganz erschöpft auf ihrem Bett.

„Hast nix g'hört?“

„Kein Mensch hat'n g'sehn.“

„Also is er tot.“

„Na, der Vater lebt,“ sagte er fest.

„Am Gotteswillen, wo soll er denn sein?“

„Ja, des weiß fei Mensch.“

Er trat an das offene Fenster und blickte hinaus in die

nun mächtig einfallende Dunkelheit. Die Frau unterbrach die tiefe Stille.

„Der Herr Pfarrer war da,“ sagte sie zögernd, „und morgen um sieben Uhr is die Beerdigung.“

Der Friedl stierte sie blöd an.

„Vom Vater?“ fragte er.

„Vom Vater? — Vom Andredl! . . . Mußt scho bald an d'Arbeit gehen,“ fügte sie bei.

Also das stand ihm noch bevor. Das Grab für den Jungen zu graben! Er hatte sich's leichter gedacht. Mit schweren Schritten ging er zur Thüre.

Sie hielt ihn mit einer matten Geberde zurück.

„Du,“ sagte sie ängstlich, „es dauert nimmer lang mit mir.“
Friedl seufzte.

„Laß das Fenster offen. Und wenn d' Schmerzen kriegst, rufft mir! Dann lauf i ins Dorf nunter.“

Er ging in seine Stube hinab, holte Hacke und Spaten hervor und zündete eine Laterne an. Dann ging er hinaus in die kalte, sternklare Nacht. Aber er trat nicht mehr auf wie vor wenigen Tagen, wo er den alten Mödlinger zugedeckt hatte, ein gebrochener Mann wankte er durch die Gräberreihen. Mechanisch schleifte er die herabhängenden Werkzeuge nach, und jeden zweiten Schritt stolperte er über Steine und Ecken. Das Licht der baumelnden Laterne huschte unsicher über den Irrgang der Kreuze und Steine hinweg, einen Weg wies es ihm nicht. Allmählich ward es dem Friedl, als ginge er in einem ungeheuren Wald, wo er nicht mehr vor und nicht mehr zurück wußte. Planlos wanderte er weiter, immer im Kreise herum, ohne Ziel, ohne Ende. Grabhügel trat er zusammen, Kreuze riß er nieder, Weihwasserfessel stieß er um,

und endlich rannte er mit aller Wucht an einen Zaun, daß es laut krachte in dem dürrer, verwitterten Holz. Da kam er zur Besinnung und sah sich um. Das war ja der stille Winkel! Wahrhaftig!

Dort unten ruhte sein erstes Kind und der alte Hafensbinder. Der Friedl leuchtete hinein in den öden Platz und wollte wieder von dannen gehen. Heut brauchte er ja nicht ungeweihte Erde aufzureißen, o nein, der Andredl durfte drüben bestattet werden im Familiengrab des Totengräbers unter Gebeten und Grabgesang, er war ja christlich gestorben, der arme Tölpel!

Ehe er in den Kirchhof getreten war, hatte der Friedl die kleine Leiche noch einmal betrachtet, und da war es ihm mit der entsetzlichen Frage wieder so heiß durch das Hirn gegangen:

Warum? warum?

Denn alles war ja umsonst. Der Großvater lebte noch so sicher, als der Andredl nie wieder erwachte. Jede Stunde konnte er wiederkommen, der schreckliche Greis, unter lautem Jammergebrüll nach dem Kinde verlangen und seinem Sohne zum Trotz, Tag aus und Tag ein, wieder die Gräber durchwandern, bis sie selbst aufsprangen am Tag des Gerichtes. Eine furchtbare Verzweiflung bemächtigte sich des Totengräbers. Mit geballter Faust schlug er sich an die Brust und stöhnte laut.

Hier ruhte sein Erstgeborener, dort im Hause sein Letzter auf dem Totenbette, ein unsichtbares Gespenst schlich der Alte über die Erde, und da stand der Vater, der die Grube aufreißen sollte, wo sieben seiner Kinder ihm vorangegangen waren, während drüben die stöhnende Mutter ein neues zur Welt

brachte. Das war das Leben! Dafür hat man sich durchgerungen, dafür hat man gegraben und gegraben, einundzwanzig Jahr die Schaufel geschwungen und in modernder Fäulnis gelebt, für nichts und wieder nichts.

„Andredl!“ rief der Totengräber und ließ die Schaufel fallen, „Andredl! oh, wenn ich dich lebendig machen könnt!“

Dann sank er auf die Kniee und schluchzte, daß es ihm fast die Brust zerriß.

Aber kein Jammer, kein bitten gab ihm das Kind zurück. Das wußte der Friedl schon. Er konnte keine Wunder wirken, und von Gott, der dort oben wohnen sollte und Leichen auferstehen ließ, hatte er kein Recht etwas zu verlangen. An ihm war er verzweifelt. Der kleine Hügel im stillen Winkel, vor dem er immer noch kniete, war das Erinnerungsdenkmal jenes Tages und seines ganzen Lebens überhaupt. Ein teurer Platz war es ihm geworden, heiliger als jede andere Stätte des Friedhofs, die der Pfarrer mit Weihwasser besprengte. Möchten sie ihn auch einst an der gleichen Stelle einscharren, er verlangte für sich nichts besseres.

Dort unten ruhte das wenige, was er geliebt hatte auf dieser Welt, nur der Andredl nicht. Warum nicht? Warum sollte er den Buben nicht gerade so gut hier eingraben können wie da drüben? Ein jäher Entschluß ließ den Friedl die Hacke ergreifen. Andredl gehörte auch da hinunter in den stillen Winkel, mochte der Pfarrer mit dem versammelten Dorfe ein Wehgeschrei erheben, daß die Berge zu zittern begannen. Friedls ganzer Trotz erwachte wieder. Keiner durfte ihm wehren, sein Kind zu begraben, wo er wollte, und mußte er gegen die ganze Welt ankämpfen.

Mit wuchtigen Hieben schlug er in die Erde. So dachte

er niederzuhauen auf die Köpfe der Bauern, wenn sie morgen den kleinen Sarg hinwegreißen wollten von der verrufenen Stätte. Die Leiche war sein Eigentum, und wer sie anrührte, dem wollte er eine Erinnerung mitgeben, daß er nimmer den Tag vergäße, an dem der Friedl sein letztes Kind begrub.

Das letzte? Er setzte aus in der Arbeit. War das nicht ein Hülfeschrei gewesen, der bange Laut, der eben an sein Ohr gedrungen war? Gespannt horchte der Friedl. Da — jetzt könnte es wieder und gleich darauf noch einmal vom Hause herüber, bang und schmerzzerissen. Der Totengräber kannte es, es war die Stimme seiner Frau. Wütend tobte es ihm in den Schläfen. Andredl blieb nicht sein letztes Kind, das neue Leben rang sich herauf ins elende Dasein, und der es gezeugt hatte, legte ihm als ersten Willkommgruß Fluch und Verderben auf den dornigen Weg, noch ehe es geboren ward. Mit rasenden Hieben fuhr er nieder in die aufgewühlte Erde, als gälte es ein Grab für die ganze Menschheit zu schaffen. Weg! Weg mit dem Kinde! Andredl mußte der letzte sein, was jetzt noch kam, gehörte unter den Boden.

Friedl hatte die Hacke bei Seite geschleudert und war in die Grube hineingesprungen. Dort schwang er die Schaufel und warf Scholle auf Scholle empor, daß die Steine nach allen Seiten flogen. Immer weiter öffnete sich das Grab, immer tiefer kam der Friedl hinunter, immer wütender arbeitete er, um nichts hören zu müssen, was dort oben vorging auf der furchtbaren Erde. Aber jetzt, wo er einen Augenblick aussetzte, drang wieder ein Schrei zu ihm und gleich darauf noch einer. Das kam nicht vom Hause herüber, ganz nah bei dem stillen Winkel hatte es geklungen, zweimal kurz nach einander. Hastig kletterte der Totengräber aus der Grube heraus und

hörchte. Dort, den Kirchhof kam etwas herauf mit polternden Schritten, immer näher und näher. Jetzt rief es wieder, halb erregt, halb spöttisch seinen Namen.

War das nicht der Mödlinger Mischl?

Der Totengräber glaubte die freche Stimme zu erkennen.

„Wer is da? Gib a Antwort, du Schuft, du!“ brüllte er rasend.

Ein lautes Gelächter antwortete ihm. Gleich darauf stürzte der Mischl auf ihn zu.

„Bist da, Friedl?“ schrie er. „No, weil wir di nur haben.“

Mechanisch griff der Friedl in seine Tasche. Da steckte noch das Messer, das er damals in der Nacht zu sich genommen hatte.

„Was wollt ihr von mir?“

Mischl klopfte ihn auf die Schulter.

„Mußt kei Angst hab'n, mei Lieber, i thu dir nix, und die, die da hinten kommen, thun dir a nix.“

Er deutete gegen den Eingang des Friedhofs. Ein wüstes Geschrei von vielen Menschen drang an Friedls Ohr. Dorthin, zum Hause hinüber, schien sich der schauerliche Zug zu bewegen.

„Hörst du's?“ lachte der Mischl. „Und weißt auch, wen die bringen? Dein' Vater!“

Friedl stand einen Augenblick wie erstarrt. So fest er geglaubt hatte, daß der Alte noch am Leben war, jetzt, wo man ihn lebendig wieder brachte, schien ihm alles ein wüstes Gaukelspiel, das der Satan vor ihm aufführte, um ihn zu narren.

„Du lügst, du Lump, du verkommener,“ schrie er.

„Wirft's ja gleich selber sehen,“ lachte der Mischl. „Sie

Kommen ja schon alleweil näher 'rauf. Übrigens halt . . . da, mach deine Ohren auf, jetzt kannst ihn ja schon selber hören.“

Er packte ihn beim Arm und sah ihn fest in die Augen. Friedl hielt den Atem an. Ja, das waren sie, diese langgezogenen, schauerlichen Laute, die immer das Haus durchtönten. Er kannte sie nur zu gut.

„Hörst ihn?“ höhnte der Mischl. „Jetzt kommt er. Im Hubertuswald haben's ihn g'funden, halb verhungert, weil er si' nimmer heimtraut hat zu sei'm zärtlichen Herrn Sohn.“

Jedes Wort traf den Friedl wie mit Keulenschlägen. Er griff sich an die Stirne, ob er noch bei Sinnen sei, und gleich darauf war es ihm, als müsse er zu Boden schlagen. Mit letzter Gewalt riß er die Laterne empor. Nun taumelte er den Ankommenden entgegen und leuchtete hinein in die schwarze Menge.

Lauter aufgeregte, wilde Gesichter, eines neben dem andern, und da . . . da . . . in der Mitte ein entstelltes, gelbes Antlitz, das ihn anstarrte so gräßlich wie ein verfaulender Leichnam, den man wieder aus der Erde gegraben hatte. Der Friedl gloßte es an wie eine Erscheinung des Jenseits. Das war sein Vater, dem ein ewiges Leben beschieden war, der immer wieder kam und die Erde zersprengte, wenn er ihn hundertmal zugedeckt hatte. Als Sieger stand er vor ihm, der röchelnde Greis, Jahre und Geschlechter überdauernd, trotzig und unverwundbar, denn jeden Streich, der gegen ihn geführt ward, hatte er zurückgelent auf's Haupt des Gegners, der nun entwaffnet zusammenbrach.

Mit einem wahnsinnigen Schrei hieb der Totengräber die Laterne zu Boden und rannte hinweg. In rasender Flucht

stürzte er zu seinem Hause. Hinter ihm kamen die andern, der Alte an der Spitze. Der Totengräber warf eilig die Thüre zu und verriegelte sie dreifach.

„So lang i noch leb, kommt er mir net 'rein,“ schrie er.

Dann fuchtelte er mit den Armen in der Luft herum, als müßte er tausend Feinde bekämpfen und lief zum Herrn Meier hinein.

Wie ein Raubtier packte er das Gerippe und schleuderte es auf die Erde, daß Schädel und Knochen umherflogen. In weitem Satze sprang er mit den eisenbeschlagenen Schuhen auf den krachenden Brustkorb und zertrat ihn in Stücke.

„Fahr zum Teufel,“ sagte er, „du Hundsfott, der mi mein Lebtag belogen hat.“

Als er aber den Schädel noch ganz sah, riß er eines der eisernen Grabornamente von der Wand und hieb ihn mit einem Schlag in tausend Splitter.

Gleich darauf hielt er keuchend ein. Von der oberen Kammer drang es auf einmal durch die dünne Decke mit einem heiseren, kläglichen Schrei. Der Friedl riß Augen und Ohren auf und ließ seine Waffe fallen. Das war nicht mehr das Wehklagen der ringenden Mutter, ein neues Leben begrüßte die Welt, und in den ersten Schrei des eben geborenen mischte sich jetzt das gellende Hohngelächter des verzweifelnden Vaters.

„Freu dich, Großvater,“ schrie er. „Freu dich, Alter. Der Andredl is kaum tot, und da is schon wieder einer, der mi 'nunterdrücken möcht in die Erden. Aber, jetzt is's 'rum. Plagt's euch nimmer, ich geb's auf.“

Draußen pochte es mit furchtbarer Wucht an die Thüre.

„Glei' darfst 'rein, Großvater,“ schrie der Friedl.

Er warf einen letzten Blick auf Andredl, dann eilte er

über den Flur hinaus in den Stall und stürzte durch den Schuppen fort zum Gießbach hinunter.

* * *

Am andern Abend humpelte ein alter Mann im Gottesacker zwischen zwei frischen Gräbern herum. Dort, inmitten der leuchtenden Kreuze hatte man heute seinen Enkel und ganz hinten im stillen Winkel seinen Sohn begraben, der sich selbst das Leben genommen hatte. Der Alte aber schien gar nicht traurig zu sein. Er ging ganz vergnügt in der warmen Abendsonne herum, und in den Armen trug er ein großes, leinenes Bündel, das einen Säugling barg. Mit blödsinnigem Lachen beugte er sich zu dem Kinde herab und liebte es.

„Bist a Mordskerl,“ lachte er dabei, „a Mordskerl! Du mußt amal a Totengräber werd'n. Wart nur, halst groß bist, derfst mi abhol'n beim Godinger.“



Hochzeiter und Hochzeiterin





So vom Festland weg hatte er mich über den See getragen, der breite Fischernachen mit den unförmigen Rudern und den zusammengelegten Netzen. Eine stille, heitre Fahrt am wolkenlosen Morgen. In weitem Bogen war der Kahn gestrichen durch die sonnenbeglänzte Fläche, vorüber an Dörfern und Wäldern, an Buchten und Inseln, langsam und feierlich wie zur Kirche an hohem Festtag. Hinter sich hatte er eine breite Furche gezogen in das ruhige, klare Wasser, daß die dunkle Spiegelung der buschigen Ufer auf Augenblicke in sanfte Bewegung geriet. Jetzt aber ist er festgefahren in den blanken Kies eines schattigen Eilands. Durch seine ausgefahrenen Weidenringe hängen die Ruder herab, auf seinem Boden staut sich trübes Wasser von den Netzen hereingeschleudert, und

an die grauen flanken weht der Mittagwind zarte, verflingende Wellen.

Dicht neben dem verwitterten Fahrzeug sitze ich selber. Der stämmige Arm einer weitgeästeten Uferweide, der wagrecht über das durchsichtige Wasser reicht, dient mir als Ruhepunkt nach der langen, sonnigen Fahrt. Still und verborgen ist's hier. Kein Laut auf der Insel, kein Laut auf dem See, den kein Nachen durchmiszt. Mir zu Füßen schnellen die Fische herum, über mir im mattgrünen Blätterwerk des Baumes huscht es auf und nieder von zuckenden Strahlen der sonnendurchleuchteten Wellen, und vor mir verliert sich die ungeheure Fläche des Sees mit schillernden fluten hinaus in sehnsuchtsweite, unendliche ferne. Mittagdunst lagert darüber. Der dunkle Streifen im Norden ist die einzig sichtbare Grenze zwischen Himmel und Wasser: sonst fließt alles eintönig zusammen ins müde Blau des brütenden Sommertages. Nur dort, zu Seiten meines Eilands, mitten im glühendsten Sonnenbrand, liegt eine niedre Insel, ohne Baum, ohne Strauch, und hinter ihr baut sich's zur Höhe vom nahen, ansteigenden Ufer in weiten, goldenen Ährenfeldern, auf Hügeln und Vorsprüngen, immer steiler und steiler, zu zackigen Gipfeln und Rücken. Eine lange, trotzige Kette, vom blauen Duft des schimmernden Sees in täuschende ferne gerückt.

Ich schaue und schaue, als sähe ich sie heute zum erstenmal, die ganze Pracht, die um mich gebreitet liegt. Wohl und friedlich zieht's durch die Brust mit dem feinen, summennden Stimmungsakkord, der wie Harfenton über dem Wasser ruht. Tiefer lehn' ich den Körper zurück zum Stamme der Weide, und meine Arme breit' ich aus auf die nächsten, bergenden Äste. Köstliche Ruhe! Vor meinen Augen zittert

die Luft. Die verlassene Insel mir gegenüber ist von warmen Strömen umzogen und scheint sich zu bewegen wie ein Trugbild, das die Hitze hervorzaubert. Dort kam ich heute herauf und kehrte Bergen und Festland den Rücken. An der äußersten Landzunge der Insel, wo das Schindeldach einer haufälligen Hütte wie schmelzendes Silber blendet, bog ich um die Ecke und erblickte mein Ziel.

Der ganze, weite See auf einmal erschlossen bis in die fernsten Ufer, und mitten in ihm wie eben dem Wasser entstiegen das schmale, langgestreckte Eiland mit den grauen Häusern, den mächtigen Linden und dem niedern Kirchturm mit der wackligen Kuppel. Wie verträumt liegt sie vor mir, diese kleine, stille Welt, auf dem glänzenden Spiegel. Ein buschiger Kranz von Schilf und Weiden ist um sie geflochten wie ums Haupt einer schlafenden Nixe. Hoch vom Wasser ragt er empor zu den Giebeln der Häuser und schlingt sich entlang der schützenden Mauer ums alte Kloster der heiligen Ursula.

Lange hab' ich gehalten, lange hab' ich hinübergeschaut.

Beide Ruder lagen im Boote, und nun ging es planlos über den See dahin. Ich aber wandte keinen Blick von dem nahenden Eiland. Nach vielen Jahren sah ich es wieder, und ich meinte, wie ich ihm so entgegenschwamm im leuchtenden Wasser, jeden Augenblick müßte ein Laut zu mir herüberdringen durch die Stille des Morgens, ein voller Ton aus jener Zeit, wo ich als junger Bursche glückselige Stunden da drüben verlebte. Aber nichts regte sich weit und breit als das glucksende Wasser unter dem Kiel meines Schiffes. Erst hörte ich's kaum, aber plötzlich klang es aus der grünen Tiefe herauf wie erzählend und flüsternd aus entschwundener Zeit. [†]

Von einem Tage plauderte es, der so sonnenbeglänzt war wie der heutige. Und nichts war ihm verborgen, nichts war ihm verschwiegen, dem einzigen, vorlauten Zeugen. Weißt du's noch? Weißt du's noch? Immer schmeichelnder, immer wärmer dringt es ans Ohr. All die Schönheit und Sommerpracht, all das Herzen und Küssen jener stürmischen Stunden rief es mir wieder zurück. Ob ich wollte oder nicht, ich mußte ihm zuhören. Langsam ließ ich mich schaukeln im Kahn, näher und näher zur grünenden Insel. Alles, was Gegenwart bedeutet, löste sich los und blieb weit zurück hinter dem treibenden Nachen wie Berge und Festland, dort aber aus Einden und Büschen that sich vergangnes auf mit der ganzen Kraft einer schönen, großen Erinnerung.

Wie es da mit einem Schlage lebendig ward auf der glitzernden Fläche! Nachen auf Nachen seh ich herankommen, eine lange Reihe, bunt geschmückt mit wehenden Fähnlein und grünen Guirlanden. Allen voran ein massiges Schiff mit weit entfalteten Segeln. Dort spielt eine Musikbande fröhliche, lockende Weisen. Und von Kahn zu Kahn pflanzt es sich fort in schallenden Juchzern bis hinauf zu den Hügeln des Festlands, wo die frohe Gesellschaft herabzog. Laut und übermütig schwirrt es durch die Luft, und drüben die Insel erwidert mit krachenden Böllerschüssen.

Manches Boot beginnt zu schwanfen unter den ausgelassenen Sprüngen munterer Burschen. Dann flattert es jedesmal hoch in Morgenwinde von langen, seidenen Bändern um Hut und Schultern, und die Mädchen fahren mit lautem Kreischen an die goldenen Hauben. Gleich darauf aber jubeln sie alle wieder in den lachenden Tag hinein und schwingen die Arme. Das ist ein winken, ein grüßen, ein necken und scherzen!

Nur dort, im letzten Tachen, sitzt eine, die tollt nicht, sondern bleibt ruhig und gelassen in all dem schmetternden Übermut. Ihre bloßen Arme hängen in den Schoß herab, und die dunkeln Augen heben sich mit sanftem, verschleiertem Ausdruck vom Tachen weg über den See. Auch sie trägt die Tracht der übrigen Mädchen, ein schwarzsamntenes Nieder mit seidene Um Schlagtuch, einen hellblauen Rock, der die kleinen Füße freiläßt, und reiches Silberbehäng um Hals und Handgelenk. Aber durch die schwarzen, vollen Haare schlingt sich ein Schmuck, der keine der andern ziert, ein feingebundener Kranz von weißen Drangenblüten.

„Hochzeiterin, schöne Hochzeiterin!“ tönt es von dem großen Boote, das dicht vor ihr fährt. Die Brautjungfern sind's, ein Duzend blühender, froher Gesichter. Feldblumen und Rosen werfen sie dem Mädchen entgegen, daß es leuchtend auf Schiff und Wasser herniederfällt.

„Glück auf! Glück auf und frohe Fahrt!“

Sie nickt ihnen freundlich zu, und ihre feinen Wangen färben sich tiefer.

„Wo ist der Hochzeiter?“ necken die Brautjungfern wieder.

Ein schallendes Halloh von einem andern Schiffe antwortet ihnen. Dort hebt man einen jungen Kerl vom Boden, dem der erste Flaum hervorsprießt.

„Da ist er . . . Da ist er, da habt ihr den Hochzeiter!“

Und die Mädchen lachen und winken hinüber zu dem hochgehaltenen Burschen. Der scheint mit seinem derben Schädel und den festen Knochen schon eher aus dem Seegau zu stammen als die junge Hochzeiterin mit den wohlgepflegten Händen. Mag ihr die Tracht auch noch so hübsch zu Gesicht stehen, sie bleibt doch immer eine zarte Erscheinung, während der Bräu-

tigam in dem hellbraunen Anzug mit den goldenen Knöpfen wie ein echter Bauer aussieht. Das paßt ihm alles wie angegossen, von den langen Bein Kleidern weg bis zu dem dunkeln Filzhut, den er jetzt vom Kopf nimmt und hoch in der Luft schwenkt. Einen langgezogenen Juchzer schickt er herüber zu den Mädchen und ruft sie scherzend bei ihren Namen. Keck und herausfordernd wiegt er sich auf dem wackligen Sitze, daß den Burschen unter ihm fast der Atem vergeht. Doch das kümmert ihn nicht. Wie faulen Bedienten zerzaust er ihnen die Haare, und mit verwegenen Augen grüßt er zur Hochzeiterin hinüber. Dann aber läßt er einen Blick über den ganzen See gleiten, als wäre er hier im weiten Umkreis der alleinige Herr und Gebieter.

Der glückliche Bursche! Immer muß ich ihm nachblicken, wie er so dahinzieht mit der singenden Menge in Farben und Blumen zur gassfreien Insel. Längst ist mein Nachen auf den Kies gefahren, längst ist der Mittag angebrochen und viele Stunden ruh' ich schon unter der Weide, aber immer noch verfolg' ich den frohen, übermütigen Kerl auf Schritt und Tritt. Beim Mahle seh' ich ihn sitzen neben seiner Hochzeiterin, unter den hohen Linden seh' ich ihn tanzen, und dann ertapp' ich ihn wieder mit ihr unten am Ufer, als der schwüle Sommerabend mit violetten Schatten herabsinkt über Berge und See. Ich brauche nur die Augen zu schließen vor den zuckenden Sonnenstrahlen, und jede Minute jenes Tages steht deutlich vor mir, denn ich selber war ja der Bursche, den sie damals zur Hochzeit fuhren!

Was mich mit einem mal wieder hierhertrieb auf das stille, vergessene Eiland, ich weiß es selber kaum! Wie oft schon bin ich am Ufer des Sees entlang gefahren und hab'



gleichgültig vorbeigeschaut oder die ziehenden Wolken über dem Wasser verfolgt — heute konnt' ich es nicht. Ein plötzliches Verlangen, ein Zufall oder eine Marotte — was es war: ich sprang aus dem Zuge und steuerte nach der Insel, die ich nicht mehr betreten hatte seit jenem Augenblick, wo ich nach ver= rauschtem Feste mit meiner Hochzeiterin in den Nachen stieg um hinauszufahren in die sternklare Nacht.

Nun hab' ich sie alle wiedergesehen, die Stätten froher Er= innerung! Vom Ufer weg bin ich hinaufgegangen die sanfte Anhöhe zu dem Frauenkloster, vor dem Wirtshaus hab' ich gegessen auf den schattigen, langen Bänken, und den grünen Tanzplatz unter den Linden hab' ich besucht. Aber alles von damals verweht und verschwunden bis auf die letzte Spur. Kein Ton mehr von dem rauschenden Jubel, dem Übermut und der zügellosen Freiheit. Ganz verwundert starrten sie mich an, die stillen Plätze, daß von der frohen Gesellschaft noch einer wiederkehrte und sich des Tages erinnerte, da stürmische Wallungen und erbitterte Kämpfe verliebter Buben über die einsame Insel hinwegbrausten. Und als ich das ganze Eiland noch einmal durchwanderte und zwischen aufgespannten Fischer= netzen und summenden Bienenkörben dahinschritt, da schien es aus jeder Ecke fast spöttisch herauszuklingen:

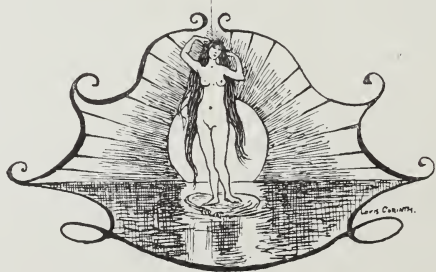
„Nun? So allein heut, stolzer Hochzeiter? So allein? Wo bleibt denn die Hochzeiterin?“

Ja, ihr habt gut fragen! Auch die Hochzeiterin ist ver= schwunden auf nimmerwiedersehn. Wer weiß, ob sie sich überhaupt noch entsinnt, daß sie einstmals im Brautschmuck den See herauffuhr und den fecken Gruß des übermütigen Burschen mit leuchtenden Augen entgegnete? Wer weiß?

Der Mann, der da heute wiedergekehrt ist, glaubt es nicht

mehr, und wenn ihm die Weiden und Wellen dort unten alle die stammelnden Worte und brennenden Küsse wieder herbeizwehen möchten aus weiter Vergangenheit. Er glaubt es nicht mehr und schüttelt lachend den Kopf. Über all diese himmlischen Thorheiten ist ein halbes Menschenalter dahingegangen, und so manches graues Haar hat sich eingeschlichen an Scheitel und Schläfen. Da giebt man dem Zweifel schon leichter Gehör als mit zwanzig Jahren, wenn man ein schönes Mädgel im Arme hält und von einer jauchzenden Menge zum Hochzeiter erhoben wird.

Aber lache und höhne so viel du nur willst, der Erinnerung kannst du nicht mehr entweichen. Kein leugnen hilft und kein sträuben, denn das Geplauder am sonnigen Ufer klingt zu verführerisch. Was will der Spott über den dummen, unreifen Buben? Schön war es doch, wunderschön! Wie der flimmernde See zieht sie leuchtend an mir vorüber, vom heiteren Anfang bis zum heitern Ende, die Geschichte vom Hochzeiter und von der Hochzeiterin.





eltfam genug leitet sie ein, weitab von der traumverlorenen Insel mit einem großen, spannenden Roman, wie ihn die Söhne und Töchter der guten Familien so gerne lesen.

Ein altes Schloß mit weiten Mauern und hohen Zinnen taucht auf aus der ferne. Romantisch liegt es, wie alle Schlösser der Phantasie und Jugendromane, auf steilem Fels, und einen stolzen, hochtrabenden Namen trägt es. Duster umranken es die braunen Herbstwälder, über die der rauhe Nordwind hinwegstreicht. Durch die schweren Buzenscheiben eines gotischen Erkers leuchtet die Abendsonne in ein hohes, ernstes Gemach mit grünsammetenen Vorhängen, tiefen Nischen und einem großen Kamin, in dem ein Feuer brennt. Und in der offenen Glasthüre, die auf den hochgelegenen Balkon hinausführt, steht eine Dame

in tiefer Trauerkleidung. Sie war von hoher, imponierender Gestalt und konnte für schön gelten, obwohl sie den Höhepunkt des Lebens bereits erreicht hatte. Das tiefe Schwarz des Anzugs, der Kreppschleier über der Stirn deuteten auf den schweren Verlust, den die Fürstin Baryagowski erst vor kurzem in dem Tode ihres Gatten erlitten hatte, aber vergebens suchte man einen Schimmer vergossener Thränen in diesen harten, energischen Zügen. Baryagowski, der arme, polnische Edelmann, war ihr zweiter Gatte gewesen, ihn hatte sie aus Liebe geheiratet, ihrem ersten Manne, einem bürgerlichen Fabrikanten, der schon lange im Grabe ruhte, war sie nur aus zwingenden Vernunftgründen zum Altare gefolgt, um ihre Familie vor dem drohenden Zusammenbruch zu retten.

Jetzt aber wandte sie sich langsam in das hohe Gemach zurück:

„Boleslaw,“ sagte sie zärtlich, „Boleslaw, tritt näher!“

Ein junger Mann von einundzwanzig Jahren ging auf sie zu und küßte ihr respektvoll die Hand. Mit stolzen Blicken sah die Fürstin auf ihren Sohn. Eine stattliche, vornehme Erscheinung war der junge Herr mit den schwarzen Haaren, dem bleichen, edlen Gesicht, das im vollsten Sinn des Wortes schön genannt werden konnte.

„Wo ist Magda?“ fuhr die Fürstin freundlich fort.

Auf Boleslaws feinem Gesicht stieg eine Wolke auf:

„Ich weiß nicht, Mama, wo deine Nichte sich herumtreibt. Vielleicht kann dir Waldemar Auskunft geben.“

Bei dem Namen Waldemar zuckte die Fürstin zusammen. Er war ihr ältester Sohn, der Sprosse jener unglückseligen ersten Ehe und der alleinige Erbe der unermesslichen Millionen ihres verstorbenen Gatten, den sie noch im Tode verachtete.

„Waldemar,“ sagte sie streng. „Tritt näher.“

Und wieder ging ein junger Mann auf die Fürstin zu, der aber ganz anders ausah als der bleiche, edle Boleslaw. Wenn man die beiden Brüder zusammen sah, konnte man zweifeln, daß sie Söhne einer Mutter seien. Wirre, hellblonde Locken umflatterten Waldemars Löwenhaupt, das alles andere als schön zu nennen war. Ein zurückschreckender Ernst thronte auf der granitnen Stirn, und aus den tiefblauen Augen schoß ein phosphoreszierender Blitzstrahl heraus, der jeden zu durchbohren drohte, der ihm zu widersprechen wagte.

„Waldemar,“ begann die Fürstin wieder. „Wo ist Magda? Gib Antwort!“

Ein höhnischer Zug spielte um Waldemars Lippen.

„Da mußt du Boleslaw fragen! Er nennt ja Magda seine Verlobte.“

Der junge Fürst hob drohend die Faust.

„Und wenn sie meine Braut wäre?“

Wie ein gereizter Tiger wand sich der blondhaarige Waldemar.

„Eher erwürg' ich euch, eh' ihr ins Brautbett steigt.“

„Waldemar! Pfui! Redet man so zu dem Bruder?“ rief die Fürstin.

„Laß ihn, Mutter,“ höhnte Boleslaw. „Einmal muß es ja zum Kampf kommen.“

„Nein, keinen Streit!“ donnerte die Fürstin. „Waldemar, du gehst auf der Stelle, und du, mein Sohn,“ wandte sie sich innig an Boleslaw, „besänftige dich!“

Doch der junge Fürst hörte nicht. Er stürzte dem Bruder nach, und als er ihn im Burghof, den die Mondsichel gespenstlich beleuchtete, nicht fand, setzte er sich auf seinen schnau-

benden Rappen und durchjagte die Fluren bis in die finstere Nacht.

Waldemar aber lag zu Magdas Füßen tief im Wald in einer einsamen Försterei, wo schlichte, brave Menschen wohnten, die ihm bis in den Tod ergeben waren. Erregt sah das bleiche, wunderbare Mädchen mit ihren tiefschwarzen Augen auf den rasenden Jüngling herab. Ihre herrliche, biegsame Figur bebte in innerem Kampfe, und die schmelzenden Lippen zuckten leise. Sie haßte ihn tödtlich, aber sie fürchtete ihn auch und wagte nichts zu erwidern, als er ihr immer aufs neue mit brennenden Schwüren seine Liebe beteuerte. Aber während sie zitternd vor ihm saß, ging plötzlich die Thüre auf, und herein stürzte der junge Fürst, dem der alte, biedere Förster mit entsetztem Gesichte folgte.

„Ha,“ tobte Boleslaw. „Hab' ich dich endlich, Magda, du treulose, du? Jetzt aber soll Waldemar vor deinen Augen sterben.“

Und wie ein Blitz flog der feinpolierte, silberne Revolver aus der Tasche. Aber die junge Gräfin sprang auf und deckte mit ihrer herrlichen Figur den Angegriffenen. In einen lauten Schrei klang ihre ganze Liebe zu Waldemar aus, über die sie sich jetzt plötzlich klar wurde, als sie sein teures Leben bedroht sah, und dieser Schrei brachte den jungen Fürsten ganz außer sich. Er drückte ab, aber statt seines Bruders traf er Magda, die sterbend zusammenbrach. Als er aber das Opfer seiner Wut vor sich im Blute schwimmen sah, stürzte er verzweifelt von dannen. Wenige Tage darauf endete er im Kampfe für sein schönes Vaterland bei einem polnischen Aufstand.

Waldemar aber kniete lange bei der Schwerverletzten und streichelte ihre Wangen. Seine ganze Starrheit war ge-

wichen, er war ein anderer Charakter geworden, ein guter, edler Mensch.

„Mein Weib, mein Weib,“ stammelte er, „mein geliebtes Weib! Du wirst genesen zu einem schönen, neuen Leben.“

Und dank der vortrefflichen Kunst des alten Doktors der nahen, großen Stadt erholte sich Magda und zog drei Wochen später auf dem alten, romantischen Schlosse als glückliche Herrin ein.

*

*

*

„Warum heißt du nur nicht Waldemar?“ fragte mich meine Hochzeiterin oft, als sie etwas über fünfzehn Jahre zählte und auf der Welt nichts höher verehrte als diesen dreibändigen Roman eines illustrierten Familienblattes.

„Ja, warum heißt du nicht Waldemar? Es ist zu schade! Josef ist doch gar zu scheußlich.“

Ich wollte es zwar nicht Wort haben, aber sie ließ sich nicht irre machen.

„Ach was,“ sagte sie schnippisch. „So heißt ja jeder Hausknecht, jeder Packträger.“

Recht hatte sie schon. Ich selber fluchte oft im geheimen über den unglückseligen Einfall meiner Eltern, ihren einzigen Sohn auf den gleichen, sanften Schutzheiligen zu taufen, dem alle meine Vorfahren väterlicherseits bis zu mir herab ihren Namen entlehnt hatten. Damit war ich doch ein für allemal bei den Damen unmöglich gemacht. Josef! Josef! Es klang gar nicht gut. So solid, so brav, so unschuldig! Waldemar hätte mir auch viel besser gefallen. Das war ein Name, der

mit Flötenklängen von schönen Lippen kommen mußte. Aber was war da zu machen? Ich durfte mich doch nicht umtaufen lassen, und einen meiner andern Namen konnte ich erst recht nicht verwenden, denn mit dem zweiten hieß ich Anton, das wäre womöglich noch schlimmer gewesen, und mit dem dritten Heinrich. Der sanfte Heinrich! Du lieber Himmel!

Aber die Kleine wurde ernsthaft.

„Heinrich, Heinrich! . . . Wart mal, das ist gar nicht so schlecht. Da könnte man ja Heinz draus machen, und das klingt ganz fein, ganz flott, fast ritterlich.“

Das leuchtete mir ein. Ich war nicht wenig stolz auf den neuen Namen und suchte meinen Eltern nahe zu legen, daß Heinz viel schöner klinge als Josef. Aber ich erzielte nur das eine, daß mich mein Vater statt des heißerstrebtten Heinz einen dummen Esel nannte und mir gründlicheres Studium des Cicero empfahl. Er sah es überhaupt nicht gern, daß ich so viel mit dem Mädchen verkehrte. Zur Kinderzeit sei das ganz anders gewesen, aber jetzt käme der Ernst des Lebens, da müßten die albernen Spielereien ein Ende haben.

Mit dem Heinz war es also nichts. Sehr verstimmt teilte ich's meiner Hochzeiterin mit.

„Schade,“ meinte sie achselzuckend. „Aber die Eltern wollen ja nie hören. Ich kenne das schon.“

„Weißt du, was mir ein Trost ist?“ fragte ich nach einer düsteren Pause.

„Nun?“

„Daß du wenigstens auch so heißt wie ich selber.“

Das nahm sie krumm.

„Ich? Wie denn?“

„Na, nach meinem zweiten Namen wenigstens.“

„Bitte sehr! Ich heiß' Netty.“

„Also Antoinette! Und ich Anton.“

„Das ist was ganz anderes.“

„I wo, das ist daselbe.“

„Nein, nein. Du bist ungalant!“

Wenn ich nicht Thränen sehen wollte, mußte ich einlenken.

„Vielleicht hab' ich mich doch geirrt, Netty.“

„Das wäre auch sehr ungezogen von dir,“ sagte sie. „Antoinette klingt sehr schön, wenn auch vielleicht nicht so großartig wie Magda.“

„Ja, das ist allerdings ein heroischer Name.“

„Findest du nicht, daß er mir brillant paßte?“

„Versteht sich.“

„Nicht wahr? Ich muß ihr ja doch auch so ein bisschen ähnlich sehen, wenigstens kommt mir's nach der ganzen Schilderung fast so vor.“

Selbstverständlich bejahte ich, weil ich schon lange wußte, was ihr dieser Vergleich für ein Vergnügen bereitere.

Sie klatschte in die Hände.

„Ach, weißt du, ich könnte mir's ausspinnen gerade so herrlich wie in dem Roman. Das wunderbare Schloß mit seinen Schätzen, mit den Gräben, mit der Zugbrücke, mit seiner grandiosen Umgebung und so ganz drin in Wäldern. Ach, das wär' fein!“

„O ja,“ seufzte ich.

„Und dann abends,“ fuhr sie lebhaft fort, „so auf dem Söller sitzen und Gesellschaften empfangen, das wäre mein höchstes.“

„Nicht wahr?“

„Na, ich krieg's schon noch mal so,“ meinte sie wichtig.

„Wie denn?“

„Sehr einfach! Ich brauche ja nur einen Mann zu heiraten, der solche Schlösser besitzt.“

Ich besaß solche Schlösser zwar nicht und hatte auch keine Aussicht, je eins zu bekommen, recht beschaulich dachte ich mir's aber doch, als nobler Gutsherr die Felder zu besichtigen, auf die Jagd zu gehen und abends dann mit einer schönen, jungen Frau, die von aller Welt so interessant gefunden wurde, am Kaminfeuer zu sitzen und in lässig vornehmer Haltung den blauen Dunst einer Havanna zur reichgeschnitzten Decke des hohen Gemachs zu blasen. So hatte es ja auch in dem Roman gestanden, dem ich die gleiche Verehrung schenkte, wie meine reizende Jugendfreundin.

Es war doch ein mächtig empfundenes Werk, eigentlich viel zu schön für diese nüchterne, prosaische Welt, in der wir zu leben verdammt waren. Viermal hatte ich's schon gelesen, und besonders die lässig vornehme Haltung hatte mir immer am meisten imponiert. Ich sagte es auch zu Netty. Da lachte sie aber laut.

„Ach, gar keine Idee! Das geht ja Boleslaw an, aber nicht dich, im ganzen Leben nicht!“

„Warum denn?“

„Boleslaw hat das lässige, das vornehme, das edle an sich, nicht Waldemar. Schon sein Name ist fabelhaft interessant.“

„Aber er geht doch schließlich zu Grunde.“

„Das ist ja gerade das riesige. Verstehst du denn das nicht? Er ist Aristokrat durch und durch, das ist sein Gegensatz zu Waldemar, der eigentlich nur den wunderschönen Namen hat.“

„Und doch liebt Magda den Waldemar, sonst stürzte sie sich doch nicht vor die Pistole.“

Netty sah mich überlegen an und lächelte.

„Ein Frauenherz könnt ihr Männer eben niemals ergründen.“

„Aber, Netty, ich . . .“

„Ach, du am letzten, du guter Josef, du.“

Niemals hatte ich meinen Namen drückender empfunden als in diesem Augenblick, wo sie ihn mir mit solchem Hohn an den Kopf schleuderte.

„Du, diesen Ton verbitt' ich mir,“ rief ich drohend.

„Bravo, bravo,“ lachte sie, „jetzt bist du der Waldemar!“

„Ach, der tritt ganz anders auf.“

„Nein, nein, ich denk' ihn mir genau so, wie du jetzt eben dreingeschaut hast. Aber zum Boleslaw da fehlt dir schon alles, schon zuerst . . .“

„Was?“ fragte ich begierig.

„Du bist doch lang nicht so schön.“

Da konnte sie recht haben. Sie sah mich pffiffig an.

„Weißt du,“ begann sie sehr langsam, „weißt du, wer der Boleslaw ist? Ganz und gar, Zug für Zug, alles paßt großartig.“

„Wer denn? Wer denn?“

„Der Siegfried, dein Freund!“

Dieser Vergleich ärgerte mich wütend.

„Giebt's nicht,“ rief ich trotzig.

Sie lächelte wieder:

„Jawohl, der hat dieses interessante, blasse Gesicht mit den merkwürdig tiefdunkeln Augen und den schwarzen Haaren.“

Außerdem ist er Aristokrat von Geburt aus einem riesig edeln Grafengeschlechte.“

Stimmte alles, Wort für Wort, aber zugeben durfte ich's nicht.

„Doch, doch,“ sagte sie sehr entschieden, „es ist schon so. Den Siegfried kann ich mir ganz genau vorstellen, wie er von seiner uralten Stammburg herab auf dem schnaubenden Roß in den Tod sprengt.“

Das könnte ich mir nun wieder nicht vorstellen, meinte ich bissig. Diese hochadelige Familie war nämlich samt ihren Schlössern so verschuldet, daß sie kaum genug zu leben hatte, geschweige denn gar ein Pferd kaufen konnte für den alleinigigen Erben des erlauchten Namens.

„Pfui, wie garstig,“ rief Netty, „du hast eben gar keine Poesie.“

Jedenfalls nicht für die Reitkünste dieser adeligen Herrschaften. Sonst war ich schon öfters den Mäusen nahegetreten und hatte Gedichte verfertigt, die sogar Netty sehr schön fand. Schüchtern erlaubte ich mir sie daran zu erinnern. Aber sie achtete nicht darauf.

„Ich sag' dir,“ fuhr sie eifrig fort, „die Familie ist so vornehm, daß sie nur auf Herzensadel sieht.“

„Wie meinst du das?“

„Ich meine, daß sie jederzeit eine Verbindung ihres Sohnes mit einer Dame aus nichtadeligen Kreisen gestatten würde, natürlich vorausgesetzt, daß die Braut eben ein weibliches Wesen ist, das an Geist und Schönheit alles andre überragt.“

„So?“ fragte ich sehr spöttisch.

„Ja, darauf kannst du Gift nehmen.“

„Netty, das steht, glaub' ich, in unserm Roman.“

„Nein, das steht nicht drin,“ sagte sie heftig, „das hab' ich mir selbst zurecht gelegt.“

„Aha, aha! Jetzt versteh' ich!“

„Nichts verstehst du, gar nichts, du garstiger Mensch! Du wirst freilich nie ein wirklich großes Frauenherz erobern!“

Mit dieser Prophezeiung schied sie von mir, denn die Ferien waren wieder einmal zu Ende. Die begeisterte Verehrerin Boleslawsker Schönheit mußte in das Kloster zurück, wo sie erzogen wurde, ich selbst aber ging wieder in das Gymnasium. Meinem Freunde bestellte ich ihren letzten Gruß zwar nicht, den sie mir im geheimen noch zugeflüstert hatte, als ich sie mit ihrer Mutter zum Bahnhof geleitete. Auch sagte ich ihm kein Wort von seiner täuschenden Ähnlichkeit mit dem jungen, schönen Fürsten, als wir wieder gemeinsam die schmutzige Schulbank drückten und aus Leibeskräften von einander abschrieben. Dagegen sah ich ihn mir um so öfter von der Seite an, wenn der Herr Professor volltönende Weisheit vom Katheder rasseln ließ. Und da mußte ich der fernen Netty noch mehr recht geben. Er glich dem interessanten Polen gar auffallend. Die Augen fand ich zwar etwas zu schläfrig, wenn er in seine Hefte stierte, aber jetzt, wo ihn der Lehrer aufruft und ihn die Hexameter hersagen läßt, da wächst er heraus, da bekommt er etwas von dem zum Tod bereiten Jüngling, der die Verschwörer ermutigt. Zum Glück bleibt er stecken und kriegt eine Strafe zudiktirt. Nachsitzen muß er, weil er schlecht gelernt hat. Da fällt er auch gleich wieder zusammen und sieht eigentlich recht schlapp aus. So wenn ihn Netty mal beobachten könnte! Vielleicht legte sich dann ihre flammende Begeisterung für den edeln Jüngling ein bischen!

Übrigens, was ging es mich an? Laß sie doch schwärmen, so viel sie will, das kann mir doch gleich sein, ganz gleich. Ich liebte sie nicht, ich besaß keinerlei Ansprüche auf sie, und was uns früher einmal vor vielen Jahren verbunden hatte, das war ja allerdings recht schön gewesen, aber es war auch längst vorbei und vergessen. Kinderthorheiten, über die man heute lächelte. Inzwischen war sie eine junge Dame, ich ein junger Mann geworden, und von den einstigen Scherzen war keine Rede mehr. Je länger ich darüber nachdachte, um so sicherer konnte ich mir sagen, daß unsere Beziehungen wohl herzlich vertraut, aber niemals von dem durchdrungen wurden, was man in Wirklichkeit Liebe nennen kann. Nein, das war was ganz anderes. Das mußte vom Himmel kommen, so ganz plötzlich, ganz unvermittelt, mit einem ungeheuren Schlag, den man Jahre noch spürt, zündend und sengend, die innersten Tiefen zerwühlend. So hatte ich's in den Romanen gelesen, so hatte ich's in Lustspielen gesehen, so dachte ich mir's selber, und so erwartete ich sie und wunderte mich oft, daß sie mich noch nicht gepackt hatte, denn, mein Gott, ich war doch schon siebzehn Jahre alt und dabei höherer Gymnasiast. Manchmal wurde mir ganz bange, und ich legte mir die Frage vor, ob ich nicht im Grunde vielleicht eine zu kalte Natur sei. Es wäre mir schrecklich gewesen, denn ein Leben ohne Liebe dachte ich mir entsetzlich. Auch hatte ja so ziemlich jeder meiner Freunde bereits seine Flamme. Also warum denn ich nicht? Ich suchte immer danach, aber bei Netty war es entschieden nicht das richtige, der große, aufrüttelnde Schlag hatte mich niemals in ihrer Gegenwart durchfahren, und außerdem lief sie ja dem bleichen Boleslaw nach. So etwas hätte ich schon gar nicht vertragen! Abgeleckte Butterbrote mochte ich nicht.

Das Mädchen, das ich einmal liebte, durfte vorher niemals mit einem andern kokettirt haben, ich selber mußte der allererste sein, dem sie ihr Herz schenkte, anders that ich's nicht. Mich wegwerfen, niemals! Immer die Cour schneiden und die ewige Anbetung mitmachen wie die zahllosen Verehrer Nettys, meine Herren Kollegen und Freunde, dazu schien ich mir viel zu gut. Außerdem brauchte ich's nicht. Ich hatte auch meine Beziehungen zu verschiedenen, sehr feinen jungen Damen, die mich alle sehr hochschätzten. Also warum der Netty den Hof machen? Sie war ja ein süperbes Weib, das einen berauschen konnte, bei Gott, sie war schön, schön in des Wortes tiefster Bedeutung! Glücklich der Mann, der sie besitzen durfte! Ja, mein Freund Siegfried hatte immer Dusel gehabt. Ganz von selbst flogen ihm die Herzen entgegen, und besonders die interessanten Weiber, die schwarzen und blassen, hatten's mit ihm am schärfsten. Bei Blondinen stellte ich schon eher meinen Mann. Liebreiz und Anmut schätzte ich höher als diese lockenumwallten Magdagesichter mit den strengen Linien, wenn ich auch deren Vorzüge durchaus nicht verkannte. Darum hatte es mich eigentlich gewundert, als Netty an mir und Waldemar so viel verwandtes entdecken wollte, denn bis dahin hatte ich mir meine Frau mit dem langen, goldenen Haare der Walfüre gedacht, groß, schlank, nicht zu üppig und mit jenen graublauen Augen, die so seelenvoll ins innerste des heißgeliebten Gatten zu dringen vermögen. Jakobine, die uns gerade gegenüber wohnte, war mir das Muster dafür gewesen. Ihr fielen die herrlichen Haare ganz aufgelöst wie einer Königin über Schultern und Rücken herab, und ich blickte ihr oft lange nach, wenn sie mit der schwarzen Hängemappe, auf der mit goldenen Lettern das eine vielsagende Wort „Musik“ ge-

druckt stand, ins Pensionat wanderte. Eine berückende Frauengestalt!

Einmal hatt' ich mit ihr Theater gespielt und mich so lebhaft in meine Rolle hineingedacht, daß ich meinte, jetzt sei unfehlbar die Liebe über mich gekommen. Ich prüfte mich ängstlich den ganzen Abend und glaubte meiner Sache ziemlich sicher zu sein. Zur Bekräftigung aß ich mit ihr ein Viehchen auf du und du, und am andern Morgen begann ich eigens ein schwungvolles Gedicht an meine Angebetete. Mit meinem Herzblut und lila Tinte schrieb ich's auf feinstes Elfenbeinpapier in großen, lateinischen Buchstaben:

Ach, süße Jakobine
Mit deiner Engelsmiene,
So rein, so schön, so hold,
Mit deinem goldnen Haare,
Dem strahlend' Augenpaare
Berückst du alle Welt!
Ach, wenn es dir gefällt,
Dann neig', du Feeengleiche,
Herab aus deinem Reiche
Der höchsten, liebsten Huld
Dich gnädig meiner Schuld,
Weil ich dich innig liebe
Aus reinstem Herzenstriebe,
Mit aller Kraft der Sinne,
Mit treuer, hehrer Minne,
Und wenn die ganze Welt
Noch hent in Trümmer fällt.

Wer mich nach diesen Versen nicht für ein erstes dichterisches Talent erklärte, dem konnte ich nur mein herzlichstes Bedauern über seine Dummheit ausdrücken. Einen ganzen Sonntag hatten sie mich gekostet, nun sandte ich sie mit einem Veilchensträußchen wohlverpackt durch eine Freundin an Jakobine. Aber da kam die tragische Wendung. Die Elende war die

Gabe nicht wert, sie zeigte das Gedicht ihrem Vater, und der, ein starrer Regierungsrat vom Scheitel bis zur Sohle, sandte gemeiner Weise Blumen und Verse mit einem sehr deutlichen Schreiben an meinen Vater. Glücklicherweise roch ich den Braten und fing den Uriasbrief noch rechtzeitig an der Hausthüre ab. Die hinterlistige Art meiner Verehrten, sowie das schroffe Vorgehen ihres nichtswürdigen Vaters wehten alle Liebe im selben Augenblick gründlich hinweg, und ich nahm mir vor, niemals in Beamtenkreise zu heiraten. Der Horizont dieser Gesellschaft war entschieden zu sehr begrenzt. Donnerwetter! Ich hatte doch auch noch andere Beziehungen und treuere Freundinnen als die falsche Jakobine! Da war Hermine mit dem feinen Madonnengesichte und dem sanften Schmelz ihrer ganzen Erscheinung. Auch die Töchter des Löwenapothekers, die jeden Sonntag mit einigen Herren meines Alters zu uns kamen, gaben mir genügend Stoff über die eheliche Verbindung mit einer Blondine nachzudenken. Diese liebenswürdigen Mädchen vermochten allerdings bei weitem nicht den fesselnden Reiz auszuüben wie eine Jakobine, aber sie betrugten sich immer sehr aufmerksam gegen mich, und was für meine Person hauptsächlich ins Gewicht gefallen wäre: ich hätte bei einer solchen Heirat das Ideal einer Schwiegermutter bekommen, denn bei der Frau Apothekerin galt ich schon von Kindheit an ungemein viel. Obendrein waren ihre Töchter sehr nachgiebig, und das brauchte ich besonders. Meine Gefährtin mußte ein ruhiges, sanftes Wesen sein, die verzehrende Leidenschaft einer Netty konnte mir gefährlich werden, konnte mich aufreiben.

Über was halfen mir alle diese günstigen Vorbedingungen? Die Liebe wollte sich nicht einfinden. Vielleicht stellte ich zu

große Anforderungen? Oder hatte es doch eine tiefere Bedeutung, daß ich oft in der besten Unterhaltung mit einer meiner angebeteten Freundinnen ganz plötzlich wieder auf die schwarze Netty zurückgeführt wurde, auf dieses dämonische, eigentümliche Wesen? Wie froh war ich, daß sie nicht in meiner Nähe weilte, denn ihre Erscheinung erregte mich, obwohl ich ihr kühl bis ans Herz gegenüberstand. Es war zu lächerlich! Ich hatte doch schon einmal mit ihr völlig gebrochen. Ein ganzes Jahr waren wir in bitterster Feindschaft aneinander vorübergegangen, ja wären nicht unsere Eltern befreundet gewesen, wer weiß, ob wir uns auf diesen furchtbaren Krach hin je wieder angeredet hätten, so grimmig haßten wir uns. Und jetzt konnte ich kaum schlafen, wenn ich hörte, Netty werde in zwei Tagen aus dem Kloster zurückkehren! Ich ärgerte mich über diese Charakterlosigkeit, die schon an Dummheit grenzte, ja, manchmal geriet ich sogar in eine heillose Wut und hätte mich am liebsten selbst geohrfeigt ob meiner Schwäche.

Tausendmal hatte ich mir schon gewünscht ein Mädchen zu erringen, das mich von diesem unheimlichen Zauber erlöste, ja, alle meine vergeblichen Brautwerbungen bedeuteten im Grunde nur einen einzigen, frampfhafsten Versuch, der Netty zu entwischen, aber kaum erblickte ich sie, dann war ich schon wieder verloren und konnte oft lange nicht das richtige Wort finden. Sie verstand es einen so sonderbar anzureden.

„Nun, wie geht's den schönen Freundinnen? Was macht Jakobine, Hermine, Berthchen? Alle wohl? Hast du nicht wieder so ein schönes Gedicht gemacht?“

Wie sie nur immer alles erfuhr?

„Nun, so erzähl' mir doch!“ fuhr sie fort. „Was treiben die Holden?“

That ich dann auch noch so gleichgültig, sie war immer argwöhnisch und neckte mich so lange, bis ich wieder den schändlichsten Verrat an meinen sämtlichen künftigen Frauen beging und ihr versicherte, daß ich mich den Teufel drum kümmerte.

„Warum sagst du mir denn das alles?“ fragte sie spöttisch. Du kannst doch lieben, wen du willst.“

„Das schon“

„Ich bin doch nicht deine Herrin.“

„Nein, nein, aber aber“

„Nun?“

„Ach, wir haben doch diese herrliche Jugend verlebt!“

Auf einmal hatte ich mich, ohne es zu wollen, ins Feuer geredet. Alle meine Blondinen waren verschwunden: ich sah nur die Zeit, wo ich Arm in Arm mit ihr in die Schule wanderte.

„So, du denkst noch daran?“ fragte sie langsam.

„Glaubst du im Ernst, Netty, ich könnt's vergessen?“

„Ach, wer weiß?“

„Nein, nein, ich geb' dir mein Wort, mein heiliges Ehrenwort.“

„Mit gutem Gewissen?“

„Netty, beleidige mich nicht! Ich werde doch mein Ehrenwort nicht leichtsinnig verpfänden.“

„Nun ja, ich glaub' dir's schon. Übrigens wär's ja gleichgültig.“

„Gleichgültig?“

„Natürlich; was soll das heute noch, wo wir erwachsen sind?“

Das war garstig gesprochen, aber so redete sie immer, wenn ich auf die herrlichen Tage zurückkam.

„Wenn's dir auch nichts mehr gilt, mir ist diese Erinnerung unauflöslich, so wahr ich dein Freund bin, und so wahr ich dich lieb hab'.“

Da sah sie mich mitleidig an:

„Guter Josef, was redest du da? Freundschaft und Liebe, das sind zwei grundverschiedene Dinge. Die mußt du nicht in einem Atem nennen.“

Da hatte sie freilich recht. Aber was brauchte sie immer so höhnisch zu reden?

„Es war ja ganz nett,“ fuhr sie gelassen fort, „es war auch schön, aber wer in aller Welt besinnt sich denn noch auf so was? Es ist ja eine Ewigkeit her.“

„Ja, man wird eben älter.“

„Nicht wahr? Aber da hast du's, daß es nur eine Freundschaft ist, die uns verbindet, nichts weiter. Denn die Liebe kennt keine Jahre und keine Entfernung. Die Liebe ist von ewiger Dauer.“

Wenn ich nur gewußt hätte, was ich ihr antworten sollte! Aber ich stand immer da wie der Clown im Zirkus, wenn er eine Ohrfeige bekommen hat. Und es gab doch mal eine Zeit, wo ich um eine Gegenrede gar nicht verlegen that. Als wir noch Kinder waren, da schwätzte ich mir so leicht mit dem Mädchen, da spielte ich so vergnügt mit ihr draußen in dem dichtverwachsenen Garten an der alten Stadtmauer, und weder sie noch ich dachten an feingedrechselte Redewendungen. Ja, ja, das war doch noch schöner! Jeden Tag, wenn die Sonne schien, kam sie angesprungen aus ihrer Schule, und ich sehe sie heute noch in dem flatternden, blauen Waschkleidchen, mit

dem großen, gelben Strohhut, auf dem Rücken den Leder-
ranzen, in der Hand das rote Netz mit dem Spielball. Nun
flog die ganze, eingepackte Wissenschaft mit einem Satz auf
den Boden, daß die Schiefertafel krachte, und unter lautem
Jubel begann ein haschen und verstecken, ein tollern und
springen bis zum Sonnenuntergang. Im feurigen Wettlauf
hetzten wir die Wege ab und überschlugen uns lachend an den
Abhängen und Böschungen, oder wir verfolgten eine quiekende
Katz mit Steinwürfen bis über die Mauer hinaus und klet-
terten auf die Obstbäume, daß die Blüten den Rasen be-
schneiten.

Hielten wir dann wieder ausgiebige Rast unter schattigen
Büschen, dann wurde gemeinsam das Vesperbrot eingenommen.
Mit glühendem Gesichte saß die Kleine neben mir, ihre Augen
glänzten, ihr Atem ging noch heftig von dem heizen und
stürzen, und die erst so feingebraunten Löckchen hingen weit
in die freie, offene Stirne herein, aufgelöst von der Wärme
des frischen Geschöpfes. Nun biß sie die Frucht an, daß der
Saft herausspritzte und reichte sie ihrem Spielgefährten als
kleine Eva in dem herrlichen Garten, der uns Kindern zum
wirklichen Paradies wurde.

Aber auch Thränen setzte es wohl mal ab. Der rohe
Bengel benahm sich ungalant gegen das zarte Mädchen und
wußte nicht, was sich schickte. Doch das ging vorüber wie
ein Frühlingsgewitter, und gleich darauf lachte wieder die
Sonne. Ein paar herzhaft Küsse nach viertelstündigem
Schmollen, und mit nassen Augen und lachendem Munde
wurde dem bösen Jungen wieder Verzeihung gewährt unter
der strengen Bedingung, daß er bis zum nächstemal ganz
brav sein sollte. Nur wenn wir allein waren, kam es manch-

mal zu solchen Zwistigkeiten, spielten des Löwenapothekers rotwangige Töchter oder gar meine Freunde und Schulgenossen mit uns, dann hielten wir beide zusammen wie die Kletten und ließen die andern unsere Macht fühlen. Am meisten den Siegfried, den jungen Grafen, der damals noch nicht zum interessanten Boleslaw vorgerückt war, sondern für uns den willkommenen Prügeljungen abgeben mußte. Netty neckte ihn beständig ob seines verschlossenen, linkischen Wesens. Ja, einmal war sie sogar so boshaft, ihm lachend ins Gesicht zu schleudern, er sei ein Judenjunge, weil er Siegfried heiße und schwarze Haare habe. Das nahm er höllisch übel. Entrüstet floh er unsere Gesellschaft, und wenige Tage später erschien bei Nettys Vater ein dürrer, hagerer Herr in Gehrock und roten Glacéhandschuhen, der dem erstaunten Manne des langen und breiten vornäselte, daß sein Stammbaum bis zu den Kreuzzügen zurückreiche. Netty bekam was tüchtiges ab und mußte demütige Abbitte leisten für den Judenjungen, der nun wieder als junger Graf mit neugeputztem Wappenschild seinen triumphierenden Einzug in den Garten hielt. Aber trotz der feierlichen Entschuldigung ließ die Kleine das Hänfeln nicht. Daß der Spielgenosse gepeßt hatte, ärgerte sie, und jung Siegfried mußte ihre Rache fühlen, wenn auch solch böse Vergleiche von jetzt an gemieden wurden. Mir konnte das ganz recht sein, denn ich fuhr nicht übel dabei. Je schlechter sie ihn behandelte, um so fester schloß sie sich an mich an, und ich war boshaft genug, sie in ihrer Grausamkeit noch zu unterstützen. Immer redete ich ihr das Wort, mochte sie noch so unrecht haben, und als sie den Siegfried einmal bei einem Streit energisch beim Schopfe packte, eilte ich dienstfertig herbei und verklopfte dem brüllenden Jungen obendrein noch sein Fell

mit einem pfeifenden Haselnußstecken. Meine schöne Freundin ließ ich nicht im Stich, das hatte ich ihr schon oft mit heiligen Eiden gelobt, und ich glaubte mich noch viel stärker gegen sie als treuer Ritter verpflichtet, als unsere gegenseitige Neigung eines Tages durch einen Vorfall gesteigert werden sollte, der auf Netty und mich einen gewaltigen Eindruck ausübte und das Band, das uns beide umschlang, zu einem unlöslichen machte.

Das geschah im Mai, im wunderschönen Monat Mai. Wir waren beide mit der Frohnleichnamsprozession gegangen, ich als Lateinschüler der untersten Klasse im langen, schwarzen Anzug, mit heller Kravatte und dunkler Schirmmütze, die Kleine in kurzen, weißen Kleide, das Haar zu Locken gebrannt, ein Körbchen mit blaßroten Rosen in den Händen. Im Vollgefühl unserer Würde kehrten wir in das Haus meines Vaters zurück, wo es zu Ehren des hohen Festtags die üblichen Bratwürste mit Bockbier gab, und da ließen wir uns denn von der großen Gesellschaft gebührend bewundern. Die ganze Vettern- und Basenschaft war mit einigen Freunden der Familie da versammelt, auch Nettys Eltern fehlten nicht. Alle Eorgnons richteten sich auf die beiden Kinder, als sie nun Hand in Hand zur Thüre hereingingen.

„Reizend, ganz reizend,“ wisperte es. „Schaut nur die Haltung von dem Buben an. Ja, und erst die Kleine! Herzig, ganz herzig! Der Stolz von den zwei'n! Der reinste Hochzeiter und die reinste Hochzeiterin!“

So leis sie auch gesprochen waren, die letzten, verhängnisvollen Worte, wir beide hatten sie doch deutlich gehört. Verlegen lachten wir uns an.

Alles klatschte in die Hände und drehte sich zu der hübschen jungen Frau, die uns feierlich zusammen gegeben hatte.

„Nun ja, warum denn nicht?“ rief sie lachend. „Das ist leicht möglich. Die zwei passen doch famos zusammen.“

Meine Mutter fand es für gut diese Unterhaltung damit abubrechen, daß sie jedem von uns eine große Bratwurst in den Mund steckte, aber mein gutgelaunter Vater, dieser Abgott Nettys, zog die Kleine zu sich, indem er ihr unter dem Jubel der ganzen Gesellschaft einen Kuß gab als künftiger Schwiegervater.

Und damit segnete er vor aller Welt das Bündnis ein, das von den ersten Jahren an zwischen Kindern und Eltern als eine Art stillschweigenden Übereinkommens gegolten hatte.

„Die zwei kriegen sich einmal,“ hatte man oft gescherzt, wenn man uns spielen sah, und die Eltern fragten sich lachend, wann denn die Hochzeit stattfinden sollte. Das war natürlich immer ein schlechter Witz gewesen, aber von heute an, wo man die beiden Kinder in den festlichen Kirchenkleidern öffentlich verkündete, war die Sache offiziell vollzogen, wenigstens für Netty und mich. Ich betrachtete sie als meine Gemahlin und erhob im Nebenzimmer, wohin uns die immer sorgliche Mutter geführt hatte, mein volles Glas auf gute Ehe und langes Leben.

Meine angebetete, kleine Frau erwiderte mit einem zärtlichen Kusse. Ihr hatte die Sache nicht minder eingeleuchtet, und nun entwarf sie, dicht an meine Seite geschmiegt, köstliche Pläne für die Zukunft. Vor allem überraschte sie ihren eben angetrauten Gatten mit der freudigen Nachricht, daß sie schon in der allernächsten Zeit ein ganz kleines Kind bekommen werde. Jawohl! In zwei Wochen sei ihr Namensfest, und dazu hätte sie sich's gewünscht. Leider könnte es kein Junge sein,

das sei nun mal verpaßt, sie hätte sich ausdrücklich ein kleines Mädchen bestellt. Natürlich, wenn sie die leiseste Ahnung gehabt hätte von der plötzlichen Vermählung, dann hätte sie wohl Rücksicht genommen, denn die Väter setzten sich's nun mal in den Kopf, als erstgebornes einen Thronerben zu haben, aber jetzt sei es eben, wie gesagt, leider zu spät. Das brachte sie alles so wunderbar heraus, daß ich in heiliger Rührung einen zärtlichen Kuß auf die reine Stirne der werdenden Mutter drückte und ihr tief in die schönen, dunkeln Augen sah. Auch sie lächelte mich ganz glücklich an.

„Freust du dich?“ fragte sie leis.

Was sollt' ich ihr antworten? Ganz närrisch ergriff ich ihre Hand und legte meinen Arm um ihre Schulter.

Draußen stieß die Gesellschaft an und lachte laut durcheinander, wir aber blieben so sitzen in der Ecke des braunsamntenen Sofas, eng verschlungen, die ganzen glücklichen Stunden, die man uns schenkte. Zu Anfang sprach keins mehr ein Wort. Jedes empfand den feierlichen Ernst des bedeutsamen Vorgangs, ja Netty hatte sogar Thränen in den Augen, als sie ihr Lockenhaupt mit dem zarten Rosenkränzlein an meine Schulter lehnte. In diesem Augenblick nahm ich mir vor, ganz überwältigt von frohen Gefühlen, dieses teure Wesen, das nun ganz mir gehörte, zu verteidigen bis an mein Ende.

Erst dann, als die Mutter wieder ins Zimmer trat und uns Süßigkeiten brachte, löste sich das Schweigen, und wir gedachten wieder des Lebens. Gemeinsam besprachen wir unsere künftige Einrichtung. Wir entschlossen uns nach langem Überlegen das kleine Sommerhäuschen unseres Gartens als ständige Wohnung zu beziehen. Netty versprach mir eine hübsche

Aussteuer mitzubringen, von den feinsten Vorhängen bis zum letzten Kehrbesen und Nudelbrett.

„Du kennst doch meine neue Küche?“ fragte sie. „Eine gute Hausfrau muß selber wirtschaften und darf nicht alles dem Personal überlassen.“

Richtig! Die Dienerschaft, die hätten wir ja bald vergessen! Woher bekommen wir die? Auch da wußte die praktische Gattin sofort wieder Bescheid.

„Wir brauchen eine Köchin, eine Jose und einen Bedienten,“ sagte sie wichtig.

„Ja, aber wer . . .“

„Nur ruhig, das hab' ich mir alles überlegt. Als Köchin engagier' ich mir eine von den Töchtern des Löwenapothekers, als Jose vielleicht die Hermine, wenn sie sich gut führt . . .“

„Und zum Bedienten?“ fragte ich ungeduldig. Ein teuflischer Plan wurde in mir wach, aber ich wagte ihn selbst nicht auszusprechen.

Sie sann ein bisschen nach. Plötzlich aber sprang sie in die Höhe und packte mich beim Rocke.

„Zum Bedienten?“ rief sie übermütig lachend. „Da nehm' ich den Siegfried, ja, ja, den Siegfried! Und den nenn' ich dann Jean! Ha, ha, ha!“

Ausgelassen hüpfte sie um mich herum. Ich klatschte laut in die Hände. Das war ja auch meine Absicht gewesen. Hurrjeh! Der Herr Graf als Sakai, als Jean! Mir imponierte das ganz außerordentlich. Wenn er nur auch so einfältig wäre, die Stelle anzunehmen, meinte ich.

„Der soll sich unterstehen,“ sagte Netty mit blitzenden Augen und riß mich ein paarmal im Kreise herum.

Aber so ganz wollte es mir doch noch nicht recht in den

Kopf, die Sache mit dem Personal. Es konnte lästig werden und uns stören in Augenblicken, wo wir allein sein wollten.

Wieder lachte sie herzlich.

„Dafür laß nur deine Frau sorgen. Ich schick' sie zur rechten Zeit schon wieder davon, und Sonntags haben sie ja ohnehin ihren Ausgang.“

Nun war ich wieder beruhigt und konnte mich von Herzen des jungen Glückes freuen, das wir noch am selben Abend da draußen an der alten Stadtmauer unter dunkeln Kastanien und alten Buchen errichteten.

In den ersten Tagen gab es zwar eine kleine Ehestands= szene, die aber schnell wieder beglichen wurde. Ich hatte nämlich dunimer Weise geglaubt, ein junger Ehemann müßte auch was vorstellen im Leben und einen Beruf ausüben, der ihn sicher ernährte. Darum rückte ich mit meinem großen Kauf= laden an und putzte fein säuberlich seine Tonnen und Tabak= töpfe in der edeln Absicht, mich als Spezerei= und Kolonial= warenhändler aufzuthun. Aber da kam ich bei meiner Hochzeiterin schön an. Ganz außer sich geriet sie über diese wahnsinnige Idee, wie sie's nannte. Einen Kaufmann! Ja, wenn sie das gewußt hätte, dann wäre sie diese Verbindung nie eingegangen. Ob ich wohl dachte, daß sich so ein Pfeffer= sack, so ein Krämer, so ein schmieriger Schubladenzieher je einen Grafen als Bedienten leisten könnte? Pfui, dreimal pfui über einen solchen Geschmack!

Ganz bestürzt fühlte ich mich zum erstenmal von der kleinen Person geschoben und selbst ein bischen als Bedienten. War es vielleicht doch kein bloßes Phantasiegebilde, das ewige Schreckensgespenst vom Pantoffel in der Ehe?

Ich liebte meine Hochzeiterin viel zu innig um lange

darüber nachzugrübeln. Gehorsam warf ich den Kaufladen zum Fenster hinaus und eröffnete zwei Tage später mit Zustimmung der Netty eine ausgedehnte Praxis als geheimer Medizinalrat und Universitätsprofessor. Leicht und schmerzlos hatte sich dies schnelle Umsatteln vollzogen und, seltsam genug, für einen Professor schien es, nach Nettys friedvollem Schweigen zu urteilen, durchaus entsprechend zu sein, daß ihm ein Graf die Gänge besorgte, die Stiefel putzte und die Besuche anmeldete.

Denn auch solche bekamen wir im Laufe der nächsten Monate, von gleichalterigen Herrschaften sowohl, wie wir immer sagten, einmal sogar von einer Erwachsenen. Und dieser letzte Besuch sollte unserm jungen Hausstand recht gefährlich werden.

An einem heißen Sonntagnachmittag war es. Ich ruhte im Schatten einer Akazie und las ganz vertieft in einem Buche. Nicht weit von mir saß Netty vor unserm Häuschen und wiegte das Kind. Hoch über die glückliche, junge Mutter wölbten sich die alten Stämme zu einer undurchdringlichen Kuppel, sodaß nur wenige Sonnenstrahlen über den tiefgrünen Rasen dahinhuschen. Aller Lärm von der Straße her war verstummt, in breiter, sommerlicher Ruhe lagerte der verborgene, lauschige Garten. Da tönte plötzlich ein lautes Gelächter aus den nahen Gebüsch. Ich fuhr zusammen, denn mir hatte es zuerst gar nicht gut geklungen, fast höhnisch und frech. Und weil ich nichts mehr haßte als wohlfeilen Spott über unser Spiel, das wir tiefernst nahmen, drehte ich mich mit hochrotem Gesichte nach der Stelle, wo das Lachen geklungen hatte. Aber im selben Augenblicke kam ich mir doch als der dümmste Kerl vor. Das war ja Tante Mali, dieselbe freundliche junge Frau, die am Frohnleichnamstag aus uns beiden ein glückliches Paar

gemacht hatte! Dort stand sie am Rande der Böschung, unsere gütige Wohlthäterin, und lachte schon wieder, daß die weißen Zähne blitzten. Netty war schon auf sie zugesprungen, und nun blieb ich auch nicht mehr zurück, sondern küßte ihr eifrig die Hände.

„Wollte mich nur mal nach euch umsehen,“ sagte sie sehr liebenswürdig und ließ ihre großen, braunen Augen über den Garten gleiten. Dann machte sie einige Bemerkungen über unsere famose Einrichtung und sah freundlich bald auf Netty, bald auf mich.

„Das ist ja ein herrlicher Spielplatz,“ meinte sie.

„Gelt, Tante?“

„Da könnt ihr tüchtig herumspringen.“

„Das thun wir auch jeden Tag,“ sagte Netty.

„So, jeden Tag seid ihr hier?“

„Das glaub' ich,“ fiel ich ihr ins Wort, „so gehört sich's doch auch für Mann und Frau.“

Sie lächelte:

„Also geht's gut in der Ehe?“

Wir wußten ihr gar nicht genug zu erzählen von unserm Glücke.

„Und ihr bleibt euch treu?“

„Fürs Leben, Tante, fürs Leben!“

„Nun ja, spielt nur so fort, dann wird es schon einmal Ernst werden.“

Daß ein Erwachsenes so mit uns redete, war eine Auszeichnung, die wir zu würdigen wußten. Ich empfand sie vielleicht noch tiefer als Netty, denn ich sah dankbar zu der großen, vollen Frau empor, sodaß sie mich nachdenklich betrachtete und endlich sagte:

„Warum schaust du mich so an?“

„Weil du so gut mit uns bist,“ stotterte ich verlegen, denn ihre Augen hatten etwas ganz seltsames.

Sie lächelte:

„So, deshalb?“

„Freilich, Tante Mali,“ mischte Netty sich jetzt ein, „es ist sehr lieb von dir, daß du dich unserer erinnert hast.“

„Aber ich werde doch meinen Hochzeiter und meine Hochzeiterin nicht vergessen“, scherzte sie.

„Eben, das ist so lieb,“ meinte Netty wieder, „du bist die einzige, die uns ernst nimmt von den alten Herrschaften.“

Flüchtig sah Tante Mali auf die Kleine. Ihr Lächeln war auf einmal verschwunden, ihre Lippen verzogen sich, und täuschte ich mich nicht, dann entfloß ihrem Munde etwas ähnliches wie „frecher Pams“. Ich sah mit Entsetzen, welchen argen Verstoß meine junge Frau gegen guten Ton und Sitte begangen hatte und suchte mit weltmännischer Gewandtheit alles wieder gut zu machen. Aber gleich nach den ersten Sätzen merkte ich, daß ich uns beide nur noch tiefer hineinritt. Das böse Wort war einmal gesprochen, und ich konnte nichts mehr verbessern, wenn ich auch eifrig versicherte, daß wir unter dem sogenannten Alter nichts anderes verstünden als Ehrfurcht vor Leuten, die eben wirklich alt wären, wenigstens älter als wir selbst. Tante Mali gab keine Antwort, sondern sah mich nur immer durchbohrend an. Um einen letzten Versuch zu machen, bot ich ihr in meiner Verzweiflung die Patenschaft bei unserm noch ungetauften Kinde an, aber da verdarb ich es wieder mit Netty, die mir vor Tante Mali einen festen Stoß in die Hüfte versetzte. Jetzt wußte ich rein nicht mehr, was ich sagen sollte. Jedes meiner Worte, so gut beabsichtigt,

verwandelte sich auf meinen Lippen zu einem scharfen, zweischneidigen Schwert, und so stand ich denn tiefunglücklich zwischen den beiden, die auch die Sprache verloren zu haben schienen. Es waren peinliche Minuten, und mir fiel eine Last vom Herzen, als Tante Mali endlich ihre Augen von mir hinwegwandte, noch einmal den ganzen Garten forschend hinablickte und dann von dannen ging. Sie reichte Netty dabei kaum die Hand, nur ich durfte mich merkwürdiger Weise größerer Gunst erfreuen, denn an der Gartenthüre, wohin ich sie als galanter Hausherr geleitete, gab sie mir noch einen herzhaften Kuß und nannte mich einen guten Jungen. Jetzt meinte ich natürlich, es sei alles wieder gut und war ganz erstaunt, als ich bei meiner Rückkehr die Kleine ganz aufgelöst in Schmerz und Thränen vorfand. Unser armes Kind war auf die Erde geschleudert und streckte alle viere von sich.

„Netty, was giebt's denn?“

„Das ist schändlich, ganz schändlich!“ rief sie.

„Aber Tante Mali hat's ja nicht so gemeint.“

„Ah! du verteidigst sie?“

„Na, wenn sie nun auch so was gesagt hat . . .“

„O, davon red' ich garnicht einmal, am gemeinsten war ihr Benehmen.“

„Wieso?“

„Meinst du, ich hätt's nicht gesehen, wie sie dir den unverschämten Kuß gegeben hat? Und wie sie dich erst anschaut hat?! Was hat sie denn hier zu suchen?“

Mein Staunen wuchs ins grenzenlose. So etwas hatte ich nicht für möglich gehalten!

„Netty,“ sagte ich ganz fassungslos, „wenn mich eine alte Dame anschaut, das macht doch nichts.“

Sie weinte immer weiter. Das Mädchen war mir ein großes Rätsel.

„Laß dir sagen, Netty, du darfst Tante Mali . . .“

Da gab sie mir wieder einen Stoß, und ihr nasses Gesicht verzerrte sich in bockbeiniger Wut.

„Nenn' sie doch nicht Tante, die freche Person! Sie ist ja weder mit dir, noch mit mir verwandt, Gott sei Dank, nicht ein bißchen ist sie's, nicht einmal von der hundertsten Suppenschüssel.“

„Aber wir haben sie doch immer Tante geheißt.“

„Ich nenn' sie nicht mehr so, ich schau' sie überhaupt nicht mehr an, ich mag sie nicht mehr.“

„Aber warum denn?“

„Sie ist falsch und hinterlistig.“

„Woher weißt du das?“

„Heut hab' ich's gesehen.“

„Wo denn?“

„Hier, auf der Stelle.“

„Ja, wie denn, sag mir nur, wie?“

„Das verstehst du nicht, wenn ich's auch sage.“

Nein, das verstand ich wirklich nicht. Diese Eifersucht war ja lächerlich, das überstieg meine Begriffe. Wenn sie mich bei der Köchin, bei der Jose ertappt hätte, oder bei einer Freundin ihres Alters, dann hätte ich ihre Wut begreiflich gefunden, aber wenn mir Tante Mali nicht einmal mehr einen Kuß geben durfte, dann konnte Netty ja auch mit meiner Mutter Skandal anfangen. Ich sagte ihr nicht, daß ich ihr Benehmen sehr unversöhnlich fand, sondern hob die Puppe vom Rasen und hielt sie ihr vors Gesicht:

„Schau da, Netty, unser Kind!“

Rührte sie dieser Anblick nicht, dann war sie eine Rabenmutter. Und richtig, sie stieß es heftig von sich.

„Ich mag's nicht mehr sehen.“

Das wurde mir aber doch zu viel.

„Schäm' dich, Netty, schäm' dich, du hast kein Herz.“

Halb traurig, halb trotzig ergriff sie das rechte Bein der Puppe.

„Die Kleine kriegt ja den Blutsturz,“ mahnte ich.

Nun packte sie ihren Pflegling beim linken Fuß, und gleich darauf fing sie wieder laut zu weinen an, ganz unglücklich und schmerzzerissen. Das rührte mich so, daß sich gar bald auch meine Thränenröhren in Bewegung setzten, und nun heulten wir gemeinsam eine Viertelstunde in allen Tönen.

Mit dem ersten Dufte war es vorbei, für immer vorbei seit jenem Unglückstage. Wir kamen wohl noch im Garten zusammen und fuhren die Puppe im Kinderwagen spazieren, wir nannten uns auch ferner noch Mann und Frau und schritten Arm in Arm die Promenaden entlang, aber wir spielten eben, was wir früher gelebt hatten. Es war nicht mehr das rechte, und wenn wir sie noch fortsetzten, die große Kinderei, so thaten wir's mehr, um uns nicht lächerlich zu machen vor den andern. Verborgnen blieb es ihnen ja trotzdem nicht, was mit uns vorgegangen war. Die nächsten Tage sollten es uns schon zeigen. Das Dienstpersonal wurde rebellisch. Die Köchin kündigte den Dienst, die Jose wurde immer frecher, nur der Jean, der gute Jean, war noch gerade so willig wie früher, wenigstens schien es so. Er that seine Schuldigkeit, obwohl ihn die andern gehörig aufhetzten und einen dummen Burschen nannten, weil er sich alles gefallen ließ von einer Herrschaft, die schon dicht vor dem Bankerott stand.

Aber auch ihm sollte ich gar bald auf niederträchtige Schliche kommen. Sein ganzer Dienstfeier war bare Heuchelei, denn ich ertappte ihn, als er Netty mit der ganzen Unverschämtheit zudringlicher Domestiken einen Kuß anbot. Sie wies ihn entrüstet zurück, und ich prügelte den frechen Burschen zum Garten hinaus. Dann eilte ich zu den andern zurück und suchte unsere Autorität wieder herzustellen. Alles vergebens. Die frechen Mädchen lachten mich aus, ja, die Köchin drehte mir sogar eine lange Nase und rief höhniisch:

„Ach Gott, der Herr Hochzeiter, der gnädige Herr Hochzeiter!“

Nun war es ganz aus. Die schöne Zeit kehrte nie wieder, denn es schien, als hätten alle Winde diese spöttische Verdrehung des einst so heiligen Wortes weit in die Welt getragen, damit ein jeder seine frechen Augen unter gemeinem Geficher auf unser schönes Geheimnis richte. Wo ich hinkam, in die Schule, auf den Turnplatz oder in die Kirche, tönte er mir überall entgegen, der verzerrte Name, aus dem ungewaschenen Munde so manches frechen Bengels, und öfters riefen mich auch Erwachsene dabei:

„Buberl, wann heiratst denn?“ fragte mich einer.

Und das war sogar der Mann von Tante Mali, ein Kunstmaler mit braunem Vollbart und braunem Sammtjakett. Auch der mußte höhnen!

Das war kaum mehr zu ertragen, und ich wurde noch unglücklicher, als ich merkte, daß es meiner armen Hochzeiterin um kein Haar besser ging in der elenden Welt. Ganz verzweifelt fiel sie mir um den Hals, da sie einmal des Abends in unsern Garten schlich.

„Mit den Fingern deuten sie auf mich,“ schluchzte sie.

„Wer denn?“

„Alle Mädchen, und die Tochter vom Pedell hat sogar gesagt, ich sei der Verdammnis verfallen, weil ich mich mit einem Mannsbild eingelassen hab'.“

Hätte ich nur die Erlaubnis bekommen, diese nichtsnutzige Bande in Grund und Boden hauen zu dürfen!

„Sei gut, Netty,“ flüsterte ich, „deswegen spielen wir zwei ja doch ungeniert weiter.“

„Nein, nein.“

„Warum denn nicht? Jetzt wirtschaften wir eben ohne Personal, denk' mal, das ist ja doch noch viel schöner. Da sollen sich dann die andern grün und blau ärgern.“

Sie schüttelte traurig den Kopf und begann noch stärker zu weinen.

„Was hast du denn?“ fragte ich besorgt.

„Es ist vorbei mit uns.“

„Vorbei?“

„Ja . . . nächste Woche, da . . . da . . . soll ich . . . ich ins Kloster.“

Mir wurde es Nacht vor den Augen. Also das hatten die Barbaren, diese grausamen Eltern, dem armen Kinde noch aufgespart! In trübselige Mauern wollte man Netty sperren — ich konnte es kaum fassen.

„Wie . . . wie kommt denn das, Netty?“ flüsterte ich.

„Ach, die Mama hat's schon lang vorgehabt, vorgestern war sie dort im Kloster und da, da . . . da haben sie mich angenommen.“

Jetzt aber gährte es mächtig in mir.

„Glaubst du, daß ich das leid'? Ich sag' dir, ich leg' mich vor die Lokomotive.“

Sie streichelte zärtlich meine Backen.

„Nein, thu's nicht, ich bitt' dich drum.“

„Doch, doch, ich thu's!“

„Ich bitt' dich, der Papa, der ist im Stand und läßt den Zug trotzdem abfahren.“

„Dann red' ich noch mit deinem Papa.“

„Der hört nicht mehr.“

„Macht nichts, macht nichts.“

flehend hob sie die Hände:

„Bitt' schön, nicht!“

Ganz ratlos legte ich meinen Arm um sie und wanderte mit ihr den dämmernden Garten ab. Ein trauriger Gang, ohne Lachen, ohne Worte. Die welken Blätter der Kastanienbäume brannten wie lodernde Flammen uns zu Häupten, und das abgefallene Laub der Büsche und Sträucher raschelte auf den weitverzweigten Kieswegen mit eigentümlichen Lauten unter unseren Tritten.

Wir gingen dicht aneinander gelehnt, aber jedes blickte wie betäubt in eine andere Richtung. Der nahe Abschied lag drückend auf uns. Erst vor unserm Häuschen hielten wir ein und betrachteten gleichzeitig noch einmal diese Stätte entschwendener Herrlichkeit. Ein trostloser Anblick! Die treulose Dienerschaft hatte sich verlaufen und Haus und Herrschaft ihrem traurigen Schicksal überlassen. Thüren und Fenster standen offen, und auf dem Boden, wo der Staub fingerdick ruhte, lag es bunt umher von zerbrochenen Küchengeschirren, von schmutziger Kinderwäsche, von Schürzen und Kleidern. In der leeren Badewanne jedoch, die auf einem zerfetzten Rohrstuhl stand, saß unser Kind, nackt und unversorgt, der Kälte preisgegeben.

Da packte uns beide ein furchtbarer Jammer. Laut weinend fielen wir uns in die Arme, und hier im Angesicht des einstigen Glückes, das nun die Menschheit so grausam zerstört hatte, gelobte ich meiner Hochzeiterin mit bebender Stimme und heißen Küssen unverbrüchliche Treue bis übers Grab hinaus. Dem armen, mutterlosen Kinde versprach ich ein Vater zu sein, wie man einen bessern nicht finden sollte. Heute noch wollte ich's zu mir nehmen, das teure Vermächtnis meiner scheidenden Netty, und wie meinen Augapfel wollte ich's behüten. Dann besann ich mich, daß ich der Mann sei, der jetzt Mut und Entschlossenheit zeigen müsse, um der Geliebten den Abschied nicht noch schwerer zu machen.

Ich trocknete meine Thränen und gab ihr beide Hände. Lange hielt ich sie fest, und immer näher zog ich sie heran, bis ich ihren Atem spürte.

„Geh nur ins Kloster,“ sagte ich, „wir schreiben uns alle Tage zweimal, früh und abends.“

Sie nickte mir zu und küßte mich:

„Du behältst mich lieb?“

„Ewig, ewig, Netty.“

Zur Beteuerung hatte ich die Hand aufs Herz gelegt und fest in ihre Augen geschaut.

Sie lächelte glücklich.

„Das ist recht, ach, das ist schön — jetzt reis' ich ruhig.“

„Das kannst du, Netty! Und weißt du, wenn wir endlich einmal fertig sind mit der dummen Schule und mit dieser scheußlichen Jugendzeit, wenn man uns nicht mehr Bub und Mädels heißen darf, sondern Herr und Fräulein, dann geh' ich 'nauf zu deinem Papa und halt feierlich um dich an in Frack und Cylinder.“

„Ja,“ rief sie freudig, „dann können wir wirklich heiraten.“

„Die paar Jahre warten wir halt noch in Gottes Namen, es macht ja am End nichts. Ich bleib' ja doch dein Hochzeiter.“

„Und ich deine Hochzeiterin.“

Ein letzter Kuß noch, ein letzter Händedruck, und wir gingen auseinander.





urch die Blätter der Weide dringt es zu mir mit sanften, wehmütigen Klängen. Von der Klosterkirche kommt sie herüber, die einfache Melodie, verschwinmend wie aus unendlichen fernem, und tief in den See summt sie hinein, in die kräuselnden, lispelnden Wellen, weich und gedämpft wie ein Lied vom scheiden und gehen. Die Orgel spielt's, und Kinderstimmen singen's nach in ernstern, getragenen Rhythmen.

Noch einmal ruft es mir alles zurück von dem trübseligen Herbstabend: Den letzten Blick, das letzte Lebewohl und die Thränen der Kleinen, dann aber, als es immer noch weiter klingt, so traurig und klagend, da dämmern düstere Tage empor, die dem Abschiede folgten. Und nun ist mir's, als zöge es schneidend vom Wasser herauf, als fiele das Laub der Bäume und Büsche auf Ufer und Wellen, und als hüllten sich Berge und Buchten in graue, dampfende Nebel. Erloschen die Sonne, verschwunden die Farben, zu Eis erstarrt die fluten um Schilf und um Nachen. Tiefe Stille über der Landschaft, aber ein hartes, grausames Schweigen ist es, nicht die gesättigte

Ruhe des Sommers mit den vollen Atemzügen der fruchtbaren Erde. Schwer und beängstigend zieht sich's hinab von der ganz erstorbenen Insel über den weißgrauen See zu toten Gestaden.

Und dort seh' ich einen herumwaten in fußtiefem Schnee, einen jungen Kerl, ratlos und hilflos. Ganz verzweifelt sucht er das Ufer ab, aber wo er anklopft, an verschneiten Höfen und Hütten, wird er ausgelacht von Bauern und Knechten, denn niemand ist so unvernünftig, den hergelaufenen Stadtbuben über den halbgefrorenen See zu fahren, wonach er immer verlangt. Die Zähne schlagen ihm scharf aneinander, und die blauen Hände hat er in beide Taschen gesteckt, denn er friert, der kleine Bursche, und fühlt sich nicht wohl in der Fremde. Seine erste Reise ist es, die er allein unternimmt, und die bekommt ihm übel genug. Ihn drückt ein knurrender Magen und ein schlechtes Gewissen, denn er hat nichts gegessen den ganzen, langen, traurigen Tag, und obendrein ist er am frühesten Morgen durchgebrannt vom Hause der Eltern. Soll nun die ganze Mühe wirklich umsonst sein, soll er sein Ziel nicht einmal erreichen, das alte Kloster, wo sie wohnt, der all die Angst und die geheimnisvolle Flucht gegolten hat? Nein, er muß hinüber, und wenn es sein Leben kostet, denn in seiner Brusttasche trägt er ja, wohlverwahrt, einen schön geschriebenen Brief, den er manchmal herausholt und immer wieder überfliegt, obwohl er ihn schon hundertmal gelesen hat.

„Eine schwere Mitteilung habe ich dir zu machen, mein Vester,“ hieß es da gleich auf der ersten Zeile. „Aber ich kann nicht anders. Diesen Brief bringt dir heimlich die Hermine, die mich mit ihrer Mutter besuchte. Mir ist es so traurig, seit ich dich nicht mehr gesehen habe, aber doch

ist es hier lieb und schön, was mir ein großer Trost ist, sodaß ich ganz bleiben möchte, weil ich gern hier bin. Wer weiß, wie es mit uns zweien werden würde? Das ist alles so unsicher. Ich habe auch schon viele neue Freundinnen, die Sophie, die Elise und andere. Mein Ideal aber ist die brave Schwester Gervasia. Dieselbe ist zu gut mit mir und nimmt sich meiner besonders an. Wir beten immer den ganzen Tag, und möchte ich selbst so werden wie sie und am liebsten ganz hier bleiben und nicht mehr in die Welt gehen. Und das würde für uns beide das beste sein, so sehr lieb ich dich gehabt habe. Ich glaube nicht, daß ich meinen Entschluß noch ändern werde, so sehr leid es mir für dich thut, du armer, verlassener Junge. Dagegen will ich Tag und Nacht für dich beten, das verspreche ich dir.

Herzlichen Gruß!

Deine treue

Netty.

P. S. Hermine weiß nicht, daß ich Klosterfrau werde, sage ihr nichts, sie schwätzt. Auch den andern sage nichts, es ist alles noch strenges Geheimnis. Verbrenne diesen Brief sofort, und schreibe mir ja nie wieder, denn die Schwestern waren sehr böse über deine vielen Briefe. Nun, lebe wohl, der Bogen ist zu Ende, und muß ich leider schließen.“

Es war der einzige Brief, den sie ihm geschrieben hatte, dem traurigen Buben, seit der Abschiedsstunde vor dem verlassenen Häuschen. Der einzige Brief, trotz aller heiligen Schwüre, und der war so furchtbar, daß der erschreckte, dumme Kerl sich am andern Tag mit ein paar gepumpten Kröten in die Bahn setzte, um das Kloster zu erreichen und die Treulose in dem furchtbaren Augenblicke vom Altar hinwegzureißen,

wo sie den Schleier nehmen wollte. Eine böse Reise, diese winterliche Fahrt durch das kalte, unwirtliche Land. Der feste Abenteuerer sah die Welt zum erstenmal in ganz anderm Lichte, und so mancher schöne Traum ging unrettbar verloren, während der feuchende Zug in den finstern Morgen hinausfuhr. Schon gleich am Bahnhof gab es die erste Enttäuschung. Wie war das so kalt, so abweisend in der bereisten Halle, alles in Dampf und Nebel gehüllt, die Leute so grob und kurz angebunden. Dann dies endlose Dahinrollen in dem dumpfen Coupé, wo qualmende Viehtreiber gemeine Reden führten, und gar erst die Ankunft auf der dichtverschneiten Station, das herumirren, das suchen, die lauernden Blicke der Gefragten, und schließlich nach stundenlangen Kämpfen die trostlose Gewißheit, daß das Kloster trotz aller Anstrengungen unerreichbar blieb hinter den kreisenden Nebeln, die gleichmäßig See und Insel bedeckten. Das war ein harter Schlag, aber noch nicht der bitterste des ereignisvollen Tages. Denn als es zu dämmern begann über den weiten Schneefeldern, und der kleine Kerl ganz ermattet wieder zum Bahnhof wankte, da fing ihn auf der dunkeln Straße ein Landgensdarm ab, der ihm seine unverlangte Begleitung bis zum Zuge schenkte und ihn peinlich verhörte. Erst nachdem er Namen und Wohnung der Eltern sorgfältig notiert hatte, ging der Grünrock wieder von dannen und ließ den jungen Strolch, den er noch ganz besonders der Wachsamkeit des Schaffners empfohlen hatte, mit einem nagenden Bewußtsein nach Hause fahren.

Nun war es auf lange vorbei mit dem Hochzeiter und mit der Hochzeiterin.

Die schreckliche Heimkehr bereitete diesen Phantasieen vergangener Kinderjahre ein jähes Ende, und der schwergekränkte

Vater machte dem elenden Landstreicher auf besondere Weise begreiflich, daß er nichts weiter sei als ein fauler Schuljunge, der unter sehr strenge Fuchtel, aber nicht vor den Traualtar gehörte.

Es kam eine schlimme, traurige Zeit. Kein lautes Wort durfte gesprochen werden im Hause, die Thüren wurden geschlossen, als läge eines auf Leben und Tod, und über die Gänge und Treppen huschte man dahin wie auf Gummisohlen. Ein Wintertag löste den andern ab, und manchmal zog es so kalt durch die stillen, weiten Räume wie über den verschneiten See an jenem Tage, den mir die wehmütige Weise ins Gedächtnis zurückgerufen hatte.

Inmer noch zittert er nach in mir, der ernste, summende Ton der Orgel, mit feinen Schwingungen gleitet er fort durch trübe, vergessene Zeiten, und stärker schwillt er über den See hinaus, als sie jetzt alle wieder lebendig werden, die Stunden des verzweifelten Wartens und der bangen Sehnsucht nach Frühling und Sonne. Ein Wiedersehen, nur ein einziges Wiedersehen! Das träumte ich mir, wenn ich in meiner Stube saß und über die aufgelegten Bücher hinweg an die grauen Wände des Hofes starrte. Diese frohe Zuversicht hatten mir alle Strafen des Vaters nicht rauben können, und es war als fühlte der Himmel selbst Mitleid mit mir, nachdem mich die Menschen alle verlassen hatten. Er sandte mir einen wirklichen Engel in Gestalt von Tante Mali, der von meiner Hochzeiterin so schwerverkannten, edlen Frau.

„Sei nur gut,“ flüsterte sie mir eines Abends beruhigend zu. „Die Netty bleibt nicht im Kloster. Ich weiß es. Sie kommt schon wieder, und dann arrangier' ich alles, und wenn dein Vater auch noch so böß ist.“

Die Gute! Ich erzählte ihr alles, was ich auf dem Herzen hatte, und das war nicht wenig.

Lächelnd hörte sie mir zu:

„Sag' nur nie den andern etwas,“ warnte sie mit erhobnem Finger.

Ich wäre ja lieber gestorben! Überdies bestand auch keine Gefahr. Jede Geselligkeit war mir streng untersagt, mein Vater bewachte mich ängstlich wie der Wärter seinen Gefangenen. Tante Malis Sorge war also unbegründet.

Nur einmal vergaß ich ihre Warnungen und platzte los. Das war in der Schule. Der Herr Professor hatte es nämlich für gut befunden, mich nach der Rückkehr von der unglückseligen Reise zum abschreckenden Exempel auf eine eigene Strafbank zu setzen, und dorthin richteten sich jedesmal die hämischen Blicke meiner Mitschüler, wenn ich in die Klasse trat oder aufgerufen wurde. Hohn und Spott warfen sie dem Verlassenen hinüber, und das ganz verschmitzte, elende Möbel, auf dem ich meine Glieder kaum zurechtlegen konnte, nannten sie immer: die Ehestandskutsche.

„Flott fährt er daher, der Herr Hochzeiter,“ hieß es.

Dieser Name war mir aufgeprägt wie dem Sklaven das Zeichen seines Herrn.

Lang trug ich diese niederträchtige Schändung, aber eines Nachmittags, als sie wieder alle um mich herumstanden und mir die Zunge streckten, schwand mein Langmut.

„Geht fort von mir,“ rief ich drohend.

Die Antwort war ein dröhnendes Gelächter. Ich zitterte vor Wut. Am stärksten empörte mich, daß mein Freund Siegfried, dieser ehemalige Bediente, sich besonders unter den Brüllern hervorthat. Dieser rachsüchtige Freund! Das war

ihn jetzt eine willkommene Gelegenheit mir alles heimzuzahlen.

„Schaut ihn nur an,“ rief er spöttisch, „der möchte sich gar rühren!“

„Der Tropf, der nichtsnutzige,“ lachten die andern.

„Von der Bank sollt ihr weggeh'n,“ schrie ich außer mir.

Nicht einer achtete auf meine Worte. Der Siegfried aber zog einen Schuljungen zu sich und wies ihn höh'nisch auf mich.

„Gelogen hat er auch,“ kicherte er. „Renommiert hat er. Das Mädel hat ihn gar nie gemocht. Er hat sich nur 'ran-gedrängt.“

Ich trat aus dem Verschlag heraus, meiner kaum mehr mächtig.

„Das nimmst du zurück,“ sagte ich.

„Keine Ahnung,“ lachte er.

„Ich rat dir's im guten. Die Netty hat nur mich geliebt, aber nie einen andern.“

Mit brüllendem Gelächter fiel der ganze Chor der Buben ein:

„Nur ihn geliebt . . . nur ihn geliebt . . . habt ihr's gehört? Netty hat nur ihn geliebt . . . So ein Hanswurst! Der muß zum Theater!“

Jetzt ging ich direkt auf den Siegfried los.

„Nimm das zurück, was du gesagt hast,“ tobte ich.

„Fällt mir nicht ein,“ antwortete er. „Das Mädel hat sich gar nichts aus dir gemacht. Mich hat sie abgebuffelt, so oft ich's verlangt hab.“

Im nächsten Augenblicke wußte ich nicht mehr, wo ich hinschlug mit beiden Fäusten, nur das eine merkte ich an dem mörderischen Wutgeheul, daß meine Hiebe trefflich sitzen mußten.

Der hereinstürzende Lehrer machte dem Skandal ein Ende und stellte sodann von seinem hohen Sitze im tiefsten Tone sittlicher Entrüstung fest, daß ich dem Siegfried das linke Auge halb eingehauen und einem andern Buben die Nase breitgeschlagen hatte. Die Verletzten ließ er zum Brunnen, den Ulltentäter in den Karzer führen, und die Folge dieses tieferschütternden Vorfalls, wie der Herr Lehrer die Prügel nannte, war für den bösen Jungen, daß es noch trauriger, noch stiller um ihn wurde wie zuerst. Aber je mehr sich meine Aussichten vergrößerten, in allernächster Zeit von der Schule gejagt zu werden, je trostloser sich das Leben im Hause gestaltete, je strenger mein Vater verfuhr, um so eifriger nährte ich meine Hoffnung auf bessere Tage. Einmal mußte es ja anders werden, und das Wiedersehen sollte mich dann für alle Unbill reichlich entschädigen.

Tag für Tag malte ich sie mir aus, diese große Stunde, und die schnöde Welt ließ mir ausgiebig Zeit, mich entsprechend darauf vorzubereiten. Denn als der Sommer mit den Ferien wiederkehrte, und meine Kameraden ihre Mappen in die Ecken warfen, um sich der Freiheit zu freuen, kam Netty nicht einmal nach der Stadt, sondern fuhr von der Insel weg eine kurze Strecke aufs Festland hinüber zum nahegelegenen Landgut ihrer Eltern. Ich aber blieb hübsch zu Hause bei Büchern und Heften. Keine Erholung, kein Wiedersehen gab es für den enttäuschten Buben, und so ging es fort lange, schreckliche Jahre, eine Ewigkeit für ein liebendes Menschenherz. Wir sahen uns nicht mehr, wir schrieben uns keine Briefe, wir hörten nichts von einander, und die schönen Tage der Kindheit traten immer mehr in die ferne. Kaum wußte ich, ob Netty noch daran dachte. Im Anfang trug ich es standhaft,

denn ich hoffte es noch zu ertrotzen, als sich aber jeden Sommer alles genau wiederholte, so eintönig und aussichtslos wie vorher, da entschloß ich mich endlich in meinem schweren Kummer, Tante Mali danach zu fragen, die mich ganz vergessen zu haben schien. Schüchtern wagte ich es sie an ihr schönes Versprechen zu erinnern. Aber gleich das erste Wort verriet mir nichts gutes.

Sie zuckte die Achseln und meinte, sie sei völlig machtlos, etwas für mich zu thun.

„Deine Eltern wollen es nicht, daß ihr zusammenkommt, und Nettys Eltern auch nicht.“

„Nur einmal, Tante Mali, nur einmal . . .“

„Es geht nicht.“

„Bitte! Bitte! Jetzt kommen wieder die Osterferien. Über vier Jahre haben wir uns nicht gesehn!“

Tante Mali wurde ungeduldig.

„Wie soll ich denn das anfangen?“

Ich hätte ihr schon zu Hülfe kommen können, denn in so mancher schlaflosen Nacht hatte ich jede Möglichkeit erwogen. Nun wagte ich kaum den Mund aufzuthun.

„Nun, so red' doch,“ befahl sie unwillig.

Umständlich setzte ich ihr's auseinander. Auf dem Lande sollten wir uns treffen, denn Tante Mali besaß eine feine Villa gleich neben dem Gute von Nettys Eltern. Dort könnte ich die Kleine ja wiedersehen, und wäre es nur auf eine Stunde.

Die schöne Frau sah mich mit eigentümlichem Lächeln an:

„Schau, schau, wie fein gesponnen! Du bist ein ganz raffinierter, kleiner Kerl! Wo hast du denn das alles gelernt?“

Ihre Freundlichkeit gab mir neuen Mut!

„Laß mich hinauskommen, Tante,“ flehte ich. „Bitte!“

Nun lachte sie laut:

„Bist du verrückt? Das giebt's nicht, im ganzen Leben nicht.“

„Warum denn nur, Tante?“

„Weil's nicht geht.“

Es ginge schon, meinte ich, denn der Vater verreise auf vierzehn Tage.

„Und deine Mutter?“

„Mit ihr hoffte ich schon eher fertig zu werden.“

„Nicht übel,“ zürnte Tante Mali. „Weißt du was? Ich habe wichtigeres zu denken. Meinen Landaufenthalt mag ich mir nicht mit solchen Dummheiten verderben.“

Und sie blieb unerbittlich trotz meiner Vorstellungen.

Mit dem letzten zerfallen, an das ich noch geglaubt hatte, setzte ich mich wieder an meine Arbeit und kaute verzweifelt an der Feder. Mir war dieses Leben so verhaßt, so widerwärtig mit seiner Falschheit und den ewigen Enttäuschungen, daß ich den Tod mit Freuden begrüßt hätte. Was hatte ich noch auf der Welt zu suchen? Nichts mehr, mein Dasein war vernichtet, vor mir lag eine trostlose Zukunft, voll Jammer und Elend.

„Wenn ich nur nicht geboren wäre,“ sagte ich leis vor mich hin und verfluchte den Unglückstag, der mich das Licht dieses irdischen Jammerthals hatte erblicken lassen. O Schicksal, grausames Schicksal! Es war zum verrückt werden. Tante Mali hatte mich hintergangen und ihr Wort gebrochen, meine einstigen Freunde flohen mich wie einen Aussätzigen, und auch sonst nirgends ein teilnahmsvolles Herz, denn die Töchter des Löwenapothekers, mit denen ich manchmal aus besonderer Gnade spielen durfte, konnte ich schon deshalb nicht leiden,

weil ich den finstern Argwohn hegte, mein Vater habe diesen Verkehr nur angezettelt, um meine Gedanken von Netty auf andere Mädchen zu lenken. Aber das sollte ihm nie gelingen, niemals, und wenn er mich bei den Haaren vor das Standesamt zerren wollte. Ich heiratete nur die eine oder keine. Ihr hatte ich Treue gelobt, und diesen heiligen Schwur erneuerte ich gleich am ersten Ferientage wieder draußen im Garten vor unserer Abschiedsstelle, meinem Vater und Tante Mali zum Trotz.

„Dir gehör' ich,“ lispelte ich dabei, „und wenn es mein Leben kostet.“

Dann warf ich mich auf den Rasen. Mein Gesicht verbarg ich in beiden Armen, und nun ließ ich unter strömenden Thränen meine Gedanken zur fernen Insel eilen, zu Netty. Am Ufer sah ich sie stehen mit einem weißen, wehenden Tuche, und da wünschte ich mir, mitten im See zu schwimmen durch Wellen und Winde zur Geliebten hinüber. Möchte die Kraft auch erlahmen in der ungeheuren, sturmgepeitschten Fläche, möchte ich dabei auch zu Grunde gehen, was lag mir noch daran? Mein Leben war verwirrt, und ich hätte es gern dahingegeben in diesem letzten Kampf um die eingekerkerte, duldende Netty. Ja, ich wünschte mir umzukommen in dem rasenden See! Dann hätten sie vielleicht Reue empfunden, diese grausamen Eltern und die wortbrüchige Tante, wenn sie mich gesehen hätten, wie mich die Wellen als entstellte Leiche ans Ufer spülten, blaß und aufgeschwemmt, über mich die Geliebte geneigt, die in furchtbare Klagen ausbrach und das Haar zerraupte. Aber jetzt war es natürlich zu spät, jetzt konnten sie mich nicht mehr ins Leben zurückerufen, diese weisen und klugen, und für den grenzenlosen Jammer des verzweifelnden Mädchens wußten sie keinen Trost mehr.

Ich wurde sehr traurig. Mein schreckliches Ende that mir selbst so leid, daß es mir fast das Herz abpreßte. Gar nicht genug konnte ich mich bedauern, denn fortwährend sah ich mich als Leiche herumschwimmen und hörte Nettys Wehgeschrei. Auch unsere Eltern weinten wieder, aber mit ihnen empfand ich kein Mitleid. Sie hatten es nicht besser gewollt, nun mochten sie freudlos zu Grabe gehen auf ihre alten Tage, ohne Stütze, ohne Hülfe, das war die gerechte Strafe.

Immer unglücklicher wurde ich, immer zorniger, je länger ich darüber nachdachte. Die niederträchtige Bosheit meines Schicksals empörte mich so, daß ich mit beiden Fäusten ganze Grasbüschel aus der Erde riß. Ich mag wohl keine freundlichen Augen dabei gemacht haben, denn unsere Gartenkaze, die mir von weitem bei dieser anregenden Arbeit zugesehen hatte, floh entsetzt von dannen. Während ich aber dem hüpfenden Tiere nachsah, hörte ich plötzlich in den nahen Gebüsch Menschen reden. Das wunderte mich, denn um diese späte Stunde kam nur noch selten jemand in den Garten, aber gleich darauf überzeugte ich mich, daß es kein Irrtum war. • Dort, an der kurzen Lichtung erschien eine stattliche Dame an der Seite eines Herrn, der den Arm um ihre Hüfte gelegt hatte. War das nicht Tante Mali? Freilich, jetzt erkannte ich sie. Und der Herr neben ihr, das war doch ihr Mann, wie? Natürlich, wer sollte es denn sonst sein? Er hatte ja einen braunen Vollbart und drückte die Tante so zärtlich an sich, das war schon Onkel Ralph! Aber je länger ich hinsah, um so fremder kam er mir vor, und jetzt, wo er ihr sein Gesicht zuwendet, da merke ich ganz deutlich, daß es nicht ihr Mann ist, sondern ein Herr, den ich noch niemals gesehen hatte. Freilich glaubte ich bald wieder, daß ich mich doch geirrt hätte.

Es mußte ja Tante Malis Gatte sein, es war überhaupt nicht anders möglich, denn während das Paar so langsam zum Thore hinwandert, küßt er sie plötzlich, wie sich eben nur Mann und Frau küssen können. Und doch hätte ich sofort jeden Eid geschworen, daß es nicht der gemütliche Maler der Madonnenköpfe und Schlachtenbilder sei, der da neben der schönen Frau einherging. Nein, nein, er war es auch nicht. An einem untrüglichen Zeichen hatte ichs gemerkt. Onkel Ralph hatte krumme Beine, womit er immer geneckt wurde, während dieser Herr wie eine Königskerze gewachsen war. Außerdem trug der Fremdling einen ganz schwarzen, fein zugespitzten Bart und einen Kneifer, also von einer Ähnlichkeit war gar keine Spur.

Eine seltsame Aufregung überkam mich, und ich fragte mich selbst, warum ich denn nicht auf Tante Mali zugin und ihr die Hand gab. War es Verlegenheit oder Dummheit, was mir die Kehle zuschnürte? Ich wußte es nicht, nur das eine merkte ich, daß in dem dämmernden Garten etwas vorging, was nicht für die Welt bestimmt schien. Ob sich die beiden wohl auch Arm in Arm auf offener Straße zeigten? Das mußte ich erfahren.

Ich schlich ihnen vorsichtig nach, und hinter einer Hecke verborgen sah ich, wie der feine Herr seine Begleiterin noch einmal küßte und dann eilends den Garten verließ. Uha! Sie gingen nicht zusammen! Das reizte mich doppelt, und in gerechter Vergeltung für ihr gebrochenes Wort wünschte ich der zurückgebliebenen Tante aus meinem Verstecke heraus einen recht freundlichen guten Abend.

Aber im selben Augenblick bereute ich es wieder, denn ich sah mit Entsetzen, was ich angerichtet hatte. Tante Mali

war so maßlos erschrocken, daß ich glaubte, sie müsse tot vor mir niederfallen.

„Tante . . . Tante!“ rief ich im ersten Schrecken. „Sei mir gut, sei mir gut.“

„Wa . . . was willst . . . was willst du da?“ schrie sie außer sich.

Ich rang die Hände.

„Sei mir nicht böse,“ bat ich zitternd in meiner furchtbaren Angst.

„Läufst du mir nach?“ fragte sie mich ganz fassungslos.

„Ach, was denkst du? . . . ich war nur zufällig da, und . . . und . . .“

Wenn mir nur was passendes eingefallen wäre!

Nun erholte sie sich wieder.

„Komm mal her,“ sagte sie nach einiger Überlegung, „da zu mir her.“

Sie packte mich beim Arme und ging heftig atmend an meiner Seite in den Garten zurück.

„Jetzt will ich sehen, ob du ein verständiger Junge bist,“ begann sie nach einer langen Pause, „ob man dir ein wichtiges Geheimnis anvertrauen kann.“

„Das kannst du, Tante.“

Sie blieb stehen und sah mich scharf an.

„Weißt du, wer der Herr ist, den du gesehen hast?“

„Nein.“

„Wirklich nicht?“

„Gewiß nicht.“

„Nun, dann sollst du's erfahren. Das ist der jüngere Bruder meines Mannes. Er war viele Jahre in Indien verschollen. Du kannst dich seiner doch noch besinnen?“

Ich hatte zwar niemals von einem solchen Bruder das geringste gehört, aber ich bejahte ängstlich, weil ich mich vor ihr fürchtete.

„Nun gut,“ fuhr sie befriedigt fort, „der ist heimlich nach Europa wiedergekehrt, ganz heimlich, denn kein Mensch darf etwas davon erfahren. Hörst du? Keine Seele! Am wenigsten mein Mann. Der haßt ihn, weil er in seiner Jugend dumme Streiche gemacht haben soll. Verstehst du das?“

Was hätte ich nicht alles verstanden?

„Siehst du,“ fing sie wieder an, „mir hat sich der arme Mensch anvertraut, und ich will versuchen die beiden im Laufe der Jahre zu versöhnen.“

Zu einem so löblichen Vorhaben erlaubte ich mir von Herzen Glück zu wünschen.

Sie blieb stehen und sah mich wieder so seltsam an wie damals im Sommer, als ich neben ihr und Netty stand.

„Du sagst es niemand? Keinem Menschen? Versprich es mir!“

Ich nickte stumm und gab ihr die Hand. Da zog sie mich mit beiden Armen an ihre Brust und neigte ihr Gesicht herab. Dann gab sie mir einen Kuß, der mir alles Blut in die Wangen trieb. Diesmal hätte ich Nettys Eifersucht begriffen! Es war an derselben Stelle, wo ich meiner Hochzeiterin lebewohl gesagt hatte, und diese Erinnerung regte mich nicht minder auf als meine Unbeholfenheit, mit der ich willenlos in den Armen der schönen Frau blieb.

„Niemand sagst du's,“ flüsterte sie noch einmal. „Niemand, wenn du Tante Mali lieb hast.“

„Ich sag' nichts,“ brachte ich endlich hervor.

Sie küßte mich noch stürmischer als zuvor.

„Du sollst auch deinen Lohn haben,“ sagte sie freudig. „Jetzt darfst du Netty wiedersehen und zwar gleich! In ein paar Tagen reisen wir.“

War das nicht ganz närrisch? Was ich mir ersehnt hatte vier lange, qualvolle Jahre, worum ich gebettelt hatte mit Thränen und Flüchen, nun sollte es plötzlich in Erfüllung gehen, und in diesem gewaltigen Augenblick, wo mir die Himmelsbotschaft verkündet wird, steh' ich linksch da und weiß kein Wort zu sagen.

Tante Mali ließ mich langsam los aus ihren Armen.

„Du freust dich nicht einmal?“ forschte sie.

O ja, ich freute mich, aber ich weiß nicht, kam mir das alles zu unerwartet, hatte ich mir diese Botschaft ganz anders gedacht, oder war ich zu sehr überwältigt von den seltsamen Eindrücken der letzten Stunde — ich konnte ihr nicht so danken, wie ich es gestern noch fertig gebracht hätte. Da wäre ich ihr gewiß an den Hals gesprungen vor innerer Glückseligkeit. Jetzt aber gingen mir immer noch ihre heißen Küsse und der geheimnisvolle Bruder aus Indien im Kopfe herum.

„Du bist ja ein lieber Verehrer,“ scherzte sie. „Schau, schau, so treulos!“

Und wieder bekam ich einen ihrer durchdringenden Blicke ab.

„Ich weiß nur nicht, was ich sagen soll,“ meinte ich schüchtern.

„Nun, das wird sich schon geben, wenn du sie wieder siehst. Also es bleibt dabei! Laß mich nur alles besorgen, und rede nur ja kein Wort von meinem unglücklichen Schwager.“

Noch einmal gelobt' ich ihr das in beide Hände.

„Dann ist's gut,“ sagte sie aufatmend. „Nun freu' dich aber auch wirklich, mein Junge, freu' dich!“

Ich freute mich. Ich freute mich wirklich die nächsten acht Tage. Erst überlegte ich mir, wie Netty wohl aussehen möchte, was wir wohl alles zusammen redeten, und dann erwog ich die Geschenke, die ich ihr mitbringen wollte. Ich konnte mich doch nicht lumpen lassen. Auch die Puppe, die ich bis jetzt als teures Andenken sorgfältig verwahrt hatte, dachte ich einzupacken, falls Netty Lust hätte, das schöne Spiel noch einmal aufzunehmen. Aber diesen Gedanken gab ich bald wieder auf. Denn so was mochte sich vielleicht für die Kleine geschickt haben, ein erwachsener Mensch war darüber hinaus, und ein solcher mußte ich wohl sein, sonst hätte mir Tante Mali wohl schwerlich ein so riesiges Geheimnis anvertraut und mir ihre ganze Zuneigung geschenkt. Sonderbar! Ihre Küsse brannten mir jetzt noch auf den Lippen mit ganz eigentümlichem Nachgeschmack, und ihre geheimnisvolle Erzählung wollte mir trotz aller Freude auf Netty nicht mehr aus dem Sinn. Dieser seltsame Schwager aus Indien! Was war das für eine merkwürdige, interessante Erscheinung! So oft ich ausging, suchte ich alle Straßen nach ihm ab, denn zu gern hätte ich ihn mir genauer angesehen auf seine brüderliche Ähnlichkeit mit Onkel Ralph, über die mir trotz der feierlichen Versicherung Tante Malis manchmal beengende Zweifel aufstiegen. War er vielleicht gar nicht ihr Schwager? Nun, jedenfalls mußte er doch ein ganz ungewöhnlicher Mensch sein, dieser dämonische Fremde. Ja, ich hätte viel darum gegeben, wenn ich dahintergekommen wäre, so eifrig beschäftigte mich sein plötzliches Auftauchen und sein vertrautes Benehmen gegen die Tante, die mir nun vollends das größte Rätsel blieb.

Ich betrachtete sie seit jenem Abend nur noch mit scheuer Bewunderung. Sie hatte für mich etwas unheimliches, und

ich fragte mich oft mit bangen Schauern, wie das noch enden möchte? Freilich konnte ich dabei auch ein püßfiges Lächeln nicht zurückhalten, denn ich kam mir höllisch gescheit vor, auf so feine Art hinter ein Geheimnis gekommen zu sein, dessen Verrat der guten Tante doch sicher sehr unangenehm gewesen wäre. Sonst hätte sie wohl ihre Gesinnung nicht so schnell geändert und mir plötzlich versprochen, was sie mir noch vor kurzer Zeit in übelster Laune rundweg verweigerte. Ja, ja, sie hatte in mir wohl den Mann gesehen, der ihr wirklich gefährlich werden konnte!

Selbstredend war ich weltläufig genug, sie meine Übermacht niemals fühlen zu lassen. Ich erwähnte jenen ereignisvollen Abend mit keiner Silbe mehr, und als ich bald darauf in ihrer Begleitung aus dem Bahnhof fuhr, da mußte ich an mich halten, um ihr nicht vor Freude wieder einen Kuß zu geben, denn diese Art der Dankesbezeugung schien mir bei meiner schönen Gönnerin die einzig richtige zu sein.

Und ich war ihr ja wirklich verpflichtet! Jetzt, wo sich das weite, sonnige Land zu beiden Seiten aufthat, stieg die Erinnerung an Netty wieder herauf, und ich ärgerte mich, daß ich die Puppe nicht doch eingepackt hatte, um das alte Spiel mit der reizenden Hochzeiterin aufs neue zu beginnen. Das gab eine andere Reise wie damals im Schnee mit den qualmenden Viehtreibern. Rasend ging es dahin, wie beflügelt von froher Erwartung. Aus der Maschine flatterten feine Wölkchen zum klaren Himmel hinauf, und immer näher kamen wir der schimmernden Alpenkette. Abwechselnd sah ich bald auf Tante Mali, bald auf die Felder hinaus, und als ich endlich in weiter Ferne den blauen Streifen des Sees erblickte, da wäre ich am liebsten zum Wagen hinausgesprungen,

denn ich meinte, so schneller ans Ziel zu gelangen als der saufende Zug, der mir plötzlich zu langsam fuhr. Singend hüpfte ich zwischen den Bänken herum, und in meinem namenlosen Glücke mußte ich hell auflachen, wenn ich mir sagte, daß ich mir einmal gewünscht hatte als aufgedunsene Leiche in dem großen Wasser herumzuschwimmen, das sich jetzt von Ort zu Ort breiter entfaltete.

„Tante, Tante, wann sind wir da?“

Es war noch eine starke Geduldsprobe. Als wir aus der Bahn stiegen, gab es ein langes Warten und dann eine weite Fahrt in holpriger Landkutsche die Ufer entlang. Erst nach einer Stunde wies mich meine Begleiterin mit vielsagendem Blicke auf die ansteigenden Höhen.

„Da geht's hinauf, und oben wartet sie auf dich.“

„Du hast ihr's geschrieben?“

„Na, das versteht sich.“

Also Netty wußte von meiner Ankunft! Das machte mich noch wilder.

„Wie lange dauert's noch?“

„Eine halbe Stunde.“

Eine Ewigkeit für den ungeduldigen Jungen, der sich vorgenommen hatte das Mädchel halbtot zu küssen.

„Bleib doch endlich sitzen,“ sagte Tante Mali ärgerlich.

„Ich kann nicht anders.“

„Na, da geh doch zu Fuß, du bist meiner so schon überdrüssig.“

„Aber Tante . . .“

„Ich merk's ja! Jetzt gilt nur noch Netty was, und bei der ersten besten Gelegenheit verrätst du ihr auch meinen armen Schwager.“

Diese Zumutung beleidigte mich tödlich. Kannte sie mich noch nicht besser? Vor Wut schlug ich mit geballter Faust auf meine Kniee.

„Nein, nein. Ist ja schon recht,“ lachte sie begütigend.

Aber ich war noch nicht so schnell zur Versöhnung geneigt. Erst nach einem herzhaften Kuß zog ich wieder freundlichere Saiten auf und gab ihr die Hand.

„Ja, so etwas laß ich mir eben nicht gefallen, das ist eine Beleidigung.“

„Bist du ein Giftnickel,“ scherzte sie. „Es war ja gar nicht so gemeint. Du sollst deine alte Tante nur auch ein bißchen lieb behalten neben deiner angebeteten Netty!“

„Das thu' ich gewiß.“

„Dann ist es ja gut.“

Wir fuhren wieder schweigend dahin.

„Na, das kann ein Fest geben,“ meinte die Tante nach einer Pause.

Ich grinste mit dem ganzen Gesichte.

„Da wird wohl wieder Hochzeiter und Hochzeiterin gespielt?“

„Das versteht sich, Tante.“

Sie lachte:

„Hab ich's doch gleich gesagt!“

„Aber warum denn auch nicht?“

„O, meinethwegen, aber jetzt ist's schon etwas gefährlicher, und außerdem weiß ich nicht, ob Netty noch will.“

„Netty, wieso?“

„Hm . . . ich dachte nur — übrigens, halt, da kommt sie uns ja entgegen!“

„Wer kommt?“ fuhr ich empor.

„Netty.“

„Kutscher, Kutscher, halten Sie doch! Wo kommt Netty?“

„Da schau hinauf.“

Ich blickte mit offenem Munde in die angegebene Richtung. Allerdings, es kam ein weibliches Wesen die nächste Anhöhe herab, aber das war doch nicht die Erwartete. Dieses große Fräulein mit dem eckigen, schwarzen Kleide, dem pfirsichroten Shawl über den Schultern, dem großen, goldenen Kreuze auf der Brust und den weißen, faltigen Strümpfen? Das sollte meine reizende Hochzeiterin sein, mit der ich im Garten so oft gespielt hatte?

Kaum erkannte ich sie wieder. Alles schien mir verwandelt an ihr. Die Arme waren so lang geworden, die einst so zierlichen Füße bedeckten große, plumpe Schnürstiefel, und auch das Gesicht hatte sich etwas verändert. Stärker und unförmiger war es geworden wie die ganze Figur, nur die Augen blickten noch immer so träumerisch. Nicht einmal der scheußliche Filzhut mit dem schwarzen Sammtbände, dieses Ungeheuer, das wie eine umgestürzte Waschküffel auf ihre einfach frisierten Haare gestülpt war, hatte sie entstellen können.

Sprachlos starrte ich sie an. Wie eine Heilige erschien sie mir fast, wie ein Wesen, das mit den Freuden dieser Welt abgeschlossen hatte, um sich langsam auf die himmlischen in frommer Demut vorzubereiten. Ihre Haltung war ernst und würdig. Ohne jede Übereilung schritt sie auf den Wagen zu, dann klappte sie ihren weißen Sonnenschirm zusammen und küßte mit einer höflichen Verbeugung meiner hohen Gönnerin die Hand.

„Mein Herzchen,“ rief Tante Mali, „mein Herzchen! Nun, was sagst du, daß ich dir den mitgebracht habe?“

Jetzt erst gingen Netty's Augen langsam zu mir empor, der ich immer noch aufrecht im Wagen stand und nicht wußte, ob ich meine Mütze herunterbehalten oder wieder aufsetzen sollte.

„Grüß Gott,“ sagte sie ruhig und freundlich, indem sie mir die Hand emporreichte.

Ich war ganz verduzt. Sollte ich Sie oder du sagen? Ich wußte es nicht.

„Habe die Ehre,“ stotterte ich mit brennrotem Gesicht und einer linksischen Verbeugung.

Dann bedeckte ich mein Haupt und suchte vergebens nach einem geeigneten Platz für meine Hände, die mir beide höchst überflüssig vorkamen.

Tante Mali wurde ungeduldig.

„Ihr seid mir die rechten,“ rief sie entrüstet. „Hab' ich euch zusammengeführt, daß ihr dasteht wie zwei Strohpuppen? Marsch! Marsch! vom Wagen herunter, du ungalanter Bengel, du!“

Ich stieg aus der Kutsche heraus, so umständlich wie ein Bergsteiger, der den schwierigsten Felsen herabklettert.

Lachend sah mir Tante Mali zu.

„Wißt ihr was? Ich will nicht länger lästig fallen! Ich fahre voran, und ihr zwei könnt zu Fuß gehen.“

„Aber nein, Tante, nimm uns doch mit,“ bat ich dringend. „Es ist besser so.“

„Warum denn?“

„Wir . . . wir kommen doch viel schneller hinauf! Nicht wahr, Netty?“

Das feine Institutsfräulein stand unbeweglich mir gegenüber auf der andern Seite des Wagens.

„Mir ist alles recht,“ sagte sie achselzuckend.

„Ach, ihr seid undankbare Menschen,“ rief die Tante.

Dann gab sie dem Kutscher das Zeichen zur Abfahrt. Ein Peitschenknall, ein heftiger Stoß, und ich stand meiner ehemaligen Hochzeiterin auf Wagenbreite gegenüber. Ihre Augen waren so ruhig und sicher auf mich gerichtet, daß ich sehr verlegen einen Fuß bald vor, dann wieder zurückschob und nach einer Minute peinlichen Wartens dem sausenden Fuhrwerk nachblickte, wobei ich endlich die geistrolle Bemerkung machte, Tante Mali sei doch eine treffliche Frau.

Netty hatte sich nicht von der Stelle bewegt.

„O gewiß,“ sagte sie, „das ist sie.“

„Nicht wahr? . . . nicht wahr? . . . ja . . . ja, ja, das find' ich auch.“

„Darán habe ich niemals gezweifelt,“ sagte sie lächelnd.

Nun, ich wollte sie nicht gleich in der ersten Stunde mit fatalen Erinnerungen belästigen!

„Du bist groß geworden, Netty,“ meinte ich nach langer Pause.

„Aber nicht schöner willst du wohl sagen?“

Ich wehrte ab, aber sie machte eine nachlässige Bewegung.

„Laß das! Ich weiß es selbst am besten, daß ich mich nicht embelliert habe.“

Also ein bißchen eitel war sie doch geblieben, trotz der strengen, klösterlichen Erziehung. Völlig schien sie dem Leben noch nicht entsagt zu haben. Das freute mich wieder, und ich fühlte mich ermutigt ihr ein kleines Kompliment zu machen.

„Du hast mich falsch verstanden, Netty, du bist nicht nur größer, nein, auch viel schöner bist du geworden.“

„Ach was?“

„Ich versichere dich.“

„Hör auf,“ unterbrach sie mich heftig. „Übrigens können wir hier nicht bis zum Abend stehen bleiben.“

Ich stimmte ein gezwungenes Gelächter an.

„Das mein' ich auch.“

„Wollen wir den Fußweg gehen?“

„Ganz wie du willst.“

Wir verließen die Straße und gingen langsam hinauf durch welliges Land, zwischen zarten, keimenden Saaten. Sonne, überall Sonne, nur manchmal ein Busch, eine Birke, ein Apfelbaum, sanft überhaucht vom ersten, duftigen Grün.

„Es ist schön hier,“ sagte ich endlich.

„O ja, ganz hübsch.“

„Der Frühling ist überhaupt eine himmlische Zeit.“

„Sehr fein! das stimmt.“

Wir schritten wieder weiter, sie voran, ich dicht hinter ihr. Vergebens marterte ich mein Gehirn. Was sollte ich reden, was sollte ich erzählen? In der Stadt, auf der Fahrt hatte ich tausend Dinge gewußt, und jetzt brachte ich nichts über die Lippen. Ich konnte nichts anderes thun, als mechanisch ihr nachwandern den langen, einsamen Weg, der sanft in die Höhe stieg.

Da plötzlich zog es durch die lauwarne Luft wie Glockenton. Ich wandte mich um. Unter uns lag der See, eine große, unbewegte Fläche, und in ihm spiegelte sich eine Insel, klar und durchsichtig, daß jedes Fenster der Kirche, jede Knospe der fahlen Büsche im dunkeln Wasser zu sehen war.

„Das ist wohl dein Kloster?“ fragte ich.

Sie nickte stumm. Wie festgebannt sah ich hinüber.

„Weißt du, Netty,“ sagte ich bewegt, „daß ich mir einmal fast die Augen herausgeschaut hab' nach dieser Insel?“

„Wieso denn?“

„Hat dir niemand davon erzählt?“

„Nein.“

„Auch Tante Mali nicht?“

„Nein, nichts.“

„Nun, das war damals, als du mir diesen unglückseligen Brief geschrieben hast — du weißt schon.“

„Ach so!“ sagte sie gleichgültig. „Reden wir lieber nicht davon.“

„Nicht reden?“

„Nein, mir ist solch eine Unterhaltung ganz ergrabel.“

„Netty!“

„Gewiß.“

„Aber ich hab' ja die Tante eigens gebeten, daß sie uns...“

„Und ich habe der Tante ausdrücklich geschrieben, daß ich nur in eine Unterredung willige, wenn wir gar nicht mehr anfangen von den dummen Kindereien.“

„Dumme Kindereien?“ schrie ich entsetzt. „Netty, wenn du ahntest, was ich damals alles deinetwegen erduldet habe!“

„Ach, laß das!“

„Wenn du wüßtest, wie ich gelitten habe, diese entsetzlichen Jahre.“

„Glaub' dir's ja,“ sagte sie heftig. „Aber jetzt sind wir doch darüber hinaus.“

„Hinaus? Wieso?“

„Möchtest du vielleicht wieder so jung werden?“

„Durchaus nicht, aber . . .“

„Nun also, ich danke auch bestens dafür, drum wollen wir doch ruhen lassen, was glücklich vorbei ist.“

Ich blickte sie an, als rede sie eine Sprache, von der mir jeder Laut fremd und neu war.

„Ich will ja nicht, daß wir noch einmal spielen wie früher,“ begann ich endlich. „Aber wir dürfen doch darüber reden, besonders über das Schreckliche, was ich alles erleben mußte.“

Nun lachte sie gar.

„Mon dieu, so schlimm wird's wohl nicht gewesen sein.“

„Ja, du kannst leicht lachen, du hast's nicht durchgemacht.“

Das stieß ich mit tiefem Groll hervor, denn ihr Benehmen regte mich allmählig auf und enttäuschte mich bitter. Was hatte ich alles erwartet von dieser Stunde? Wo blieben die feurigen Küsse, die mich entschädigen sollten für die ausgestandenen Qualen, die zärtlichen Namen, die mir die Schimpf- und Spotttrufe meiner elenden Kameraden vom fluchbeladenen Haupte nehmen sollten? Nichts von alledem! Sie schämte sich jener herrlichen Zeit, die feine, wohlherzogene Dame da drüben, und vielleicht wäre sie mit Abscheu von dem verwegenen Landstreicher zurückgewichen, wenn er es nur gewagt hätte, die geheiligten Fingerspitzen ohne besondere Ursache zu berühren. Ganz zerknirscht ging ich neben ihr, mir waren die Worte ausgegangen. Am liebsten wäre ich auf und davon gelaufen und hätte mich jammernnd in eine Höhle zu wilden Tieren geflüchtet, so elend war mir zu Mute.

Und sie, die grausame, spürte kein Mitleid mit mir. Heiter und ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre, sah sie zu mir herüber, und als sie mein Schweigen endlich zu langweilen schien, sagte sie ganz ungezwungen, ja fast spöttisch:

„Du mußt mir nicht böse sein, aber schau, ich kann's nun einmal nicht glauben, daß es dir gar so schlecht ergangen sein soll.“

„So — so?“

„Du hast doch deine Freunde gehabt.“

Meine Freunde! Bei diesem Worte mußte ich hell auf-
lachen.

„Nun freilich,“ sagte sie betreten. „Verkehrst du denn
nicht mehr mit dem Siegfried?“

Holla! Wie kam sie auf den? Das war doch gelungen!
Nun, ich wollte sie tüchtig bedienen.

„Nein,“ sagte ich derb. „Mit einem solchen Hallunken
will ich nichts zu thun haben.“

„Hallunken? Erlaub mal!“

„Nichts anderes! Sein Name ist ausgestrichen bei mir!“

„Warum denn?“

„Frag mich nicht . . . frag mich nicht . . . ich könnte
dir sonst was böses erzählen.“

„Was böses?“

„Jawohl, gerade dir!“

„Sag's doch!“

„Nein, das gehört auch zu dem, was du nicht wissen
willst — und sag ich dir das eine nicht, sag ich auch das
andere nicht. Einen Charakter muß der Mensch haben.“

„Hat er denn was verbrochen, der arme Kerl?“

„Er ist kein armer Kerl, er ist ein gemeiner Kerl.“

„Ei donc, das ist nicht wahr!“

Diese Verteidigung meines Todfeindes, der Nettys Ehre
so gering angeschlagen hatte, raubte mir alle Besonnenheit.

„Weißt du, was er über dich gesagt hat?“

„Nun, nun sag's, sag's schnell!“

„Du liebtest ihn.“

Wenn ich auf einen wütenden Zornesausbruch gerechnet

hatte, sollte ich gleich gründlich enttäuscht werden. Sie verfärbte sich zwar ein bisschen, aber gleich darauf bemerkte sie im Tone christlicher Versöhnungsmilde:

„Das nehme ich ihm weiter gar nicht übel.“

Ich blieb stehen. Mit jedem Schritte bröckelte ein kostbares Stück ab von der herrlichen Vergangenheit, von der fröhlichen Jugend, die wir gemeinsam verlebt hatten, und ich fürchtete mich mit ihr noch weiter zu wandern, um nicht das letzte zu verlieren, was mir an Netty noch teuer war.

Aber sie merkte von alledem nichts.

„Dort sieh' hin,“ sagte sie gelassen. „Da liegt unser Dorf.“

Wir standen auf einem weiten Hochplateau. Hinter uns die leuchtende Ebene mit dem mächtigen Seespiegel und dort, wohin Netty den Finger streckte, am Abhang beschneiter Felsen und Klüfte, freundliche, stille Gehöfte, die eine Burg mit hohen Zinnen und Türmen weit überragte.

„Siehst du das Schloß?“ fragte Netty.

Ich gab keine Antwort.

„Das gehört meiner edeln, mütterlichen Freundin,“ fuhr sie unbeirrt fort, „einer sechzigjährigen Baronin, die heute noch wunderbar schön ist.“

„Hm.“

„Auch sehr vornehm ist sie, und einen Sohn hat sie, der immer sehr galant ist.“

„Ach, was?“

„Jawohl. Er unterhält sich am liebsten mit mir, obwohl er schon fast dreißig Jahre alt ist.“

„Warum sagst du mir denn das alles?“

„Es fiel mir nur ein, weil wir von Siegfried sprachen, der doch auch adlig ist. Da lag es doch sehr nahe.“

„Freilich, sehr nahe, sehr nahe.“

„Allerdings.“

„Also, so feinen Verkehr habt ihr jetzt auf einmal?“

„Nicht auf einmal! Behüte! Das geht schon ein paar Jahre so in den Ferien. Denn der Herr Baron ist nicht der einzige, der bei uns aus- und eingeht. Da ist ein Assessor, ein Bauamtsassistent und sogar ein Lieutenant.“

„So?“

„Freilich, und wir sind immer so vergnügt in den Ferien, daß ich selbst nicht mehr in die Stadt gewollt habe.“

Jetzt war es entschieden! Eine hochnasige Kokette hatte das Kloster aus ihr gemacht, eine kühle Welt dame, die meine aufopfernde Liebe niemals verdient hatte. Die besten, edelsten Herzen hatte ich von mir gewiesen, ja bei manchem Kusse Tante Malis war ich züchtig errötet, weil ich immer nur an sie gedacht hatte, an die hinterlistige Schlange, die sich unterdessen famos amüßerte und meine goldene Treue mit schönödestem Undank lohnte.

Aber warte, du Elende! Nur jetzt keine Schwäche, jetzt keine Nachgiebigkeit, kein winseln und kein jammern! Sonst war ich blamiert für ewige Zeiten. Kopf in die Höhe, denn nun galt es den Stolzen, den Selbstbewußten zu spielen.

„Ich hab' auch mein Teil erlebt,“ sagte ich und stemmte die Arme in die Hüften. „O ja, ich hab' auch mein Teil erlebt, seit wir uns nicht mehr gesehen haben.“

„Du?“

„Ja, ich! Meinst du vielleicht, dir liefen die Leute allein nach?“

Sie sah mich erstaunt an.

„Ich dächte, du wärst immer sehr unglücklich gewesen?“

„Ach, fällt mir ja gar nicht ein.“

„Oder du hättest gelitten um mich?“

„Ich werd' so dumm sein!“

„Bitte!“

„Vernagelt müßt ich sein!“

„Warum hast du's denn behauptet?“

„J, das war ja lauter Schwindel!“

„Recht nett, recht nett von dir.“

„Auf den Leim wollt' ich dich locken, weil mir das Spaß machte, weiter gar nichts.“

„Pfui, das ist abscheulich.“

Von oben bis unten maß ich sie mit verächtlichen Blicken.

„Hältst du mich wirklich für so albern, daß ich dir eine Thräne nachgeweiht hätte, wo ich bei allen Frauen die höchste Gunst genießen durfte?“

„Du . . . bei allen Frauen?“

„Spotte nur, aber ich sag' dir: ich wenn reden wollt', ich wenn reden wollt'!“

„Nun, so red' halt.“

„Fällt mir nicht ein, aber ich weiß, was ich weiß.“

„Was weißt du denn?“

„Ein furchtbares Geheimnis! Du könntest Augen machen, aber ich sag' dir's nicht. Wenn ich dir's aber sagte, und wenn ich dir's sagen möchte, dann würdest du's glauben, daß ich mehr gelte bei den Frauen, als du bei deinen saubern Herren!“

„Bitte! Du wirst dich überzeugen heute Abend . . .“

„Ich werd' dir was,“ schrie ich wütend. „Keinen Fuß setz' ich in euer Haus.“

„Wo gehst du denn hin?“

Noch stolzer warf ich mich in die Brust.

„Ich geh zu Tante Mali,“ sagte ich feierlich.

Sie sah mich spöttisch an und hob den Finger.

„Dort liegt ihr Haus, keine zehn Minuten.“

„Danke schön, ich hoffe den Weg allein zu ihr zu finden.“

Da stimmte sie ein lautes Gelächter an.

„Ist sie vielleicht deine Verehrte, bei der du die höchste Gunst genießen darfst?“

„Darauf hab' ich keine Antwort zu geben.“

Sie lachte wieder, daß mir alles Blut zu Kopfe stieg.

„Jetzt hab' ich's,“ rief sie frohlockend. „Das ist die Glückliche, die du liebst.“

„Nein, nein.“

„Natürlich! Und von der weißt du auch das furchtbare, furchtbare Geheimnis! Hab' ich's erraten?“

„Nichts hast du erraten! Gar nichts!“

„Doch, doch. Aber darauf darfst du dir gar nichts einbilden. Das saubere Geheimnis kenn' ich auch. Gerade so gut wie du.“

Ich glaubte, die Berge müßten auf uns herunterstürzen.

„Du — du in deinem Kloster, du willst etwas erfahren haben?“

„Ach, halt mich nur nicht für so dumm.“

„Netty!“

„Diese alte Geschichte kennt alle Welt.“

„Von ihrem Schwager?“ platzte ich heraus.

„Schwager? Schwager? Unsinn! Die hat gar keinen Schwager! Ein Verhältnis hat Tante Mali, das wissen wir alle!“

Ich starrete sie ganz entsetzt an. Diese vermeintliche Klosterfrau hatte sich in eine wahrsagende Zigeunerin verwandelt.

Schreckliche Dinge offenbarte sie mir, die ich selbst wohl mit Schauern geahnt, aber niemals gefaßt hatte.

„Siehst du,“ sagte sie höhniſch, „ich kenne mich aus.“

Allerdings, das mußte ich ihr zugeben. Sie kannte ſich aus. Aber einen raſenden Zorn empfand ich gegen ſie, die ſich als die klügere ſo frech vor mir brüſtete, und nicht minder gegen die niederträchtige Tante, die mich belogen hatte wie den dümmſten Buben. Wem ſollte ich noch glauben, was ſollte ich anfangen?

Das freche Mädchen weidete ſich an meiner Zerknirſchung.

„Jetzt geh,“ begann ſie wieder. „Geh, du großer Frauen-günſtling.“

„Netty, das iſt nur deine Wut, deine ohnmächtige Wut, die dich ſo reden läßt.“

„Wut? So was kenne ich nicht. Dazu hab ich mich ſchon zu lang in der Welt bewegt.“

„In der Welt? Was weißt du von der Welt?“

„Mehr wie du! Ich dächte, ich hätte dir's bewieſen.“

„Das will gar nichts ſagen. Ich weiß doch mehr wie du.“

„Du weißt gar nichts,“ höhnte ſie. „Aber ich kenne ältere Herren, ich kenne Litteratur, ich kenne Romane, und überhaupt ich . . . ich bin . . .“

„Du biſt, du biſt, weißt du, was du biſt?“ ſchrie ich außer mir. „Ein dummer Inſtitutsfraß!“

„Und du ein frecher Schulbengel!“

Das war unſer Wiederſehen!





n der Kirche die Orgel ist lange verstummt. Auch das traurige Lied von der Trennung hat ausgeklungen. In alle Winde zog es hinweg, nur ganz aus der ferne summt ein einziger, klagender Ton, während ich langsam in Schlummer verfiel und Jahre um Jahre verträumte.

Da plötzlich prallt's von den Ufern herüber, aufrüttelnd und weckend mit ehernen Klängen. Was ich wiedergeschaut von meinem Leben, liegt hinter mir in weiter Vergangenheit, ich reib' mir die müden, verschlafenen Augen und blicke hinüber zum Festland. Dort sah ich mich eben, trotz Zanf und trotz Streit, im Traum herabkommen die sonnigen Höhen, Arm in Arm mit meiner Hochzeiterin

zum ländlichen Mahle. Jetzt aber horche ich auf, denn stärker und stärker tönt es herbei, wie Kriegslärm, wie Waffengeklirr und Trompetengeschmetter. Aus der Ebene wälzt sich's herein, ein ungeheurer Troß von Soldaten und trampelnden Pferden. Wo er entlang zieht, wirbelt es auf von den staubigen Straßen in gelben, verdichteten Wolken, und um die Ruhe des See=gaus ist es gethan.

Wie mich das wieder ins Leben zurückruft, in die frohe, schöne Soldatenzeit! Vergessen sind Hochzeit und Hochzeiterin, vergessen die Küsse, die mir Tante Mali verführerischer als jemals im Traume gegeben; mir ist's, als trüge mich der befreiende Weckruf in kühnem Fluge über das Wasser und Jahre an die Spitze des endlosen Zuges! Dort reite ich jetzt vor den Fanfaren als Wegweiser der einmarschierenden Truppe. Der Kommandeur kann nicht stolzer zu Pferde sitzen. Was kümmert mich die massige Dienstplempe, der simple Knopf auf dem roten Kragen und die weiß-blaue Schnur um die Achselklappen? Der erste bin ich ja doch, und so führ' ich die ganze Armee in die mordende Schlacht zum Tod oder Siege. Sicher lenk' ich die Zügel meines Rappen, und komm' ich vorbei an gasfenden Menschen, dann drück' ich ihn fester, dann muß er die Beine herauswerfen nach dem Takte des fröhlichen Marsches.

„Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd! In den Kampf, in die Freiheit gezogen!“

Die Trompeten blasen's hinaus in den heißen Sommer=abend, und ich sing' es nach, ganz leise für mich, damit die Soldaten, die mich begleiten, nicht den schuldigen Respekt verlieren vor dem jungen Feldherrn, der mit hochgeschwungenem Säbel die Richtung weist und die Brust herausstreckt, daß das freidebestrichene Bandelier auf der grünen Uniform abfärbt.

So fehr' ich zurück an den See als fühner Eroberer, der erlittene Schande zu tilgen hat. Niemals hab' ich stolzeren Einzug gehalten. Hinter mir eine gewaltige Armee, bereit auf jeden Wink loszubrechen, und vor mir die ansteigenden Höhen mit der Burg und den Höfen, die ich erstürmen will. Heute noch sollen sie mich wiedersehen da oben, mein Feldlager will ich dort aufschlagen.

„Nehmt euch in acht, die Feinde rücken heran!“

Und abermals schwing' ich die blinkende Waffe und weise hinüber in neue Richtung zur Straße hin, die zu den Bergen führt.

Die Truppen haben mein Zeichen gesehen. Kommandorufe ertönen kurz nacheinander die ganze Reihe hinunter, und die Musik stimmt einen heiteren Walzer an, indem sie mir folgt.

Auch diese lockenden Klänge summe ich nach wie den feurigen Marsch für die Schlachten. Aber jetzt bin ich nicht mehr der finstere Krieger, der die Feinde vernichtet, sondern der ruhmbedeckte Held, der, den blutigen Lorbeer auf dem jugendlichen Haupte, nach Kämpfen und Siegen die wohlverdienten Ehren der Heimat genießt bei schönen Frauen und Mädchen. Weit weg von dem staubigen Rosse tragen mich die schaukelnden, prickelnden Töne in eine glänzende vornehme Welt.

Tanzende Paare schweben vorüber an mir, und von den Lichtern des Prachtsaals blüht es auf an Hals und Schultern entzückender Damen von kostbaren Geschmeiden und Steinen, von Epauletten und Orden. Auf und nieder hebt sich die funkelnde Pracht zwischen Palmen und Spiegeln. Wie sich das alles bewegt in geschmeidigen Windungen auf dem glatten,

schwankenden Boden! Wie die Füße in einandergreifen, wie sich die Arme verschlingen, wie die Gesichter glühen!

Unter dem Kronleuchter tanzt Fräulein Netty in ausgeschnittenem Kleide mit einem hochgewachsenen jungen Herrn, der das Monokle fest ins Auge geklemmt hat. Sie ist die flinkste von allen, und schöner ist sie wie je. Leicht und elastisch fliegt sie dahin, ihre Füße, die wieder beinahe so zierlich geworden sind wie zur Kinderzeit, scheinen kaum den Boden zu berühren. Manchmal ist es, als hafteten ihre glänzenden Augen auf mir, aber gleich darauf dreht sie sich wieder herum am Arm ihres bleichen Kavaliere, dessen Haar so schwarz ist wie sein eleganter Frack. Mühelos trägt er sie durch den ganzen Saal, und sie schaut lachend zu ihm empor. Nicht ein einzigesmal setzt sie aus, es ist ja ihr Lieblingswalzer, der gespielt wird. Den tanzt sie durch, und ist er zu Ende, dann beginnt sie aufs neue und hört nicht auf, bis sie zusammenbricht. Denn ihr ganzes Leben ist nur noch ein Tanz von einem Fest zum andern. Um sie herum taumelt ein Schwarm von Verehrern, so dicht und so blind wie die Schar der wütenden Bremsen, die meinem armen Rappen seit Sonnenaufgang um Hals und um Mähne schwirren.

Aber mir fällt es nicht ein, sie zu verschrecken oder gar totzuschlagen, weder die Bremsen noch die Verehrer. Mein Rappe soll auch sein Teil tragen, und Netty konnte das fliegengeschmeiß ja selber vertreiben, wenn es ihr wirklich zu viel wurde. Jung Siegfried mochte ihr helfen, ihr flottester Tänzer und, wie die Welt sagte, ihr heimlicher Verlobter. Wenn der sich's gefallen ließ — mir konnte es recht sein.

Ich pfeife mein Liedchen und pfeif' auf die Welt,
Auf die Mädels, die mich nicht lieben!

Blaß mir den Walzer nur weiter, Trompeter, dann leb' ich ihn noch einmal durch, den großen Abend, wo ich den Netzen der Circe entrann. Heiß! Da drehte ich mich auch so im Kreise herum wie die glänzenden Paare, und im Arme lag mir das herrliche Mädel, deren Bild ich jetzt im doppelreihigen Waffenrock trage.

Franziska, Franziska!

Was war mir noch Netty, was Berthchen, Hermine oder gar Tante Mali, diese Trugbilder vergangener Zeiten? Ich hatte gefunden, was ich gesucht hatte, beim ersten Blicke waren die Würfel gefallen, ganz wie ich's immer geträumt hatte. Was mir mißlungen war im Gewand des Bürgers, dem Soldaten sollte es glücken, denn eben hatte ich sie kennen gelernt. Ei, Fräulein Netty, wie giftig sahen Sie doch drein, als ich jede Tour mit dem holden Geschöpfe tanzte und den ganzen Abend nicht von ihrer Seite wich! Jetzt auf einmal konnte sie mich finden im Ballsaal, nachdem sie mich erst nicht gesehen hatte.

„Du hast es ja böß mit der Franziska. Schau, schau!“

„Sehr einfach, ich liebe sie.“

„Ach, du guter Gott, wenn das wieder so lang dauert wie bei den andern.“

„Nein, diesmal hab' ich's gefunden.“

„Und in vier Wochen schwörst du mir ewige Treue.“

Aber ich lachte sie aus und freute mich wie ein Schneekönig, daß mir ihre wütenden Feuerblicke nichts mehr ankomnten. Lange genug hatte sie mich an der Nase herumgeführt, jetzt aber war ich gefeit und neigte mich zärtlich herab zu dem jungen, unschuldigen Wesen, dem dieses Wunder gelungen war.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie beglückt ich bin,“ flüsterte ich.

Auch ihr schien etwas aufzudämmern von innerer Glückseligkeit, denn sie schmiegte sich beim Tanze zärtlich an mich. Und Netty mußte in der Ferne stehen und bersten vor Wut. Ich hatte keine Augen für sie. Wie der Kranke, der den Hauch erster Genesung spürt, atmete ich auf:

„Franziska, Franziska!“

Dort auf den sonnigen Hügeln soll ich dich wiedersehen, an derselben Stelle, wo ich mit Netty zankend auseinanderging. Seltsame Fügung! Der wechselvolle Krieg hat mich wieder hierher verschlagen, an den großen, einsamen See, der mich jedesmal anzieht, wenn ein Lebensabschnitt vollendet ist. Aber schöner sah ich ihn niemals wie heute. Wie verklärt glänzt er herüber, und durch die goldene Luft zittert immer wieder ein warmer, voller Hauch: der teure Name der Geliebten. Ach, Franziska! Auf wenige Stunden darf ich mich deines Anblicks freuen und darf dein silbernes Lachen hören. Dann geht's wieder hinaus nach kurzer Rast ins ruhelose Soldatenleben, in den eisernen Dienst, in die Schlachten! Doch im Herbst werd' ich das Roß abzäumen, das Schwert an die Wand hängen und dir gestehen, was du schon ahnst. Mag's einen heißen, erbitterten Kampf auch kosten, unser herrliches Bündnis, einen Kampf mit meinem strengen, hartherzigen Vater, der von Liebe nichts wissen will, dein Anblick läßt mich ihn führen.

Ich hole ihr Bild hervor und betrachte es, während wir langsam die Straße hinaufziehen, ich und drei Mann meiner Schwadron. Die Truppe hat sich zerstreut und überschwemmt die umliegenden Dörfer. Ungestört reit' ich dahin und schaue in das liebe Gesicht. Keine Blondine, wie ich mir immer geträumt hatte, sondern eine Brünette, nicht groß und gewaltig wie die Walfüre, sondern unterseht und rund wie Figaros

Susanne. Aber das Antlitz so kindlich, so unschuldsvoll wie ihr ganzes Wesen. Das eben war's, was mich gefangen hielt und was man bei Netty und ihrer blasierten Umgebung vergebens gesucht hätte. Ein reiner Engel war Franziska!

Tod und Teufel über diese ganze Sippschaft da oben, wenn sie mir das junge Geschöpf etwa verderben wollten! Dieser Gedanke peinigte mich seit dem Tage, wo Franziska Nettys Landhaus betreten hatte, und jetzt überkam er mich wieder. Tante Mali, mein immerwährendes Schreckensgespenst, tauchte auf vor mir, und sie verzog ihr Gesicht wieder so höhnisch wie stets, wenn sie mir jetzt begegnete.

„Was treibt der glückliche Bräutigam?“ fragte sie immer.

Oh, die Elende! Nicht umsonst wick ich ihr aus! Das schändliche Geheimnis dünkte mich eine frevelhafte Sünde, wie ein ekler Schmutz an meiner jungen Liebe. Hätte ich's aus meinem Gedächtnis wischen können, ich wäre der glücklichste unter der Sonne gewesen. Hingetreten wäre ich vor Franziska als entzündigter Büßer, dem eine Zentnerlast von der Seele genommen wird, und tief in innerster Brust hätt' ich auch ihre Verzeihung erfleht.

Aber sei ruhig, mein Lieb, sei nur ruhig! Mit hoch=erhobener Stirne will ich dieser Gesellschaft unter die Augen treten, begrüßen will ich sie, die spöttische Tante und die hinterlistige Netty, so kalt und gemessen wie der General, der die gefangenen Feinde salutiert. Dann mag ihnen die Lust am höhnen schon vergehen. Hab' ich die Feuerprobe glücklich bestanden, seit ich dich kenne, besteh' ich auch diesmal, du brauchst nicht zu zittern. Klar und lauter wie die Sonne, die da hinuntergeht, soll meine Liebe zu dir sein!

Ich blickte froh über die Landschaft hinweg. Unter mir

lag der ganze See in tiefen Flammengluten, auf den Bergen glänzte es auf, und die Klosterglocken läuteten wieder wie damals, als ich mit Netty zu dem Dorfe zog. Nur feierlicher, mächtiger tönten sie herauf am Vorabend des großen Kasttags, und 'mir war's, als dringe durch die Luft tausendstimmiger Jubel herauf, weil die Waffen auf kurze Zeit ruhen sollten nach Krieg und Schlachtengetümmel.

Ehrenpforten hatten sie gebaut und Fahnenmaste errichtet, die frohen, dankbaren Menschen, denn auf der Insel flatterten lustige Wimpel aus den Gebüschchen hervor, und auf der Höhe reit' ich durch mächtige Bogen aus Tannenreisern und Eichenlaub, dort in der ferne aber grüßt mich das Dorf, von der Burg herab bis zur ärmlichsten Hütte mit wehenden flaggen.

Einen Augenblick halte ich ein, ganz überwältigt von Staunen und Freude, dann aber bau' ich mich fester in den Sattel, rücke Helm und Bataillenband, Säbel und Kragen zurecht, und meine Haltung wächst heraus zur Reiterstatue eines sieggekrönten Feldherrn und Fürsten, dem seine Unterthanen mit offenen Armen entgegeneilen. Ohne nach rechts oder links zu blicken, streb' ich dem Dorfe zu, langsam und siegesbewußt.

Den feierlichen Zug mit Franziska an der Spitze, den sah ich zwar immer noch nicht, auch keine Ehrenjungfrauen, die mir in goldenem Becher den Willkommmentrunk brächten, aber Landvolk erblick' ich auf einmal, Männer und Frauen in altmodischer Tracht. Sie ziehen die Straße einher, und einer, der auf zehn Schritte vorangeht, ein baumlanger Kerl mit grünem, weitschößigem Rock, der winkt mir zu mit seinem schlotartigen Hute und mit dem laubumwundenen Stabe, von dessen vergoldeter Spitze buntseidene Bänder baumeln. Eilig

hüpft er heran, und die dürren Beine schlenkert er wie ein Sperber in die Luft hinaus. Als er aber ganz dicht vor mir angelangt ist, ruft er mir höhnisch hinauf:

„Wo bist denn nur 'blieben, du Kerl, du fader.
Jetzt gehst glei mit mir, dem Hochzeitlader.“

Ich pariere mein Pferd vor einer neuen Triumphpforte und schaue erstaunt auf den Burschen. Statt der Ansprache des Bürgermeisters, statt Franziskas erröthendem Antlitz dieser derb poetische Gruß, den ich gar nicht begriff. Außerdem kam mir dieses Gesicht so sonderbar, so bekannt vor. Ich mußte es schon einmal wo gesehen haben, aber in der Stadt, nicht auf dem Lande, es war gar kein Bauernschädel. Der Kerl aber kümmert sich nicht um mein Staunen, schlägt mit der flachen Hand auf das Knie, wirft einen Juchzer hinaus und beginnt aufs neue:

„Steig' runter vom Pferd, ich lade dich ein,
Auch du sollst morgen ein Gast bei uns sein,
Aber recht fidel und ganz ohne Trauer,
Bei der riesigen Hochzeit vom Dumpfnger Bauer.
Ja wundre dich nur, die Sach' is net ohni,
Der heiratet morgen die Brandstätter Toni!“

Der Dumpfnger Bauer — die Brandstätter Toni — und was der Kerl noch alles faselte, ich verstand es nicht und ärgerte mich über ihn, weil er mit roher Faust meine große Stimmung zerstört hatte. Was gingen mich denn seine dummen Bauern an? Wenn die Ehrenpforten für niemand anders errichtet waren, dann wollte ich hübsch vorbeireiten. Aber plötzlich fuhr ich zusammen. Ich hatte den Burschen noch einmal angesehen, und da erkannt' ich ihn trotz seiner Verkleidung. Daß dich der Satan — dieser bäuerliche Hochzeitlader, das war ja der verschollene Schwager aus Indien!

Ich starrte ihn an wie eine Erscheinung von oben. Aber ehe ich mich von meinem Schrecken erholen konnte, kamen schon die andern heran mit lautem Halloh. Und nun ist mir's auf einmal, als sei ich mit meinem Rappen in die tollste Faschingszeit versetzt. Diese Bauern, diese Bäuerinnen, die kenne ich ja vom ersten bis zum letzten. Überall, wohin ich schaue, lacht mir ein wohlbekanntes Gesicht aus der Stadt entgegen, und alle, wie sie sich da herandrängen, freuen sich diebisch über den einziehenden Krieger, weil er gar so verdußt dreinguckt und keine Worte findet.

„Nicht einmal für Franziska hat er Augen,“ tönt es.

Auch diese Stimme klingt mir bekannt, Tante Mali ist's in rotseidenem Faltenrock und weitem Prachtmieder. Kostbare Thaler baumeln an den engverschlungenen Silberketten, und eine goldene Haube ruht auf den reichen, braunen Haaren. Stattlich steht sie vor mir, um die vollen Lippen spielt das bekannte, spöttische Lächeln, das ich so fürchte.

„Schau mich nur an,“ sagt sie, „ich bin die Hollerbäuerin.“

So eine Dummheit, dachte ich mir. Und sie war nicht die einzige, die hier Komödie spielte. Gleich darauf stellte sich mir Berthchen vor, dann Hermine, dann Nettys Mutter und weiß Gott noch wer von bekannten Damen, bis endlich als holdes Mädchen vom Lande meine Franziska erscheint, bescheiden wie immer, im Hintergrunde. Heiß fuhr es mir in die Wangen, als ich sie erblickte, aber anzureden wagte ich sie nicht. Ich griff nur stumm nach dem Helm und salutierte die ganze Versammlung.

Mit lautem Gelächter antwortete sie:

„Er hat keine Ahnung, keine Ahnung, zu nett, zu himmlisch,“ ging es durch die Reihen.

Hol der Kuckuck die fichernden Frauenzimmer! Am liebsten hätte ich sie alle über den Haufen geritten! Dieser blödsinnige Nummenschanz einer vergnügungsfüchtigen Gesellschaft, die am hellen Tage in Maske herumspazierte, empörte mich.

„Seid ihr denn verrückt?“

Wieder lachten sie unbändig.

„Ja, wir sind gar nicht verrückt!“

„Na, was ist denn dann los hier?“

Sie thaten sehr pfiffig und geheimnisvoll.

„Eine Hochzeit giebt's, eine Hochzeit giebt's morgen.“

„Eine wirkliche Hochzeit?“

Alle lachten wieder:

„Ja, ja, freilich, eine wirkliche Hochzeit!“

„Wo denn?“

„Auf der Insel drüben.“

„Wer heiratet denn?“

„Die Toni,“ sagte Tante Mali und blickte mich spöttisch an.

„Welche Toni?“

„Na, die Brandstatter Toni!“

„Merkst du denn noch gar nichts?“ riefen die Mädchen.

Ich merkte gar nichts oder wollte nichts merken. Hestig riß ich mein Pferd am Zügel herum, daß ihm die Zähne krachten.

Tante Mali sah mir lächelnd zu.

„Ist der begriffsstukzig!“

Jetzt aber wurde ich wütend.

„Laßt mich aus mit dieser blöden Spielerei, mir ist es ganz wurscht, wer heiratet.“

„Na, wer weiß?“ rief Tante Mali.

„Ich versichere dich . . .“

„Nichts beschwören vorher!“ mahnte sie lachend.

Ich wollte schon grob werden, aber zur rechten Zeit unterbrach mich der närrische Hochzeitlader, der mit hochgeschwungenem Stabe die lachenden Weiber auseinandertrieb:

„Platz, Platz für den Hochzeiter und für die Hochzeiterin!“

Hochzeiter und Hochzeiterin! Nach Jahren klangen sie mir wieder, die fast vergessenen Worte, aber ganz anders als früher, nüchtern und gleichgültig. Die bissigen Bemerkungen und die höhnischen Blicke Tante Malis hatten mir ja längst verraten, wer die Hochzeiterin sein mußte, und wenn ich feierlich vor den Leuten versicherte, daß mich das gar nicht berühre, dann sagte ich wahrhaftig keine Unwahrheit. Stand doch Franziska mit holdem Erröten in meiner Nähe und das half mir über alles hinweg, über Hohn, über Spott und dumme Verlegenheit. Aber trotzdem war mir's eben durch die Brust gezogen wie Jugenderinnerung vergangener Tage! Sehen mußte ich ihn, den sonderbaren Burschen, den sich Netty erwählt hatte, um das seltsame Spiel auch jetzt noch zu spielen, nachdem ihr der Hochzeiter der Kindheit verächtlich valet gesagt hatte. Als aber gleich darauf jung Siegfried hervortrat aus dem Kreise, der feingeschniegelte Graf in gewöhnlicher, bäuerlicher Tracht, die ihm um die dürren Glieder schlotterte wie einem Kleiderständer, da mußte ich hell auflachen.

Allmächtiger Himmel! Wie sah der aus! Ich konnte mich gar nicht beruhigen, und das drolligste war: die Mädchen da unten lachten noch lauter als ich über den traurigen Ritter, als sähen sie ihn eben zum erstenmal:

„Wer ist denn das?“ riefen sie. „Ist das der Herr Hochzeiter? So sieht er aus? Ach, Sie schöner Herr Hochzeiter! Sie feiner Herr Hochzeiter!“

Ausgelassen sprangen sie alle um ihn herum, und je toller sie lärmten, um so stärker schien sich Netty zu ärgern, die mit hochrotem Gesicht daneben stand und ihre zarten Finger in den silbernen Schnüren des Nieders verwickelte.

Eine glückliche Brautschaft! Das mußte ich gestehen! Wie sich Netty so verrechnen konnte, das verstand ich nicht. Der vornehme Graf sah ja ganz erbärmlich aus in Wadenstrümpfen und Lodenjoppe.

Aber was ging es mich an? Munter sprang ich vom Pferde, und der verlegenen Braut reichte ich mit eleganter Bewegung die biedere Rechte:

„Ich gratuliere,“ sagte ich.

Dann ging ich, ohne die Antwort abzuwarten, zu Franziska und bot ihr den Arm.

Die andern neckten den dürren Hochzeiter noch immer und schoben ihn langsam vorwärts in der Richtung zum Dorfe hin.

„Vorwärts, vorwärts, Herr Hochzeiter! Die glückliche Braut kommt schon nach. Nur nicht so viel pouffieren am Vorabend. Das kommt alles morgen, Sie schöner Herr Hochzeiter, Sie!“

Und dann lachten sie alle zu Netty herüber, halb spöttisch, halb bedauernd. Die gepeinigte Braut schlich zu Tante Mali und ging gesenkten Hauptes einher. Ich hielt mich mit Franziska in gewissem Abstand, immer noch ganz betreten von dem sonderbaren Empfang.

„Was ist denn das für ein Unfinn mit dieser Hochzeit?“ fragte ich. „Wie man nur auf eine so abgeschmackte Idee kommen kann.“

„Ach, es ist doch ganz hübsch,“ meinte sie lachend.

„Ja, wenn es Ihnen gefällt . . .“

„Gewiß! Und ich hoffe auch Ihnen.“

Na, ob es mir jetzt gefiel! Ich war schon auf dem besten Wege, die Idee ganz ausgezeichnet zu finden. Nur der Herr Graf, der wollte mir immer noch nicht recht passen als strammer Hochzeiter, und ich sah eigentlich mehr auf die Mädchen, die fortwährend um ihn herumsprangen, als auf meine reizende Begleiterin, die mir jetzt langsam ihr Antlitz zuwandte.

„Wollen Sie nicht meinen Kranzlherrn abgeben?“ fragte sie.

„Wieso?“

Sie lachte laut.

„Ich bin ja Bräutjungfer bei der Toni.“

Die jähe Verwandlung eines Kriegshelden in einen Bauernburschen wollte mir zuerst zwar ebensowenig einleuchten wie der Herr Hochzeitlader vor der Ehrenpforte, oder gar der Bräutigam selbst, aber ich hütete mich wohl, Franziska davon zu reden.

„Also das giebt wirklich eine regelrechte Hochzeit mit allen Zuthaten?“

„Jawohl.“

„Zu merkwürdig! Auf so einen Einfall kann nur Netty kommen.“

„Nein, die wollte erst gar nicht recht,“ sagte Franziska.

„Warum denn?“

„Sie fand den Grafen viel zu schön für einen Bauern.“

„Allerdings, dumm genug sieht er aus in dem Kostüm.“

„Nicht wahr?“

„Ich kann's den Damen nicht verdenken, wenn sie ihn gehörig verspotten mit seinen dünnen Beinen.“

Sie lachte schon wieder:

„Alle haben wir's gefürchtet, und nun, wo er sich zum erstenmal in Kostüm zeigt, ist's richtig so eingetroffen.“

„Unbegreiflich, wie sich der Siegfried zu so etwas hergeben kann.“

„Mein Gott . . .“ sagte Franziska, „er ist eben verliebt.“

Und abermals lachte sie, diesmal sogar so lange, daß ich sie fast gebeten hätte, aufzuhören, denn plötzlich kam mir dieses Lachen, das mich sonst immer berauscht hatte, recht sonderbar, ja fast hölzern vor.

Aber ich bezwang mich natürlich und kam wieder auf den Grafen zurück:

„Hat er denn selbst gewollt?“

„Freilich, er hat ja nicht geruht, bis er's durchsetzte.“

„Wie ist das nur möglich, wie ist das nur möglich? . . .“

„Ich weiß nicht. Aber . . . Sie [reden ja nur von den andern.“

Hastig griff ich mir an die Stirn.

„Seien Sie mir nicht böse . . . ich . . . ich war nur ein bißchen perplex von diesem Empfang! Jetzt darf ich Ihnen wohl verraten, wie sehr ich mich freue, Sie wiederzusehen.“

Sie reichte mir ihre Hand hin und lachte wieder dabei.

Netty, die sich schon mehrmals nach uns umgedreht hatte, schien der Lärm ihrer Freundinnen endlich fatal zu werden. Sie kam auf uns zu.

„Was sagt ihr?“

„Wir? Gar nichts.“

Nun gesellte sie sich an meine linke Seite.

„Machst du mit?“ begann sie wieder.

„Wo Fräulein Franziska mitwirkt, bin ich selbstredend dabei.“

Wie freute ich mich, daß ich ihr's gleich am Anfang tüchtig hinausgeben konnte!

Sie lächelte:

„Sehr liebenswürdig.“

„O bitte, so bin ich immer.“

Wir schritten ein Stückchen dahin, und ich ließ sie nebenherlaufen, ohne mich um sie zu kümmern. Aber das eine merkte ich doch, trotzdem ich meine Augen auf das Dorf wie auf eine Zielscheibe gerichtet hatte, daß sie immer zu mir herüberlugte.

„Hat es dich denn gar nicht gewundert?“

„Was denn?“

„Meine Hochzeit.“

„Du kannst doch heiraten, wen du willst.“

„Nun, es ist ja nur Scherz.“

„Auch wenn es Ernst wäre.“

Franziskas Anwesenheit schien ihr lästig zu sein. Sie blickte erregt auf die Kleine; als die aber gar keine Miene machte zu gehen, brachte sie's endlich heraus, was sie sagen wollte.

„Weißt du, ich hab' mir eigentlich einen Vorwurf gemacht, daß ich darauf eingegangen bin, und zwar deinetwegen.“

„Wie denn?“

„Du bist doch immer mein Hochzeiter gewesen, und da hab' ich geglaubt, du müßtest auch diesmal“

„Was, was?“

„Nun eben“

„Ich verstehe nicht.“

„Hätten wir geahnt, daß du kommst“

Mir wurde es schwül. Ich drückte Franziskas Arm so

fest an mich, als es Anstand und gute Sitte erlaubten. Dann, als ich merkte, daß mich mein Schutzengel nicht verlassen hatte, sah ich der Netty trotzig in die Augen.

„Thu dir meinethalben gar keinen Zwang an! Das wäre mir leid. Ich kann dir nur noch einmal sagen, was ich schon Tante Mali versichert habe: Mir ist es sehr wurscht, wen du heiratst, wirklich sehr wurscht.“

So barsch und roh waren mir diese Worte herausgekommen, daß sich Franziska ins Mittel legte.

„Die arme Netty.“

„Ach, laß du mich gehn mit deinem Mitleid.“

Jetzt aber hielt ich mich nicht länger:

„Netty! Wer Fräulein Franziska beleidigt, hat's mit mir zu thun. Merk dir's ein für allemal. Sie kann nichts dafür, wenn dein bleicher Boleslaw wie ein Rohrspatz daherkommt.“

Das saß! Leichenblaß war sie geworden, und fassungslos starrte sie mich an.

Ich weidete mich an ihrem Schrecken, wußte ich doch, daß man Netty nie tiefer beleidigen konnte, als durch Zweifel an ihrem guten Geschmaçk.

„Willst du vielleicht gar behaupten, daß er besonders hübsch aussieht?“ fragte ich. „Du, da irrst du dich! Schau nur die Damen an, wie die sich über ihn lustig machen . . . den Hochzeiter, . . . den . . . den gönn' ich dir, da kannst du unbesorgt sein, denn mit dieser Jammerfigur blamierst du dich doch vor aller Welt, . . . jawohl . . . jawohl, gründlich blamierst du dich, das kann ich dir sagen.“

„Um Gotteswillen,“ mahnte Franziska, als sie mich in solcher Wut sah.

Ich klopfte ihr beruhigend die Hand, aber Netty richtete ihre funkelnden Augen auf das arme Mädchen, und die Antwort, die wohl eigentlich für mich bestimmt war, gab sie an Franziskas Adresse:

„Thu mir den einen Gefallen und sei du still. Dich geht das gar nichts an. Wenn mir dieser Hochzeiter recht ist, hast du dich nicht dreinzumischen.“

„Aber ich hab' ja gar nichts gesagt,“ wagte Franziska zu entgegnen.

„Du hast nichts gesagt, aber ich weiß, was du denkst. Wart nur, mit dir werd' ich noch fertig.“

Franziska zog ihren Arm aus dem meinen und fing zu schluchzen an.

„Kreuzmillionen,“ schrie ich außer mir, „Netty, gibst du jetzt Frieden oder nicht?“

Sie hob trotzig den Kopf:

„Die da hat sich nicht dreinzumischen!“

„Die da, die da! Eine solche Titulatur ist unverschämt.“

„Na, die Franzis mein' ich.“

„Fräulein Franziska thut, was sie will.“

„Ei, ei! Was du jetzt für ein galanter Ritter bist!“

„Das ist meine Sache.“

„So warst du nicht immer, aber natürlich die Franzis . . .“

„Du — du . . .“

In meiner bodenlosen Wut hätte ich beinahe hier auf freiem Felde meine bevorstehende Verlobung mit Franziska proklamiert, um dieser giftigen Natter wenigstens zu beweisen, welches Anrecht ich auf das holde Wesen zu besitzen glaubte. Aber zur rechten Zeit besann ich mich noch, daß ich noch nicht einmal ihr Jawort hatte, deshalb bezähmte ich mich,

wenn ich ihrer Liebe auch noch so sicher war. Aber wie ein schraubendes Ungetüm schritt ich neben Netty einher, die hartnäckig auf ihrem Thema bestand.

„Ja, ja,“ fing sie wieder an. „Du bist jetzt auffallend höflich. Gegen mich warst du es nie so.“

„Das freut mich, das freut mich, wenn du mir das hier vor Fräulein Franziska bestätigst, freut mich sehr.“

Sie sah mich erregt an. Jetzt erst schien sie zu merken, wie sehr sie sich verrannt hatte.

„Ich will damit sagen . . .“

„Du willst damit sagen, daß du mir immer gleichgültig gewesen bist.“

„Oho!“

„Doch, doch! Hab' ich dir's nicht gesagt vor fünf Jahren, sogar hier auf demselben Fleck? Besinn' dich gefälligst.“

„Allmächtiger Himmel! Seitdem hast du mir ja schon hundertmal wieder beteuert und geschworen, daß du nur mich . . .“

„Nein, nein, nein, das ist nicht wahr, das ist gelogen,“ schrie ich mit Aufwand meiner Lungen.

Ich mußte sie niederbrüllen, denn war Netty wirklich so schamlos, vor Franziska auszuplaudern, was ich ihr nach unserer Versöhnung noch alles vorgefasset hatte, oder war sie am Ende gar so gemein, ihr zu erzählen, wie ich mich immer in die Rolle des blondhaarigen Waldemar einzuleben versuchte, dann gab es eine Katastrophe, und ich konnte abermals die dornenvolle Wanderung beginnen nach einem reinen Engel, der mich aus ihren Klauen befreite.

Fürs erste sollte mein Mittel leider nicht wirken. Mit einem weiten Schritt trat sie zwischen mich und die weinende

Franziska, und nun schrie sie so laut, daß es die Gesellschaft vor uns hören mußte, wenn sie nicht taub war:

„Was hab' ich? Gelogen hab' ich? Das mußt du mir noch einmal sagen, aber ins Gesicht, fest ins Gesicht.“

Ich hütete mich wohlweislich, diesen funkelnden Augen zu begegnen und drehte mich um. Am liebsten hätte ich diese rasende Megäre als Kriegsbeute meinen Soldaten geschenkt, die hinter uns mit meinem Pferde einherzogen. Sie stieß mich fest in die Seite:

„Sag's, sag's, und schau mich an dabei.“

Noch einmal schwankte ich, als ich aber Franziskas Augen ängstlich auf mich gerichtet sah, entschloß ich mich endlich zum äußersten und schrie:

„Du hast gelogen, jawohl hast du gelogen! Ich hab' dich nie geliebt, nie, nie, nie! So, und jetzt red', was du willst.“

Aber sie redete nichts mehr, sondern blickte mich so entsetzt an, daß es mir selber eiskalt über den Rücken lief. Dann holte sie ein feines Spitzentuch hervor und schluchzte noch dreimal so stark wie Franziska.

Ich fluchte alle Heiligen vom Himmel herab. Mit verkniiffenen Lippen ging ich neben den heulenden Mädchen, und als jetzt zu allem Überfluß gar noch Tante Mali mit erstaunten Blicken auf uns zukam, da spielte ich erregt mit dem Säbel, um ihr beim ersten, bissigen Worte die blanke Waffe über den Kopf zu hauen.

„Kinder? Was habt ihr denn?“

Von uns antwortete keines.

Sie sah auf Netty, sah auf Franziska, sah auf mich und lächelte.

„Was hat's denn gegeben?“ fragte sie leise, indem sie so

nahe an mich herantrat, daß mich die Falten ihres Rockes berührten.

Mir war dieses Weib widerwärtiger als je. Ich ließ sie stehen und begab mich an Franziskas Seite. Als dann die Mädchen immer noch so schweigsam waren wie zuerst, übernahm ich endlich die Rolle des Sprechers:

„Was es gab? Einen kleinen Wutanfall! Die Brandstätter Toni ist sehr erregt, weil ihr Hochzeiter so miserabel aussieht. Darum wird sie ungezogen gegen andere Leute.“

Natürlich glaubte sie weder das eine, noch das andere, das sah man ihrem Gesicht an. Aber sie that, als sei ihr das alles sehr einleuchtend.

„Hab ich dir's nicht gesagt, Tetty?“ rief sie lebhaft. „Der Siegfried paßt nicht zum Bauern. Warum hast du ihm doch nachgegeben.“

Die Angeredete machte eine unwillige Bewegung.

„Laß mich aus mit der dummen Hochzeit! Ihr habt sie arrangiert, du, dein Mann, der Baron, weil ihr alle vor Langweile nicht gewußt habt, was ihr anfangen sollt in dem elenden, schmutzigen Bauernest hier.“

„Aber wir haben's doch dir zu Liebe . . .“

„Mir zu Liebe! Ich danke!“

„Nun freilich.“

„Ach was, wenn ihr noch viel sagt, dann lauf' ich hinunter und spring in den See hinein.“

„Sei doch gescheidt,“ besänftigte Tante Mali. „Wegen solch einer Bagatelle sich so aufzuregen! Paßt dir der Graf wirklich nicht, dann nimm dir doch einfach einen andern.“

„Ich mag keinen mehr.“

„Na, na, na, so weit ist es noch nicht. Es giebt doch

noch genug, die viel besser aussehen als Bauern, wie der junge Graf.“

„Ach, wen denn?“

Tante Mali wendete ihre großen Augen langsam zu mir herüber und lächelte wieder.

„Nun, wir werden mal suchen.“

Mir ward noch schwüler als bei Nettys Anfunft. Ängstlich zog ich Franziska aus der Nähe dieser unheimlichen Frau und fing mit ihr ein gleichgültiges Gespräch an über Wetter und Bälle. Aber es half nichts. Jedes Wort der Tante drang zu mir und zwar immer deutlicher, immer schärfer, immer anzüglicher. Endlich hielt ich es nicht mehr aus. Mit hochrotem Gesichte wandte ich mich zu den beiden.

„Wenn ihr vielleicht meint, ich sei so dumm, den Hochzeiter zu spielen bei der verrückten Masquerade, da irrt ihr euch bedeutend.“

Mit liebenswürdigem Erstaunen drehte sich Tante Mali nach mir um:

„Was meinst du, lieber Josef?“

„Ihr habt mich schon verstanden.“

Verächtlich und kalt maß mich Netty:

„Wer hat was von dir gesagt?“

„Ich hab's wohl bemerkt.“

„Aber du irrst, mein Bester,“ sagte Tante Mali so freundlich wie möglich. „Von dir war wirklich gar keine Rede.“

„Ja, leugnet es nur!“

„Beweis' uns, daß wir deinen Namen in den Mund genommen haben.“

„Ich bin nicht so begriffsstutzig, wie du immer meinst, liebste Tante.“

„Aber unverschämt bist du,“ rief Netty, „doch, doch, du bist unverschämt, weil du dir so was überhaupt einbildest in deinem maßlosen Dünkel. Glaubst du, ich nähme dich? Da müßte ich doch ehrlos sein.“

Ihre infame Art mit mir zu reden brachte mich immer mehr auf:

„O ja! Mit beiden Händen nimmst du mich, beste Netty. Da wär' mir nicht bange. Aber die Sache hat einen andern Haken. Ich mag nicht. Verstehst du das? Ich mag nicht!“

„Das heißt, du darfst nicht,“ rief sie mit frechem Gelächter, und Tante Mali stimmte mit ein.

Ich sah sie drohend an:

„Ich darf nicht? Wer hat mir was zu befehlen?“

„Na, nicht gar so renommieren,“ kicherte die Tante.

„Kein Mensch hat mir was zu befehlen, sag ich.“

„Alle Hochachtung vor deiner Selbständigkeit, aber . . . aber . . . ich weiß nicht, so was dürftest du dir vielleicht doch nicht herausnehmen.“

Und beide lachten wieder so bissig wie zuvor. Üchzend rang ich nach Luft. Wie sollte ich diesen Frauenzimmern beweisen, daß ich mein eigener Herr und Gebieter war? Wie konnte ich ihre Angriffe auf meine Ehre mit Zins und Zinseszinsen hinauszahlen? Herrgott im Himmel! Laß mir etwas einfallen, etwas rechtes, etwas niederschmetterndes, daß sie beide die Sprache verlieren! Ja, wäre Franziska nicht hier gewesen, dann . . . dann hätte ich vielleicht ein ganz verzweifelttes Mittel ergriffen, das jeden Widerspruch für immer vernichten mußte, aber dieser gefährliche Ausweg, der mir da plötzlich aufdämmerte, hätte auch über Franziska bittres Leid gebracht. So was konnte ich ihr nicht anthun! Darum würgte ich's

noch einmal hinunter, was ich sagen wollte und blickte un-
schlüssig bald auf die Geliebte, bald auf die andern, die jede
meiner Bewegungen mit aufmerksamen Augen verfolgten.

Es war eine peinliche Situation, diese letzte Sekunde vor
dem losbrechenden Gewitter — ein einziger Ruck noch, und es
ging hernieder mit verheerendem Hagel und zündenden Blitzen.

Netty war's, die es entfesselte:

„Schau nur,“ sagte sie zu Tante Mali, „schau nur, er
fürchtet sich.“

Jetzt platzte es los:

„Wer? Wer fürchtet sich?“ schrie ich wie ein Rasender.

„Du fürchtest dich,“ sagte sie mit künstlich erzwungener
Ruhe und richtete sich dabei stolz vor mir auf.

„Du bist so frech, mir das zu sagen, mir, einem Soldaten,
einem Kavalleristen, einem erwachsenen Mann?“

„Jawohl, das sag' ich.“

„Netty, wenn ich dein Geschlecht nicht respektierte . . .“

„Du kannst ja zuschlagen, wenn du willst, aber deswegen
behaupt' ich doch, du fürchtest dich.“

„Vor wem?“

„Nun, das ist doch nicht so schwer zu raten,“ mischte sich
Tante Mali hinein und blickte lächelnd zu Franziska hinüber.

Aber Netty winkte ihr ab:

„Beileibe nein! Nicht nur vor der! Vor mir fürchtet
er sich.“

„Vor dir, Netty? Vor dir?“

„Weil du ein schlechtes Gewissen hast.“

„Das hab' ich nicht.“

„Oho, du kannst mir nicht einmal fest in die Augen
schauen, du traust dir kaum neben mir herzugehen, du läufst

davon, wenn du mich nur siehst seit langer Zeit. Und darum hast du auch Angst den Hochzeiter zu spielen, weil du ganz gut weißt, daß ich dir und deiner Franzi gar sehr gefährlich werden könnte!“

Peß und Verdammnis! Das war mir zu viel! Ich kannte nichts mehr, keine Besonnenheit, keine Überlegung, ich vergaß die arme Franziska, meine Vorsätze, meine Taktik als Soldat, als Weltmann — mit einem lauten Schrei sprang ich auf Netty los, packte sie wütend beim Arme und riß sie herum, daß ich ihr frei ins erregte Gesicht schauen konnte. Dann aber, als ich ihr Aug in Aug trotzig gegenüberstand, brüllte ich mit einer Stimme, die die Berge zurückgaben:

„Ich will dir zeigen, ob ich mich fürchte vor dir. Ich will dir's zeigen, dir und deinen häßlichen Augen zum Trotz. Mach dich gefaßt, Netty, und krebß' mir nicht . . . krebß' mir nicht . . . sonst nenn' ich dich eine Schwindlerin, denn jetzt . . . jetzt in drei Teufelsnamen, jetzt bin ich dein Hochzeiter!“

Was in der nächsten Sekunde mit mir geschah, weiß ich selber kaum. Ich hörte nur noch Tante Malis gellendes Beifallsgeheul, ich sah Franziskas entsetztes Gesicht und Nettys stolztrophierende Augen; plötzlich aber sprang es ausgelassen um mich herum, was da von allen Seiten herbeistürmte, Mädchen und Burschen, und alle jauchzten und klatschten in die Hände, als brännten Johannisfeuer auf den Bergen. Helm, Säbel und Kartouche rissen sie mir herunter, und ehe ich mich besinnen konnte, warfen sie mir eine Tannenguirlande um die Schultern und stülpten einen grünen Filzhut mit fecker Feder und roten Mohnblumen auf mein unbedecktes Haupt. Und so, als frischgebackener Hochzeiter, schwebte ich auf einmal hoch

über der bunten, wimmelnden Menge, die wie auf Kommando in einen jubelnden Schrei ausbrach:

„Der Seppl! hurrah, der Seppl, der Hochzeiter, der Hochzeiter!“

Unter donnerndem Beifallsgeschrei geht es vorwärts. Die Mädchen schwenken die Tücher, die Burschen werfen die Hüte in die Luft, und wer uns entgegenkommt, streckt mir die Hand hin oder schießt seinen Gruß herauf zu mir, dem dies alles vorkommt wie ein ungeheurer Kaush von Wein und Begeisterung. Jeden Augenblick meine ich, erwachen zu müssen aus dem Taumel, aber das geht so fort mit immer lauterem Halloh ins Dorf hinein, wo jung und alt zusammenläuft, das geht so fort bis zum Hause von Tante Mali, wo man mich einquartiert, und wo flinke Burschen mich im Handumdrehen zum Hochzeiter umkleiden, und das geht so fort den ganzen Abend, wo man der Toni den Seppl wiederbringt, und die Nacht geht es fort mit Tanz und Gesang bis zum grauenden Morgen, und da beginnt es wieder aufs neue mit krachenden Böllerschüssen.

Ein sinnloser Taumel hatte sie alle gepackt, diese maskierten Bauern, und ich, der Hochzeiter, dem sie alle zujubelten, wo sie ihn sahen, ließ mich treiben von ihnen wie in reißendem Wasser von einer Welle zur andern. Was ich angerichtet hatte mit dem zornigen, kampfbereiten Wort, merkte ich kaum, so jählings stürmte es auf mich herein, Schlag auf Schlag, daß ich kaum zum Bewußtsein kam. Hatte ich im Augenblicke meiner Erhebung einen stolzen Triumph empfunden, als ich den mageren Grafen, den ausgestochenen Bräutigam, mit wütendem Gesichte zu meinen Füßen bemerkte, hatte ich heimlich frohlockt, als ich nun doch als Held und Sieger in das Dorf

einzog, gefeiert wie niemals zuvor, so war ich wieder aufs tiefste erniedrigt, als ich am späten Abend meiner Franziska hoch und heilig versichern wollte, daß das alles ja nur geschehen sei, um ihr zu zeigen, daß ich der Netty mit ruhigem Gewissen unter die Augen treten konnte und diese hinterlistige Kokette nicht zu fürchten brauchte. Eine Maskerade — nichts weiter, die übermorgen wieder vergessen wäre und unseren innigen Beziehungen keinerlei Gefahr, nein, sogar neue Festigung bringen mußte.

Umsonst! Das tiefgekränkte Mädchen hatte mich kaum angesehen, und auf meine verzweifelte Frage, ob sie denn nicht wenigstens meinen Mut und meine Selbständigkeit bewundere, nur verächtlich die Lippen verzogen. Das versetzte mir einen scharfen Stich in mein liebendes Herz, aber zum Glück ließen mir die besessenen Menschen keine Zeit, die blutende Wunde zu spüren. Sie holten mich von Franziska fort, denn am Polterabend da gehörte ich zu der Hochzeiterin, wie sie meinten, und erst dann waren sie wieder zufrieden, wenn das junge Paar Arm in Arm durch den Saal schwebte. Was ich auch anfang, man ließ mich nicht mehr von Nettys Seite hinweg, alle Gäste wollten das Brautpaar bewundern; und forderte mich Tante Mali, die jetzt wieder gar freundlich blickte, oder eine hübsche Kranzjungfer zum Tanz auf, dann ertönten sofort spöttische Rufe, bis ich wieder neben der Hochzeiterin stand, wo ich Glück- und Segenswünsche von Leuten empfing, die ich niemals gesehen hatte. Die ganze Welt schien mir betrunken zu sein.

Oftmals, wenn die Trompeten am lautesten bliesen, und der Staub über die Lampen und Blumengewinde emporschlug, blickte ich wie geistesabwesend über den ganzen Saal und schüt-

telte den Kopf. War es denn Scherz oder Ernst, was sie da aufführten? Tanzte ich denn wirklich am Vorabend meines Hochzeitsfestes? Oder war ich plötzlich verrückt geworden? Ich, der Verehrer Franziskas, sollte dieses Mädchen heiraten, das kalt und ruhig neben mir stand, als ginge ich sie nichts an? Diese Toni, die ich bis in den Tod haßte, sollte morgen mit mir vor den Traualtar treten? Nein, nein, nein, es war ja nur ein Spiel, glücklicherweise nur ein Spiel! Aus Trotz hatte ich diese alberne Rolle übernommen, übermorgen war alles vorbei. Gott sei Dank! Bis dorthin aber heißt's aushalten und sich mit Anstand ins unvermeidliche finden.

Ich folgte Nettys Beispiel und nahm mit verbindlichem Lächeln jedes Kompliment, jede Gratulation und jeden Witiz entgegen, unermüdtlich wie ein Fürst, der der Repräsentationspflicht genügt, aber kaum standen wir wieder allein nebeneinander, da sahen wir stumm in das bunte Getriebe hinein, als gingen wir uns gar nichts an. Nur manchmal, wenn ich mich unvermutet nach der Seite wandte, traf mich ein seltsamer Blick aus Nettys schwarzen Augen.

Aber ich that so, als hätte ich's nicht gesehen und setzte sofort wieder eine gleichgültige Miene auf.

„Treibt's nur nicht zu auffallend,“ warnte mich Tante Mali, als ich wieder mit ihr tanzte.

„Was geht es mich an, wenn es auffällt?“

„Nun, wer wird so schroff sein?“

„Es ist ja nur ein dummer Scherz.“

„Na, wer weiß, ob es nicht Ernst wird?“

„Lächerlich.“

„Nimm dich in acht, nimm dich in acht, stolzer Hochzeiter.“

„Vor wem denn?“

„Netty hat schöne Augen, da hast du mal tief hineingeguckt.“

„Das ist lange vorbei.“

„Wer weiß?“

„Niemals, ich liebe Franziska und“

„Ach, du großes Kind.“

„Sei so gut.“

„Besinnst du dich noch? Ich hab's euch zweien immer gesagt, es wird noch einmal Ernst mit euch. Draußen im Garten hab' ich's euch gesagt.“

Im alten Garten! Mir ward es plötzlich mitten im Tanze wieder zu Mute wie an dem dämmrigen Frühlingsabend, als sie den dummen Jungen an sich presste und herzlich küßte! Diesmal hielt ich sie umschlungen, die schöne Frau, aber auch heute konnte ich nicht von ihr wegkommen wie damals, wo sie mich so lange ansah mit den seltsamen, durchdringenden Augen und mir geheimnisvoll zuflüsterte:

„Du sagst es niemand, niemand?“

Aufgeregt stürzte ich ein Glas Wein hinunter und dann noch eins. Ein drittes ließ ich mir eingießen, das hielt ich von weitem Tante Mali hin, die mir eifrig zunickte.

„Profit, schöne Hollerbäuerin!“ rief ich lebhaft und blieb stehen mit dem Glas in der Hand.

Sie lachte mir zu:

„Was denkst du dir jetzt?“

„Ich ich wundere mich, was du für schöne Thaler an deinem Nieder hast.“

„Nichts anderes hast du gedacht?“

„Nein.“

„Du Schlingel, du.“

Ich winkte ihr noch einmal zu und trank aus. Dann schritt ich merkwürdig bewegt zweimal durch den Saal, kniff eine Brautjungfer in die roten Backen, zwickte im vorbeigehen den Siegfried in die dürren Waden, und schließlich sprang ich zu Netty zurück, packte sie bei der Hüfte und schwang sie herum, daß mir fast der Atem verging, und mir selbst die Decke mit dem Boden vertauscht schien.

„Nur nicht so rasend,“ rief Netty.

„Was liegt denn daran? Man kann sich ja auch einmal zu Tod tanzen.“

„Ich danke dafür.“

„Jetzt kommst du nicht aus, jetzt bleibst du da.“

Und wieder drehte ich sie wütend herum. Freilich streifte ich dabei Franziskas finstere Augen und begegnete auch den stehenden Blicken ihrer übelgelaunten Frau Mama, die mich durch die Brille fast zu durchbohren schienen. Aber nun war es einmal begonnen, das närrische Spiel, nun mochte es meinerwegen auch bis zum Ende getrieben werden, ich konnte Franziska nicht helfen. Warum mußte sie denn auch gar so eifersüchtig sein?

Die besessene Menschheit um mich ließ mir nicht Zeit, darüber nachzudenken. Sie zerrte uns mitten im Tanz durch den ganzen Saal mit lautem Gelächter, sie versteckte die Hochzeiterin und verband mir die Augen, sie ließ uns tanzen mit Brautvater und Brautmutter, sie brachte mich mit brennenden Kienspähnen am frühen Morgen nach Hause und holte mich bald darauf wieder zur Toni zurück, sie legte uns Baumstämme und Steine in den Weg, und endlich geleitete sie uns noch kurz vor der Abfahrt zur Insel zum hochgelegenen Schlosse hinauf, zur alten Baronin.

Und dort war es, wo mir zum erstenmal klar wurde, was diese feier bedeutete. Mit Schrecken mußte ich's gewahren und der armen Franziska gedenken.

Die Schloßherrin hatte nach uns verlangt, und wie wir nun beide so vor ihr standen, die Hochzeiterin im herrlichen Blütenkranz und kostbarem Brautstaat, ich selber im langen, braunen Rock, den Rosmarinzweig und einen Blumenstrauß in Händen, da überkam es mich, trotz dem, was mich bis jetzt von der Hochzeiterin trennte, mit einemmale ganz wunderbar. Ich hatte mir vorgenommen, nur die Rolle zu spielen und wieder von dannen zu gehen, aber jetzt war mir plötzlich zu Mute, so feierlich wie vor vielen Jahren nach der Prozession. Freilich, wir waren nicht mehr dieselben, ich stand einer Fremden gegenüber, nicht mehr dem reizenden Kinde, das den Herzallerliebsten stürmisch liebte. Aber wegleugnen ließ er sich doch nicht, der unvergeßliche Tag, und vielleicht besann sich auch Netty darauf, denn ihre zarten Finger, die sie so leicht in meine gelegt hatte, daß ich nur die schweren Goldreifen und Brillanten fühlte, fingen zu zittern an.

Auch andere Erinnerungen wurden in mir wach. Die vornehme alte Dame saß vor uns in reichgeschmücktem Stuhle, und durch die offene Balkonthüre des hohen Gemachs flutete die Sonne herein, die ihre Strahlen weit umherstreute über Berge und See. Eine trotzige Freude erfaßte den Hochzeiter. Der Waldemar hatte gesiegt, Magda stand als Braut neben ihm, und Boleslaw existierte nicht mehr.

Wie eine Trauung vor Gott und den Menschen kam es mir vor. Alle Zuschauer hielten den Atem an, die Baronin aber, die der tiefsten Gefühle fähig schien, hatte Thränen in den Augen und küßte Toni wie eine scheidende Tochter. Dann

reichte sie auch mir die Hand, die ich in tiefster Ehrfurcht an die Lippen führte.

Alles wie bei der wirklichen Vermählung, nur noch größer, noch erhabener, noch weihvoller, dieser ganz ungewöhnlichen Begebenheit entsprechend.

Gesenkten Hauptes schritten wir beide aus dem Burghof heraus, und ich atmete auf, als uns dort die Menge noch lauter zujubelte als zuvor. Mit einem schallenden Juchzer antwortete ich, um mir die Brust zu erleichtern, dann ging es hinunter mit reichgeschmückten Pferden und Leiterwagen durch die weiten Felder zum Ufer des Sees, den brüllenden Hochzeiterlader und eine schmetternde Musikbande an der Spitze, und von dort ging es über den glitzernden Wasserspiel dahin zur gastfreien Insel, wo man Hochzeiter und Hochzeiterin mit schäumendem Wein an der Spitze der reichgedeckten Tafel begrüßte.

Da saßen wir nun nebeneinander unter den alten Einden und Buchen und wußten nicht, was wir reden sollten. Um uns die lärmenden, singenden Menschen, die sich erschöpften in Witz und Scherzen, und ringsherum der blaue, leuchtende See, der mit den grünen Gebüsch der Insel die ganze bunte Gesellschaft umrahmte. Es war schon ein tolles Leben, das sich entfaltete vor dem schweigsamen Hochzeiter und der schweigsamen Hochzeiterin. Erst hatte ich selber versucht mitzuschreien, aber bald hatte ich's aufgegeben. Mir wollten die Worte nicht fröhlich heraus. Immer wieder sah ich die Szene auf dem Schloß und dachte an Magda und Waldemar. Auch Toni war gänzlich verstummt. Weit in den Stuhl lehnte sie sich zurück und blickte starr in die Gesellschaft hinein, die unermüdblich schien in lärmern und feiern. Bald wurde ein Toast auf uns ausgebracht, dann schrie der Hochzeiterlader dazwischen,

dann führten die Brautjungfern einen Reigen vor uns auf, und schließlich kam eine Schar reizender, pausbäckiger Kinder zur Hochzeiterin, um ihr Blumen zu bringen.

Die Toni neigte sich freundlich herab, ich aber blickte scheu auf sie hinüber, wie sie das kleinste der Kinder auf den Schoß nahm und mit Küßsen bedeckte. Ganz reizend sah sie aus dabei, wieder mußte ich, ob ich wollte oder nicht, an den alten Garten denken, wo die junge Mutter die Puppe so sorgsam gepflegt hatte. Da konnte ich mich nicht mehr halten. Ich sah fester hin und legte meinen Arm um die Lehne ihres Stuhles.

„Netty,“ sagte ich weich.

Sie blickte nicht auf, sondern beschäftigte sich eifrig mit dem Kinde, aber ich hatte gemerkt, wie sie leise zusammengezuckt war.

„Netty,“ begann ich noch einmal. „Schau mich an.“

Immer noch zögerte sie.

„Bitte, bitte.“

Da wandte sie mir ihr Antlitz zu wie in den Tagen der Kindheit. Ihr schönes Auge sprühte von Erinnerung und Leben.

Glühend fuhr es mir durch den Kopf:

„Weißt du's noch,“ fuhr ich lebhaft fort, „weißt du's noch, draußen . . . draußen im Garten . . .“

Sie lächelte.

„Mit unserm Kind?“

„Ja, ja, du hast also auch daran gedacht?“

„Schon den ganzen Tag!“

„Das ist schön . . . das ist lieb von dir . . . und . . .“

und denk dir nur, Netty, unser Kind, die Puppe, die hab' ich noch!“

„Wo? Wo?“

„Zu Haus, fest verwahrt in meinem Schrank.“

„Ach, die muß ich wiedersehen.“

„Willst du wirklich?“

„Ob ich will!“

Ich griff nach ihrer Hand. Ein neuer Morgen von Glück und Verheißung schien mir aufzudämmern, aber da, da kam es auch schon wieder dazwischen, was uns trennen mußte für immer.

„Pardon,“ tönte es neben mir. „Pardon, wenn ich störe.“

Ein fetter, dicker Kerl, der kaum mehr Haare auf dem Kopfe hatte, setzte sich plump neben Netty, und sie wies ihn nicht zurück in diesem Augenblick, wo wir den ersten warmen Ton wieder gesprochen hatten seit vielen, vielen Jahren. Nein, sie lächelt ihm zu, dem feisten Bauern, mit der freundlichsten Miene, sie nennt ihn „lieber Konmerzienrat“ und redet mit ihm eine viertel, eine halbe, eine ganze Stunde das dümmste, erbärmlichste Zeug.

Mir wurde es immer heißer, immer enger auf unserem Platze. Wie ein Gefangener kam ich mir vor, den sie hierher gebracht hatten auf das verrufene Eiland, um ihn nie wieder fortzulassen. Ich rückte den Stuhl nach vorn und nach hinten, plötzlich aber hielt ich's nicht mehr aus in der Nähe der beiden.

Ich sprang auf, ohne Gruß, ohne Wort, und suchte franziska. Auf dem Tanzplatz fand ich sie, ganz allein und verlassen, weit abseits von den andern, die sich fröhlich herumtummelten.

„Fräulein Franziska,“ begann ich. „Fräulein Franziska, ich habe Sie beleidigt.“

Sie sah mich an.

„Sie — mich?“

„Leugnen Sie's nur nicht, ich sehe es ja ein, jetzt wo es zu spät ist, mit Schrecken seh' ich's ein.“

Sie that sehr gleichgültig.

„Sie irren sich.“

„Fräulein Franziska, sagen Sie nichts, es müßte ja ein Wunder sein, wenn's nicht so wäre aber aber dieses ganze Fest von gestern an bis bis zu der Szene mit der alten Baronin, mir ist es so leid, daß Sie das sehen mußten. Aber, ich kann ja doch nichts dafür.“

„Wirklich?“ fragte sie spöttisch.

„Ich schwöre es Ihnen!“

„Ach, Ihre Schwüre!“

„Bitte, glauben Sie mir und beruhigen Sie sich.“

„Wer sagt Ihnen überhaupt, daß ich beunruhigt bin?“

„Mein Gott, das liegt doch sehr nahe.“

„Durchaus nicht. Ich finde es anmaßend von Ihnen so etwas überhaupt zu glauben.“

Ich bezwang mich:

„Seien Sie gut, Fräulein Franziska,“ sagte ich, „morgen ist ja alles wieder vorbei.“

„Es ist heute schon alles vorbei,“ sagte sie schnippisch. „Echauffieren Sie sich nicht.“

„Fräulein Franziska, Sie müssen's nicht zu weit treiben, sonst“

„Wollen Sie mir drohen?“

„Ich drohe nicht Ihnen, aber heßen Sie mich nicht zum

äußersten, die Menschheit hat mich schon weit genug gebracht — ich kenn' mich nicht mehr aus, und wenn es so fortgeht, dann schieß' ich mir hier auf der Insel noch eine Kugel vor den Kopf.“

„Thun Sie's doch, wenn's Ihnen Spaß macht.“

„Ja — Sie brauchen mir gar nicht viel zu sagen.“

„Also — los.“

Ich sah ihr wütend ins Gesicht.

„Sie sind zu jung um zu verstehen, welche Kämpfe ich durchzumachen habe.“

„Ich kann mir's beiläufig denken, trotz meiner Jugend.“

„Das können Sie nicht!“ schrie ich heftig.

„Sollten Ihre Gefühle gar so schwer zu ergründen sein?“

Und sie lachte wieder so dumm, so albern, wie sie es immer that, in einem Atem, ohne auszusprechen.

„Lachen Sie nicht!“ schrie ich wütend. „Sie wissen nicht, was . . . was es heißt, wenn man jemanden von . . . von Kindheit an geliebt hat.“

„Gestern sprachen Sie aber ganz anders.“

Ich nickte verzweifelt.

„Da hab' ich auch gelogen.“

„Ach, das ist ja sehr schön.“

„Jawohl,“ schrie ich immer erregter, „ich hab' gelogen, denn der Netty wollt' ich's nicht zugeben . . . Ihretwegen, Franziska, wollt' ich's nicht zugeben, aber jetzt seh' ich, daß Sie das Opfer nicht einmal wert waren.“

„Warum stehen Sie denn überhaupt noch hier? Gehen Sie fort, gehen Sie zu Netty, wenn Sie wirklich so verliebt sind.“

„Verdrehen Sie nicht meine Worte! Zwischen Netty und mir ist es aus, aus für immer, ist es aus trotz Hochzeit und

Trauung. Das hab' ich eben wieder erfahren, aber doch hat es einmal eine Zeit gegeben, eine schöne, herrliche Zeit, und da hab' ich sie geliebt, wie ich niemals wieder lieben werde auf der Welt."

Ich hatte gesprochen mit thränenerstickter Stimme und träumerisch in die Lüfte geblickt. Jede Antwort wäre mir schrecklich gewesen, und wenn sie gar wieder gelacht hätte, dann wäre ich in Raserei geraten. Darum ließ ich sie stehen und rannte auf und davon. Zum Ufer stürzte ich hinab, wo das Schilf am dichtesten war. Dort warf ich mich unter eine Weide und stierte in die untergehende Sonne. Langsam ging sie hinab am wolkenlosen Firmamente, und ich wünschte mir, sie möge nie wieder emporsteigen über diese trugvolle Erde. O Netty, Netty! Warum hatte das alles so kommen müssen? In wilder Verzweiflung ballte ich die Faust gegen das nahe Kloster. Eine Welt von Niedertracht bargen diese schmutzigen Mauern. Da drinnen hatte man sie erzogen, da hatte sie gelernt die Männer an der Nase herum zu führen, von einer Hand zur andern zu gehen und die heiligen Erinnerungen der Jugend mit Füßen zu treten. Dreifachen Fluch über diese giftige Höhle! Und abermals ballte ich die Fäuste und vergrub mein Gesicht in die Erde.

Die Tanzmusik drang herunter zu mir, und dazwischen tönte der Lärm meiner sogenannten Vermählungsfeier. Ha, ha, ha! Der Herr Hochzeiter! Vielleicht ließen sie ihn leben bei Bier und Champagner, und nun lag er hier am Ufer, verlacht und verlassen von der Hochzeiterin, die sich beim Tanze die Cour schneiden ließ von Grafen, Baronen und abgelebten Gaunern, für die ich als dummer Hochzeiter zur rechten Gelegenheit die passende Zielscheibe abgeben durfte.

O, ich dreifacher Narr, ich Esel, ich Dummkopf! Warum ließ ich mir alles gefallen, warum heulte ich hier unten wie ein hungriger Schloßhund, während sich oben die Bande auf meine Kosten den Bauch volllachte? Warum? Ich war ja der Hochzeiter und sie meine Frau! Ein paar Stunden noch dauerte die Herrlichkeit, das konnte ich doch ausnützen und mit Bauernhieben hineinfahren in das elende Geschmeiß, daß es zerplatze wie die fliegen an der Wand. Möchten sie dann auch brüllen, so viel sie wollten, warum hatten sie mich zum Hochzeiter gemacht? Netty! Netty! Gnade dir Gott, wenn ich wieder so einen gefchniegelten Kerl oben im Wirtshaus an deiner Seite finde! Jetzt bin ich einmal der biedere Landmann, der von seinem Hausrecht Gebrauch macht und die frechen Buben samt der liederlichen Ehehäste zerwalkt, daß man am silbernen Hochzeitstage die blauen Beulen noch sehen soll.

Böse Ahnungen stiegen auf in mir, während ich so dahinrannte. Meine Phantasie spiegelte mir in dem seltsamen Dämmerlicht der Insel immer zärtlichere Scenen zwischen Netty und ihren Verehrern vor, und ich blies den Atem heftig von mir, während ich beide Fäuste erprobte an den nächsten Ästen und Büschen. Aber plötzlich hielt ich ein und blieb stehen, als hätte ich mitten im tollsten Lauf einen Schlag vor die Brust bekommen.

Vor mir stand, wie aus der Erde gewachsen, die Hochzeiterin mit thränenüberströmtem Gesicht und fuhr zusammen, als wäre sie einem Gespenst begegnet.

„Am Gotteswillen, du bist's?“

„Ja,“ schrie ich außer mir, „ich bins. Du hast wohl einen andern erwartet hier unten am Wasser?“

Sie zögerte mit der Antwort.

„Red, red!“ schrie ich noch lauter.

„Ich hab' gedacht, der Siegfried käme daher.“

Diese cynische Offenheit brachte mich aus Rand und Band.

„Ich hab's gewußt,“ tobte ich, „du giebst diesem Burschen ein Stelldichein.“

„Nicht doch,“ wehrte sie ab. „Er verfolgt mich seit du fort bist von mir.“

Ich lachte bissig.

„Er verfolgt dich, und du willst mir weismachen, daß dir's unangenehm wäre. Geh mir doch mit diesen Flausen.“

„Bei Gott . . .“

„Hör auf — du scharmierst mit dem, dann wieder mit jenem, und ich darf herumlaufen um diese gottverdammte Insel und soll mich geduldig in die Büsche verkriechen?“

„Nein,“ schrie sie heftig, „wenn du wüßtest . . .“

Wütend packte ich sie bei den Schultern und schüttelte sie:

„Ich weiß alles, alles! deinen Jugendfreund hast du hintergangen, sogar heut an deinem Hochzeitstag . . .“

„Hör mich doch an!“ rief sie verzweifelt.

„Ich brauche nichts zu hören, ich kenne dich und deine Schliche. Aber wart, Netty, wart, wart! Jetzt geh ich dir nicht mehr weg, und wenn der Siegfried daherkommt, dann hau ich ihn nieder wie einen Hund.“

„Ja, ja, schlag' ihn nieder,“ schrie sie frohlockend. „Ich bitte dich.“

„Netty . . . Netty, willst du mich foppen?“

„Nein, nein.“

„Ich sag' dir, nimm's nicht zu leicht, ich bin im Stand und mach Ernst, glaub's mir!“

„Thu's doch! Alle schlag' sie tot, wie sie um mich herum sind, die gräulichen Menschen. Ich mag sie nicht mehr sehen, drum bin ich fortgelaufen, denn ich komm' ja um bei ihnen. Ich bin ja totunglücklich schon Jahre, viele Jahre.“

Aufgeregt faßte ich nach ihrer Hand.

„Ist's wahr?“

Sie hob flehend die Hände:

„Glaub mir's, alter Hochzeiter, glaub mir's.“

„Netty . . . ich kann's . . . ich kann's nicht glauben.“

„Du mußt,“ rief sie jubelnd und sprang mir an den Hals.

„Netty!“

Ich wollte noch abwehren, ich konnte mir's noch nicht zusammenreimen, ich dachte an Lug und Trug, an höllische Finten einer geriebenen Kokette, aber alle meine Zweifel wurden im nächsten Augenblicke erstickt durch die glühenden Lippen meiner Jugendgefährtin, durch ihre heißen Umarmungen, und da vergaß ich denn alles und küßte sie, küßte sie wieder, immer stürmischer, immer wilder und hielt sie umschlungen, als müßte ich all das Leid, das wir uns zugefügt hatten, tief in unseren Herzen zerpressen.

Dann, als wir wieder zu uns kamen, nickte ich ihr lachend zu:

„Jetzt laß den Siegfried kommen! Jetzt gehörst du mir allein.“

„Dir, dir allein.“

„Netty, Toni! Ich faß' es ja noch nicht.“

Sie küßte mich zärtlich:

„Ich hab ja nie einen andern gern gehabt.“

„Den Grafen?“

„Keine Spur.“

„Der ist also nicht dein Verlobter?“

„Was denkst du denn?“

„Auch den Kommerzienrat hast du nie geliebt?“

„Nur dich, nur dich.“

Nun war die Reihe des Beteuerns an mir.

„Ja, glaubst denn du, Toni, ich hätte mich was gekümmert um die andern? Um Jakobine, Berthchen, Franzi, oder wie sie alle heißen.“

„Aber toll hast du's schon getrieben.“

„Weil du so schlimm warst.“

„Ich war ja verrückt.“

„Nein, lieb warst du.“

„Ach, laß dir wieder einen Kuß geben.“

„Da da da du kleine Hochzeiterin.“

„Du fahnenflüchtiger Deserteur, du!“

„Ha, ha, ha! Jetzt bin ich keiner mehr, jetzt bleib ich bei dir.“

„Freilich, ich bin ja deine Frau.“

„Sie haben uns ja selbst getraut.“

„Zum zweitenmal sogar,“ rief sie jubelnd.

„Nun gehören wir wirklich zusammen.“

„Was denn sonst?“ lachte sie. „Drum laß uns hinausspringen, schnell, schnell. Sie sollen uns sehen im vollen Glanz, Arm in Arm.“

„Freilich freilich ich kann's nur noch gar nicht begreifen.“

„Du wirst schon, nun komm! Die müssen sich schön giften!“

„Versteht sich. Am liebsten möchte ich mein Glück gleich in alle Welt hinausstreuen.“

„Du lieber Kerl! Aber nun komm, nun los, los!“

„Halt! Eine Bedingung!“

„Was?“

„Alle zehn Minuten gehen wir da herunter zum Ufer.“

Sie griff mir hastig in die Haare und strich sie aus der Stirne:

„Braucht's nicht, ich küß' dich gleich vor aller Welt.“

„Um so besser! Was sollen wir uns genießen?“

„Vorwärts, vorwärts!“ rief sie.

„Galopp! Die sollen mal was kennen lernen von einem feinen, richtigen Ehepaar.“

Und eng verschlungen eilten wir mit weiten Sprüngen hinauf zum Tanzplatz unter die bunten Laternen und Linden.

Dort empfing uns dröhnender Jubel:

„Hurrah, der Hochzeiter kommt mit der Hochzeiterin!“

Und gleich darauf flogen wir beide von Arm zu Arm.

Der Hochzeitlader aber schwenkte wieder den Stab und schrie wie besessen:

„Jetzt hebt's nur glei' Köpf' und die Füß' in die Höh,
Das Brautpaar, das glückliche Brautpaar, juche!“

„Juche!“ schrieten die andern und hüpfen um uns herum, während sie laut in die Hände schlugen.

Ich nahm diese Huldigungen entgegen wie der Weltumsegler, der nach zahllosen Irrfahrten in die nie vergessene, teure Heimat zurückkehrt. Mit brennenden Augen sah ich hinweg über alle, wie sie uns zuwinkten, über die flatternden Bänder und Tücher, und als nun gar die Musik einen Tusch schmetterte und das letzte, volle Rot der verschwundenen Sonne durch die dunkeln Blätter der Linden auf dem glücklichen Antlitz meiner Hochzeiterin wiederstrahlte, da zuckte es auf in

der Brust von seliger Rührung über die wiedergefundene Geliebte und von froher Erwartung an die nahende herrliche Nacht.

Ich juchzte hinaus in die brüllende Menge und hob die Toni hoch in die Luft.

„Jawohl,“ schrie ich, „jetzt sind wir wirklich Hochzeiter und Hochzeiterin, und jetzt bleiben wir's. Spielt's was lustiges auf, der Brauttanz kommt dran.“

Damit warf ich der Musik einen frisch gepumpten Thaler hinüber und hüpfte mit Netty über den sammetweichen Rasen dahin.

„Bravo, bravo!“ riefen die andern und geberdeten sich, als wäre eine Rakete in sie gefahren.

„Bravo!“ rief Tante Mali, an der wir eben vorbeischnwebten.

Ich überließ meine Toni einen Augenblick den singenden Brautjungfern, die uns immer umtänzelt hatten und drehte mich um.

„Recht hast b'halten, schöne Hollerbäuerin,“ schrie ich und schlug die Hände zusammen. „Recht hast b'halten. Jetzt wird's Ernst.“

„Wird's wirklich Ernst?“

„Und ob, und ob!“

„Siehst du, ich hab's gewußt.“

„Freilich, drum möcht ich dir auch gleich um den Hals fallen.“

„Oho,“ rief sie lachend.

„Ach, sei nicht bös, sei nicht bös, ich bin ja so glücklich, so rasend glücklich.“

„Also darf man gratulieren?“

„Wie du willst, gratulieren oder nicht, glücklich sind wir doch, aber jetzt muß ich wieder fort, schnell wieder fort, denn die Hochzeiterin wartet. Adieu, schöne Bäuerin!“

Sie hielt mich fest bei der Hand:

„Du sollst mir erst noch etwas sagen.“

„Was denn?“

„Was du dir gestern gedacht hast, als du mir zutrankst?“

„Laß mich jetzt fort.“

„Sag mir's vorher.“

„Die Hochzeiterin wartet.“

„Bitte, sag's.“

„Ein andermal.“

„Nein, jetzt gleich.“

„Was werd' ich gedacht haben? Deine schönen Thaler hab' ich bewundert.“

„Du Tropf, du!“

„Glaubst du's nicht? Wenn sie dir nicht gefallen, dann schenk' mir doch den heiligen Georg da.“

„Was fällt dir denn ein?“

„Das wäre was für einen flotten Reitersmann.“

Sie lächelte:

„O ja, aber den Thaler bekommt nur mein Ritter.“

Ich neigte mich übermütig zu ihr:

„Ist das vielleicht der verschollene Schwager?“

Hestig fuhr sie zusammen:

„Bist du still?“

„Es hört's ja niemand. Onkel Ralph, den habe ich eben sitzen sehen, schwer bekneipt unter einer Linde, und zwar ganz gemüthlich neben dem Hochzeittlader aus Indien.“

„Du frecher Bursch, du.“

„Ach, ich möcht' dich ja nur aufzwicken wegen des Thalers.“

„Den bekommst du nicht.“

„Wirklich?“

„Was würde deine Gemahlin sagen?“

„Gar nichts. Zwischen uns giebt's keine Eifersucht mehr, wir wissen, wie wir dran sind.“

„Na, da schau mal hin.“

Sie wies mich zu Netty hinauf. Dort standen zudringliche Bauern und redeten heftig in sie hinein. Jung Siegfried und der Kommerzienrat waren darunter.

„Läßt du dir so etwas gefallen?“ fragte Tante Mali.

„Nein, das allerdings nicht.“

„Aha.“

„Warte nur, die hab' ich gleich draußen.“

Mit einem Satze sprang ich in den Tanzsaal hinein und schwang meine Arme:

„Burschen, Burschen! da her zu mir! Jetzt tritt der Hochzeiter in sein Recht. Alle mir nach, und dann naus, naus, naus mit die Verehrer.“

Das war das rechte Signal! Unter schallenden Juchzern jagte die ganze Rotte mit mir an der Spitze zu Toni, und sofort waren alle Hausfriedensstörer vom Tanzplatz gefegt.

„Um Gotteswillen,“ rief Netty, „muß es denn gar so schlimm sein. Was denken die Herren?“

Ihr Schrecken amüsierte mich.

„Jetzt bin ich der Herr. Verstehst mich? Und was ich dir g'sagt hab', das halt' ich. Ich räum' auf mit dem ganzen Gefindel.“

Jubelnd stimmten die Burschen bei, und als plötzlich im Dunkel der Herr Graf wieder auftauchte, stürzten sie auf ihn los

und faßten nach seinen dürren Beinen. Aber der Ungegriffene wehrte sich aus Leibeskräften:

„Laßt mich durch,“ schrie er, „ich verstehe keinen Spaß.“

Ich ging auf ihn zu:

„Was willst du?“

„Ich will dir meine Meinung sagen. Diese Geschichte da, diese Trauung auf dem Schloß und der Spektakel hier, das ist ein Unfug, ein grober Unfug.“

„Geht's dich was an, wenn ich der Hochzeiter bin?“

„Hochzeiter! Dummheit!“

„Jee! der käm' uns recht,“ schrienen die Burschen und rückten ihm wieder auf den Leib.

„Laßt mich los,“ rief er ärgerlich. „Ihr führt euch gerade so auf, als ob eine wirkliche Hochzeit wäre.“

„Nun, und wenn's eine wirkliche wäre?“ fragte ich paßig.

„Unsinn.“

„Was?“

„Seid doch still!“ rief Netty.

„Ich hab' zu befehlen,“ brüllte ich, „und mit meiner Frau redet mir keiner mehr ein Wort von den dummen Laffen.“

„Laffe? . . . Laffe? Dafür entschuldigst du dich,“ schrie der Siegfried.

„Entschuldigen? Das giebt's net bei einem rechtschaffenen Bauern.“

Der Herr Graf zitterte vor Wut und spielte mit seinem Monocle:

„Gut — gut, wenn du in dieser Masquerade bleibst, dann werde ich dir näheres wissen lassen, sobald du wieder abgesetzt bist als Hochzeiter.“

„Da kannst du lang warten.“

„Ich werde dich schon finden.“

„Schick mir deine Zeugen, das ist mir sehr lieb. Aber jetzt hast du die höchste Zeit.“

Ich winkte den Burschen zu, und gleich darauf war der Herr Graf wieder von der Bildfläche verschwunden.

„Guter Gott,“ rief Netty, „jetzt kriegst du eine Forderung.“

„Na, dann schlag ich mich eben.“

„Aber, das ist ja gräßlich.“

„Was ist da gräßlich? So 'nen Kerl schieß' ich gern über den Haufen.“

„Nein, nein.“

Ich ergriff ihre Hände und sah ihr tief in die glänzenden Augen beim Scheine der Fackeln:

„Es geschah ja dir zu Liebe.“

„Das sollst du doch nicht,“ sagte sie langsam.

„Alles thü ich für dich, alles, Netty, alles! Aber mir allein gehörst du dafür auch. Verstehst du, Netty, nur mir.“

„Droh mir nur nicht gleich mit der Faust.“

„Ja, in dem Punkt kenn' ich gar keinen Spaß. Hausfreunde giebt's nicht.“

„Aber reden darf ich doch noch mit andern.“

„Nein, nein, das duld' ich nicht.“

„Allmächt'ger Himmel! Du hast's ja gut vor.“

„Ich wahr' mir mein Recht, und wenn dir noch einmal einer nahe kommt, dann hau' ich ihn krumm und lahm.“

Sie starrte mich ganz erschreckt an. Ihr Auge hatte etwas fremdes und scheues bekommen, sodaß ich sofort einlenkte.

„Komm mit,“ sagte ich ruhiger.

„Wohin?“

„Du weißt schon,“ flüsterte ich und legte meinen Arm um sie. Langsam führte ich sie heraus aus dem Getriebe der Menschen. Wir gingen vorüber am Gasthaus, an den mattbeleuchteten Tischen, wo alles wüßt durcheinander brüllte, und wanderten wieder hinab, Schritt für Schritt, zu den Weiden am Ufer. Die Nacht war lange heraufgezogen über die weiten, endlosen Gewässer und hatte Berge und Ufer verschlungen. Schwül und drückend schlich sie durch die buschigen Wege, die wir entlang gingen.

Ich holte tief Atem und preßte Netty fester an mich.

„Sei wieder gut,“ begann ich endlich, „ich war so heftig, heut an unserm Hochzeitsabend!“

Sie verhielt sich noch immer ganz schweigsam.

„Schau, ich kann's nicht sehen, daß sie um dich herumspringen, und wahrhaftig, wenn mir heute noch einer in den Weg gekommen wäre, ich wüßte nicht, was ich angefangen hätte.“

„Und was thust du denn morgen?“ fragte sie leise. „Übermorgen und in den nächsten Jahren? Willst du da auch jeden totschiagen, der mich anspricht?“

„Ach, Netty, an morgen, da denk ich noch nicht, das ist furchtbar, furchtbar.“

„Wieso?“

„O wenn wieder diese verruchte Prosa des Lebens daherkumpelt.“

„Mußt du schon wieder weg?“

„Um fünf Uhr soll ich auf meinem Rappen sitzen.“

„Und dann?“

„Dann . . . dann . . . dann geht's noch im Manöver herum ein paar Wochen.“

„Und dann — dann?“

„Ja, dann kommt das Schrecklichste — im Herbst soll ich fort in die Fremde.“

„Fort, ganz fort?“

„Ja, auf Jahre.“

„Ach, du armer Junge. Was sollst du denn da?“

„Lernen soll ich was, sagt mein Vater.“

„So ein Unsinn! Was brauchst du denn noch zu lernen?“

„Nicht wahr? Als ob man sich nicht schon genug geplagt hätte! Ach, das Hundeleben! Laß uns nicht daran denken, Netty.“

„Doch, reden wir nur von der Zukunft.“

„Nein, nein, nur ja nicht! Ich will nichts hören von der Zukunft und vielleicht . . . vielleicht lauf' ich sogar von meiner Schwadron noch weg.“

„Du wirst doch nicht.“

„Ich weiß nicht, was ich noch alles anfange. Jetzt aber bin ich bei dir, bei dem liebsten, was ich hab' auf der Welt, und will nicht denken, was morgen alles kommt. Gib mir einen Kuß, komm, komm, geh her.“

Wir umschlangen uns wieder und schritten langsam über die Insel hinweg, beide ganz versunken in tiefe Gedanken. Netty hatte ihren Arm in den meinen gelegt und ließ sich führen durch das nächtliche Dunkel. Still und heimlich war's in den dichten Gebüsch, nur manchmal tönte es leise vom Strande herauf von feinen, kräuselnden Wellen in die stille, lauwarme Sommernacht. Wir wanderten lange herum, ohne zu reden, ohne aufzusehen.

Ich konnte Nettys Antlitz nicht mehr erkennen, aber das leise Zittern, das ihren Arm durchlief und ihr schneller Atem verrieten mir, was in ihr vorging, und wenn ich die dunkle Gestalt feurig an mich preßte, war mir's, als käme über ihre heißen Lippen eine bange, ängstliche Frage. Gleich darauf schritt sie wieder wortlos an meiner Seite dahin, und erst dann, als die Tanzmusik herunterschmetterte, und der ganz heißere Hochzeitlader mit dem Rest seiner Stimme ein Lied an die Gäste brüllte, fuhr sie zusammen und packte mich fester.

„Es muß schon spät sein?“

„Ich weiß nicht.“

„Wollen wir nicht hinaufgehen ins Gasthaus?“

„Bleib, bleib hier.“

„Aber . . .“

„Ich bitte dich, Toni, ich bitte dich.“

„Und wenn sie fortfahren?“

„So laß sie zum Henker gehen.“

„Mein Gott, wir müssen doch hinauf.“

„Warum denn? Warum können wir nicht hier bleiben?“

„Aber Seppl, wir . . .“

Ich unterdrückte ihren Einwand mit einem Kusse und führte sie ganz hinaus an das weite, dunkle Gewässer. Still, ganz still war es wieder geworden. Gäste und Tanzmusik waren verstummt. Wir hörten nichts mehr als unsern eigenen, hastigen Atem. Noch zärtlicher drückte ich die Hochzeiterin an mich.

„Ach, Netty, schau, diese Pracht, diese Ruhe! Hier auf der Insel, fern von aller Menschheit, so ganz, ganz allein — wär' das nicht herrlich?“

„Ganz abgesehen, nein, das könnt' ich nicht.“

„Wenn du bei mir wärst, könnte ich es sofort.“

„Aber doch nicht immer, doch nicht ein Lebenlang?“

„Netty, Netty! Wo ist deine einstige Poesie, deine Schwärmererei für das romantische Schloß mit Magda und Waldemar?“

„Ja, das ist was anderes, auf Schöffern da empfängt man Gesellschaften, da sieht man Welt und Leute, aber hier auf der Insel? Nein, nimmer.“

Und sie eilte ein paar Schritte voran, als fürchte sie sich bei dem Gedanken.

Sofort war ich wieder an ihrer Seite:

„Wenn ich dich aber bitte, bleib doch, bleib bei mir, laß die andern hingehen, wohin sie wollen, Netty, wenn ich dich bitte?“

„Sei doch vernünftig!“

„Hochzeiterin, bleib bei mir, wenigstens jetzt, nicht diesen Abend zurück in das elende Alltagsleben.“

„Es geht nicht.“

„Laß uns das Fest nicht beschließen mit diesen betrunkenen Bierphilistern da oben.“

Sie umarmte mich lachend:

„Du alter, närrischer Seppl, du!“

„Netty,“ rief ich glücklich, „Netty, jetzt gehörst du erst recht mir.“

„Sei doch nicht gar so stürmisch!“

„Ach, ich möcht' dich ja am liebsten toddrücken.“

Sie erwiderte meine Küsse:

„Jetzt seh ich, du bist der gleiche geblieben.“

„Wie denn, du Herzensmädcl?“

„Derselbe alte Phantast.“

„Phantast?“

„Ach, sei still, ein lieber Kerl bist du ja doch trotz deiner Einfälle.“

Ich wollte ihr erwidern, aber plötzlich fuhr sie zurück und hielt den Atem an:

„Horch, horch, da kommt jemand.“

Ich ließ sie los und sah mich erschreckt um. Wir waren am Ende der Insel angelangt. Zu unsern Füßen die glucksenden Wellen und ein herrenloser Kahn im leise raschelnden Schilf, das sich wie ein trotziger Wall gegen Wasser und Menschen aufbaute. Sonst weit und breit nichts zu hören und nichts zu sehen in der finstern Nacht.

„Du hast dich geirrt,“ sagte ich leise.

„Nein, ich hab's deutlich gehört.“

„Ach was, du bist ein herziges, furchtsames . . .“

„Sei doch still,“ rief sie und hielt mir den Mund zu. Da — da.“

Jetzt hörte ich's auch. Von der Insel kamen Menschen herab. Rote Fackeln leuchteten von weitem durch die dichtverschlungenen Zweige, und jetzt, jetzt rief es auch, zweimal nacheinander.

„Hochzeiter und Hochzeiterin!“ drang es herbei aus der Ferne.

Jählings fuhr Netty zusammen.

„Die suchen uns. Um Himmelswillen, die suchen uns.“

„Aber finden werden sie uns nicht,“ rief ich entschlossen.

„Was sollen wir anfangen?“

„Das ist sehr einfach.“

„Wir gehen hinauf,“ drängte sie, „wir gehen hinauf.“

„fällt uns gar nicht ein.“

„Aber wir können doch nicht hierbleiben bis sie uns erwischen.“

„Nein, das thun wir nicht.“

„Nun, was denn?“

„Netty, Netty! Wir reißen aus.“

„Seppl!“

„Für was steht denn der Kahn da?“

„Bist du bei Trost,“ schrie sie. „Wohin sollen wir denn? Wohin denn?“

„Wohin's uns eben treibt, ganz gleich.“

Ganz entsetzt riß sie sich los von mir.

„Da geh ich nicht mit,“ sagte sie fest.

Ich umfing sie aufs neue und drängte sie hastig zum Schiffe:

„Du wirst mitgehen, Netty, du wirst mitgehen.“

„Niemals, niemals.“

„Netty, ich sag dir, du folgst mir.“

„Josef! Noch ein einziges Wort, und ich schrei so laut, daß sie alle hierherkommen.“

Statt aller Antwort faßte ich sie mit beiden Armen und hob sie schnell in das Boot. Dann stieß ich mit einem festen Ruck weit ab vom Ufer durch Sand und durch Schilf, indem ich ihr nachsprang.

Jetzt erst, als der Kahn pfeilgerade ins dunkle Wasser hinausflog, kam sie zu sich.

„Kehrst du um oder nicht?“ schrie sie.

„Jetzt geht's naus in den See, Hochzeiterin.“

„Du? du?“

„Jawohl, jetzt wird's Ernst.“

Sie sprang über beide Bänke zu mir herüber und griff nach den Rudern:

„Dorthin, nach der Insel fährst du sofort.“

„Nach, was du willst, ich thu's nicht.“

„Nach der Insel, hörst du nicht?“

„Nein, es giebt kein zurück mehr.“

Und immer weiter trieb ich in die Nacht, ins ungewisse.

Nun aber richtete sie sich auf in ganzer Größe.

„Zum letztenmal, du kehrt um!“

„Nein, sag' ich.“

„Pfui, das ist niederträchtig von dir.“

Jetzt sprang auch ich in die Höhe, daß der Kahn umzuschlagen drohte. Und nun schwang ich beide Fäuste vor ihr, als müßte ich in der gähnenden Finsternis die glühenden Funken aus den Augen treiben.

„Schrei doch um Hülfe, wenn du mich los sein willst, aber, das sag' ich dir, beim ersten Laut, da spring' ich ins Wasser, und dich, dich nehm' ich mit.“

Sie erwiderte nichts mehr. Aber aus ihrer Brust kam es heraus mit einem unterdrückten, ohnmächtigen Wutschrei, ächzend und stöhnend. Mit beiden Armen machte sie eine verzweifelte Bewegung gegen mich, dann ließ sie sich schwer in das Boot fallen und schlug die Hände vor das Gesicht.

Eine Weile trieben wir so dahin. Ich stand immer vor ihr und starrte in das Dunkel hin. Noch huschten einige Lichter auf und nieder in der Richtung, wo die Insel liegen mußte, noch könnte es ganz aus der Ferne herüber, das rufen nach Hochzeiter und Hochzeiterin, aber auf einmal brach es ab, ganz plötzlich, ganz jäh, und gleich darauf verschwanden auch die feurigen Punkte, als hätte ein Windhauch sie alle verweht.

Wir waren in Sicherheit. Niemand mehr konnte uns finden in der gähnenden Finsternis, in die wir immer tiefer hinausgezogen wurden, wohlgeborgten vor Menschen und Spürhunden.

Jetzt beugte ich mich leise herab:

„Netty,“ begann ich ruhig. „Netty, gib mir deine Hand.“

Unbeweglich blieb sie sitzen.

„Netty, sei verständig, ich lieb' dich ja über alles auf der Welt.“

Da stampfte sie vor Zorn auf den Boden:

„Nein, das ist aus.“

„Was ist aus, du närrisches Ding du?“

„Alles . . . alles, mit dir bin ich fertig.“

Ich setzte mich neben sie und faßte sie sanft um die Hüfte.

„Netty, hör' mich mal an. Ich bin dir doch so gut . . .“

„Geh weg von mir!“

„Nein, ich geh nicht weg, du Herzensmädel. Schau, jetzt sind wir endlich ganz allein, kein Licht ist mehr zu sehen von der ganzen Hochzeit, nur du und ich, wir sind noch beisammen und bleiben beisammen fürs Leben.“

„Wir? Wir sind fertig für immer.“

„Red doch nicht so, du süße, kleine Frau.“

„Laß diese Scherze,“ schrie sie wütend. „Für dich hab' ich nur noch Verachtung.“

„Was?“

„Die tiefste Verachtung!“

„Netty, du sprichst auf eine Weise“

„Wie dir's gebührt. Du hast gemein gehandelt, du hast mich kompromittiert als Dame vor den Leuten, du hast“

Ich sprang auf und unterbrach sie mit wütendem Gelächter.

„So? So? Das ist's, damit kommst du jetzt daher? Ha, ha, ha, ha! Die Komödie mit der Hochzeit habt ihr inszeniert, halb verrückt habt ihr mich gemacht, aber wenn's drauf und dran kommt, und der Herr Hochzeiter zieht nicht wieder zur rechten Zeit Schlafrock und Filzpantoffeln an, dann — dann geht das zimperliche Geschrei los!“

„Was du dir nur herausgenommen hast von mir zu glauben?“ schrie sie entrüstet.

„Jedenfalls was ganz anderes, als was du von mir geglaubt hast, teure Netty.“

„Ja, das mag stimmen.“

„Allerdings,“ rief ich. „Dir hat es gerade gepaßt auf einen Tag mit mir spielen zu können, weil ich zufällig des Weges kam und der rechte war mit meinem Bauernschädel. Jetzt ist die Hochzeit vorbei, der Bräutigam fliegt wieder hinaus, und morgen kommt ein anderer dran.“

„Das weißt du so sicher?“

„Die Reihenfolge will ich dir sagen, vom Herrn Grafen zum Baron, bis zum dicken, alten Kommerzienrat herunter.“

„Und wenn's der Kommerzienrat wäre!“ schrie sie heftig. „Ich nehm tausendmal lieber noch den, der mich verehrt, auf Händen trägt, der mir alles giebt, was ich will, als einen Burschen, der noch gar nichts ist und meine Ehre aufs Spiel setzt.“

„Du entpuppst dich ja reizend.“

„Ich sag' nur die Wahrheit.“

„Ich dank dir, ha, ha, ha, Netty, ich dank dir für deine Offenheit! Immerzu! Heirat ihn, den Kommerzienrat, es wird eine herrliche Ehe voll schmachtender Liebe.“

„Liebe?“ schrie sie rasend, „das will ich nicht mehr, darüber bin ich hinaus! Liebe giebt's nicht, das hab ich kennen gelernt an all den girrenden Tröpfen, die immer herumhüpften und mir das ganze Leben verfekelten, an dem Siegfried hab ich's kennen gelernt, der mir die Cour schneidet und doch immer der hochmütige Aristokrat bleibt, und heute mit dir und deiner gemeinen Gesinnung hab' ich's wieder kennen gelernt. Nun ist's aber auch aus — da gleich besser eine Vernunftheirat!“

Mir war es, als müsse uns beide das Wasser verschlingen! Vor einer Stunde noch die brennendsten Küsse, die zärtlichsten Schwüre, und jetzt eine Rechnung, so kalt und so klar, wie mit Kreide auf die blanke Wirtshaustafel geschrieben. Ich konnte es noch nicht glauben.

„Netty, Netty! Es ist ja nicht wahr, was du redest, du sieberst ja, du bist ja wahnwitzig.“

„Doch, das ist mein Glaube, mein Evangelium.“

„Das lügst du nur alles, ich — ich will sagen, das . . . das übertreibst du!“

„Nein, nein.“

„Ach du bist trotzig, und ich bin's ja auch, du weißt nicht mehr, was du gesagt hast.“

„Wort für Wort will ich dir aufzählen.“

„Aber du bist ja viel zu gut, du glaubst es ja selber nicht. Geh, du hast mich ja doch lieb, du herzige Hochzeiterin.“

„Hochzeiterin?“ schrie sie außer sich. „Sag mir's nicht noch einmal, das Schandwort.“

„Netty!“

Sie zerrte den Blütenkranz aus den Haaren und zerriß ihn in Stücke.

„Da da fort, fort damit, mit der Hochzeiterin!“

Wie vom Schlage getroffen taumelte ich zurück. Dann aber lachte ich auf, noch wütender als zuvor:

„Gut denn, wirf's nur herunter, dein Maskenzeichen, jetzt ist mir's recht, ganz recht, denn nun ist's vorbei mit uns beiden.“

Mit rasender Wut stampfte ich auf die abgesetzten Blüten und warf sie ins Wasser hinaus. Dann aber sprang ich entschlossen mit einem Satze zu den Rudern zurück.

„Wohin soll ich fahren? Gib Antwort, schnell, schnell.“

„Zu den andern.“

Ich blickte über den See. Dort zum Festland hinüber bewegten sich schaukelnde, leuchtende Punkte in langer Reihe. Das mußten die Kähne der heimkehrenden Gäste sein.

Ohne ein Wort zu verlieren steuerte ich nach den Lichtern mit rasender Schnelligkeit. Noch gingen sie hintereinander, lautlos und ernst, als trügen sie schlafende Menschen zum Festland hinüber, bald darauf aber sammelten sie sich und fuhren auf, eines nach dem andern, am dunkeln Ufer, eine weite, lange, glänzende Perlenkette.

Ich trieb direkt darauf zu und setzte keinen Augenblick aus. Erst als wir näher kamen und beim Schein der Laternen und Fackeln Nettys verzerrtes Gesicht wieder auftauchte, zog ich die Ruder hoch und ließ das Boot in den Kies laufen.

Knirschend fuhr es über die Steine hinweg mit einem schrillen Ton, der mir durch Mark und Knochen ging.

„So, jetzt, mein Fräulein, jetzt sind wir am Ende.“

Damit wies ich meine Begleiterin auf die gaffenden Menschen am Ufer, die sich eilig herandrängten, und sprang aus dem Boote, ohne mich umzusehen.

Im nächsten Augenblick war ich umzingelt von allen Seiten, aber nicht mehr jubelnd und jauchzend stürmten sie auf mich los, die biedereren Landleute und Gäste der frohen Hochzeit, wie drüben auf der Insel oder gestern zum Polterabend, sondern scheu, verlegen und ängstlich, als erwarteten sie alle von dem, der dem Kahne entstieg, die furchtbare Kunde, daß im finstern See an die tausend ertrunken seien.

„Wo seid ihr denn geblieben? Was ist denn das? Überall hat man euch gesucht?“

So tönte es um mich herum die wenigen Schritte, die ich zum Festland hinaufging. Ganz im Hintergrunde aber hörte ich die Stimmen meines adligen Jugendfreundes und des dicken Kommerzienrats, und die beiden unentwegten Verehrer meiner verfloffenen Zukünftigen leiteten das holde Lied ein, das nun bald von Mund zu Munde ging:

„Ein netter Skandal — ein netter Skandal!“

Ja, ja, die Feier war vorbei! Die Fackeln brannten schon trüber und näherten sich dem Erlöschen, die Blumen begannen zu welken, die Gäste gingen nach Hause. Aber der Hochzeiter darf nicht mit der Hochzeiterin gehen ins Brautgemach mit der großen Himmelbettstatt und der frühbereiten Wiege, sondern bleibt barhäuptig am Wege stehen, wie er gelandet ist, als ein Geächteter, als ein Verfehlmter. Alle sieht

er vorüberziehen, wie sie ihn da gefeiert haben, aber keiner mehr hatte einen Blick für ihn, höchstens einen spöttischen oder entrüsteten.

Sonderbar war es anzusehen. Der Herr Hochzeiter ging schweigend voran, einen eleganten Paletot über dem bunten Kostüm, dann kamen die Brautjungfern, ganz dicht verhüllt in große Schawls, die Musiker mit den verpackten Blechinstrumenten, wankende Bauern mit Frauen und Kindern, Fackelträger und Ruderknechte und ganz am Schlusse die leichenblasse Hochzeiterin mit zerzausten Haaren am Arm ihrer zornglühenden Mutter.

Ich blickte dem geisterhaften Zuge nach, wie zu Stein verwandelt. Kein Gefühl, keine Empfindung hatte sich geregt, als diese verkäpterten Gestalten mit dem letzten Aufwand sittlicher Entrüstung an mir vorüberzogen, und auch als ich sie wieder erblickt hatte, die mir heute so heiß in den Armen gelegen und mir tausend Küsse gegeben hatte, da war ich gleichgültig geblieben und nicht aufgewacht aus der dumpfen Betäubung. Wie etwas längst erstorbenes war sie vorbei gezogen.

Und nun stand ich immer noch da und blickte stier in die Nacht hinein, wo sie verschwunden war, ein obdachloser Wanderer, der den Weg und den Anschluß verfehlt hat.

Aber plötzlich drehte ich mich um. Dort vom Ufer kam etwas herauf mit langsamen Schritten. Ein Nachzügler wohl, der jetzt erst gelandet war. Auch diesen wollt' ich vorüber lassen, ohne ihn anzureden. Aber was da im Dunkel herauswuchs, das war eine hohe, stattliche Frau, und die ging nicht vorbei, wie die andere, sondern blieb stehen vor mir und legte die Hand gar sanft auf meine Schulter.

„Armer Hochzeiter,“ sagte sie.

Ich horchte auf. Wie Berge fiel es mir von der Brust, als ich diese Stimme erkannte, und all meine dumpfe Unmachtung löste sich mit jäher Gewalt in einen lauten, jubelnden Schrei:

„Hollerbäuerin, du . . . du bist's?“

„Freilich, du alter Junge,“ sagte sie.

„Und du kommst noch zu mir, wo die ganze Gesellschaft mich verächtlich verstoßen hat?“

„Ach, was geht mich die Gesellschaft an? Um die hab' ich mich niemals gekümmert im Leben.“

Mir wirbelte es durch den Kopf von Freude und stolzer Genugthuung.

Die Hochzeiterin war mir entrissen, aber an ihrer Stelle stand die herrliche Frau vor mir, die dem dummen Buben von Kindheit an freundlich zugelacht hatte bei all seinen verliebten, großen Thorheiten, und die ihn auch jetzt nicht verließ, wo er einsam herumirrte in seiner Hochzeitsnacht, den verwelkten Rosmarinzweig im langen, schweren Rocke.

Ganz glücklich ergriff ich ihre Hände und zog sie abwechselnd an meine Lippen.

„Hurrah,“ schrie ich, „jetzt kann mir die ganze Bande gestohlen werden.“

„Bist du doch so vergnügt, du abgeblitzter Hochzeiter, du?“

„Hast du's gemerkt?“

„Ich hab' alles gemerkt.“

„Na, dann sag selbst, ob ich nicht lachen soll über mich und die andern, wie sie da 'nauf gezogen sind?“

„Also nahe geht's dir nicht?“

„Wenn ich endlich merk, was ich für ein Esel gewesen bin?“

„Wirklich?“

„Der ewige Hochzeiter, der schmachtende Liebhaber, den alle an der Nase herumführen? Ach, Dummheit, ich pfeif' auf die albernen Mädels. Du geh her, schöne Hollerbäuerin und gieb mir einen Kuß!“

„Und wenn du morgen wieder vor der Netty kniest?“

„Dann kannst du mir eine Ohrfeige geben, jetzt aber möchte ich den Kuß.“

„Oder vor der Franzi?“

„Nix da, nix da, frei will ich sein.“

Sie fiel mir lachend um den Hals.

„Bravo,“ rief sie, „das lob ich mir. Führ's aber auch durch.“

Ich drehte sie im Kreise herum, daß ihre Thaler flirrten.

„Das versteht sich! Jetzt fang' ich zu leben an, jetzt geh' ich in die Welt hinaus, aber von dir, du schöne Hollerbäuerin, laß ich mir den Segen spenden.“

Dreimal küßte sie mich nacheinander.

„Da — genügt dir das?“

„Nein,“ lachte ich und faßte nach ihrem Nieder. „Ich will schon noch etwas haben.“

„Was denn?“

„Den Georgithaler, den will ich auch, schöne Bäuerin, mit dem reit' ich in die Welt hinaus.“

Zweifelnd wiegte sie den Kopf:

„Du,“ sagte sie leise, „das ist eine gefährliche Geschichte.“

„Warum? Warum? Ein Soldat kennt keine Gefahr.“

„Ja, den Georgisthaler geb ich nur meinem Ritter.“

„Bin ich das nicht?“ rief ich übermütig.

Sie lachte:

„Bis jetzt warst du nur Knappe, ein sehr verliebter Knappe.“

„Nun, so schlag mich zum Ritter, und gib mir den Thaler!“

„Gut, du sollst ihn haben!“

„Das ist ein Wort,“ rief ich jubelnd, „ich schenk dir auch was dafür.“

„Nun?“

„Den Hochzeitsstrauß, zum ewigen, bleibenden Andenken.“

Und wieder fielen wir uns in die Arme und küßten uns stürmisch.

*

*

*

Weithin über den schweigenden See und die dämmernden Thäler blasen Alarmtrompeten den Weckruf. Hoch herauf tönen sie über die Hügel, und hinaus schmettern sie den Anbruch des Tages in die Ebene, wo sich's sammelt für neue Schlachten und Thaten. Von allen Seiten strömt es herbei; aus Dörfern und Wäldern, von Soldaten und Pferden unter Trommelwirbel und Fanfarengeschmetter. Aber keiner zieht so feck in den Streit, als der junge Ritter, der da herabkommt die leuchtenden Höhen auf stolzem, tänzelndem Rosse und langsam hinauszieht in den glänzenden Morgen voll Licht

und voll Zukunft. Die aufgehende Sonne bestrahlt sein Gesicht, der Frühwind bläst ihm durch die Haare, und ein stolzes Lächeln spielt um seine Lippen, denn dort, wo der Degen blitzt, am ledernen Gürtel, trägt er den Talisman, den er errungen hat, den schweren, schönen Georgithaler.





SPECIAL

86-B

31905

